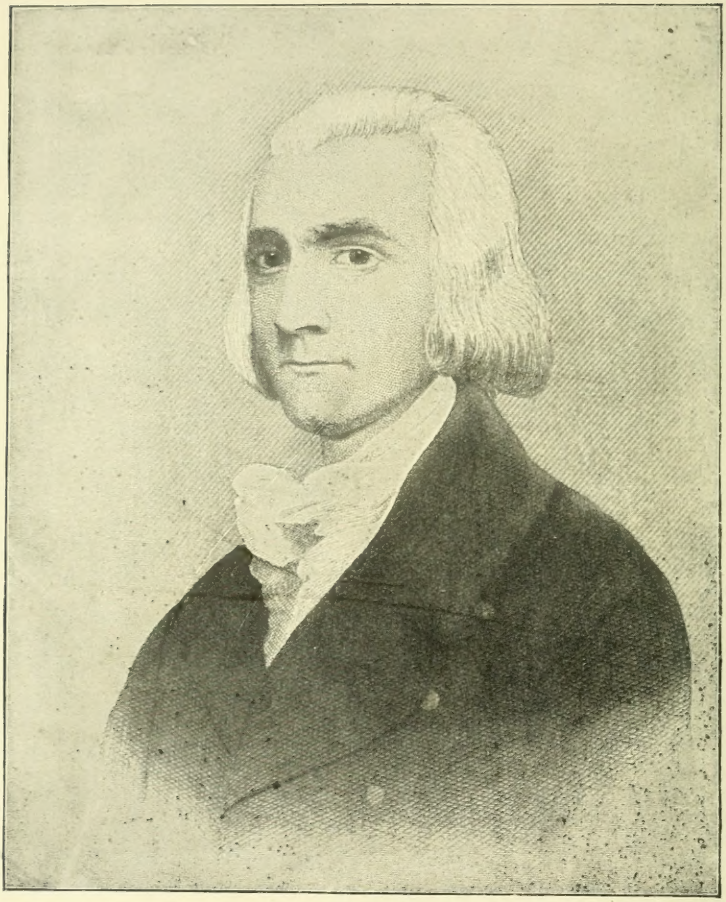
3 1761 08163358 8

Lebensbücher der Jugend

Washington Irving
Astoria

Presented to
The Library
of the
University of Toronto
by

Mrs.C.D.Bertram



John Jacob Aston

Aus „Rudolf Cronau, Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika". Berlin, Dietrich Reimer.

Lebensbücher der Jugend
Herausgegeben von Dr. Friedrich Düsel
Band 10

Astoria

Von **Washington Irving**

Frei aus dem Englischen übertragen von E. von Kraatz.
Mit 11 Abbildungen, 10 Einschaltbildern und einer Karte.

429800
22.11.44

Verlag von George Westermann in Braunschweig

F
880
I715
19--

Druck von George Westermann in Braunschweig.

Vorwort

Es hieße, edle Samenkörner mißachtet und ungenutzt verkommen lassen, wollte eine auf den neuen Erkenntnissen der Jugendschriftenbewegung aufgebaute Sammlung wie diese „Lebensbücher" die Freude der Jugend an Gefahren und Abenteuern, zumal solchen, die von einer romantischen Ferne umsponnen sind, sich nicht fruchtbar zu machen suchen. Wie Defoes Robinson (Band 8), so sollen auch Coopers Lederstrumpferzählungen und noch manche andre ausländische und deutsche Abenteuergeschichte Heimatsrecht in dieser Sammlung erhalten. Doch scheint uns der reale Geist unsrer Gegenwart mittlerweile eine Ergänzung solcher noch heute unveralteten Bücher zu fordern. Wie im Leben ringsum alles auf fördernde Tätigkeit und schöpferische Arbeit drängt, so sollte auch die Teilnahme der Jugend früh für Männer und Taten gewonnen werden, die nicht die Wirklichkeit flohen, sondern sie durch kühne Eroberungen und zähe Tatkraft um neue Werte bereicherten. Ein Volk, das sein nationales Gepräge von dem Realpolitiker Bismarck empfangen hat, würde sich gegen seine eigne Entwicklung undankbar erweisen, wenn es seiner Jugend nicht Lebensbilder und Schilderungen in die Hand gäbe, aus denen ein verwandter, die Wirklichkeit ergreifender und bezwingender Geist spricht. Aus dieser Überzeugung heraus haben wir den „Lebensbüchern" Washington Irvings „Astoria" einverleibt, die klassische Schilderung jener Gründung, durch die der Name des Deutsch-Amerikaners Astor vor allem auf die Nachwelt gekommen ist.

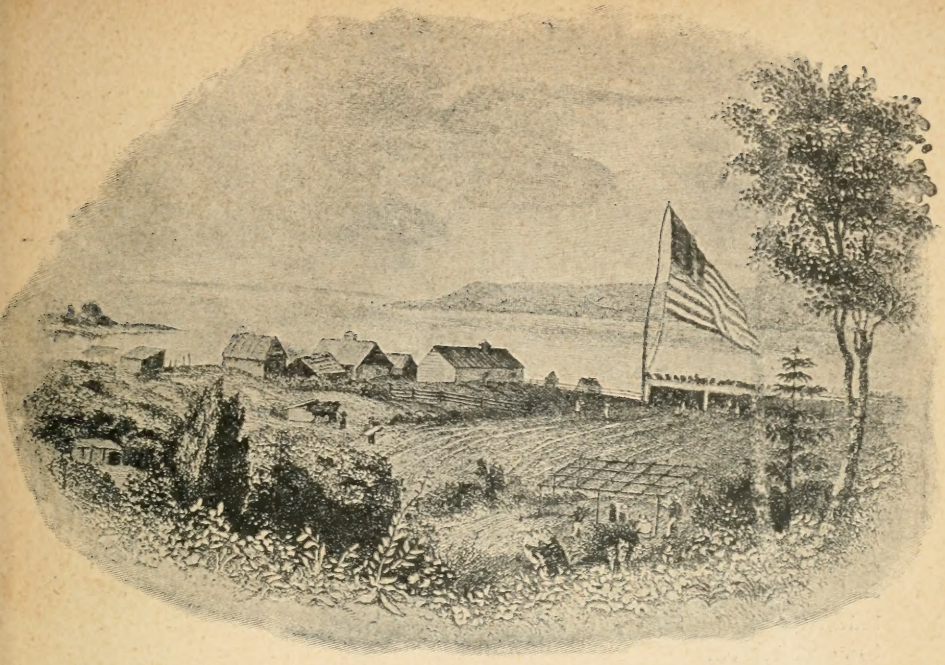
„Klassisch" nennen wir das Werk in doppeltem Sinne. Zunächst seines Inhalts wegen. Es schildert ein Unternehmen, das, so klein es im Rahmen der großen Staaten- und Völkergründungen des letzten Jahrhunderts erscheinen mag, in sich all die aufbauenden Kräfte des Geistes und des Charakters birgt, die nötig waren und noch heute nötig sind, die Kultur der Welt um einen Schritt weiter zu bringen. Es ist der Geist des großen Kaufmanns, der sich hier seinen Körper baut; es ist der in die Ferne schweifende, aber alles Ferne und Nahe endlich wieder an einem Punkte organisatorisch sammelnde Unternehmungsgeist, der hier seine Triumphe feiert.

Johann Jakob Astor, 1763 in dem badischen Städtchen Walldorf bei Heidelberg geboren, kam über London, wo er bei einem älteren Bruder musikalische Instrumente verfertigen gelernt hatte, 1784 nach Amerika und legte hier den Erlös seiner Instrumente in Pelzwaren an, die er durch direkten Verkehr mit den Indianern aus erster Hand erwarb. Der Erfolg war ihm günstig, so daß er schon nach einigen Jahren eigne Handelsexpeditionen ausrüsten konnte. Sein kaufmännischer Weit- und Scharfblick riet ihm, sich hauptsächlich dem Handel mit England und China zuzuwenden. So wurde er der erste amerikanische Kaufmann, dessen Fahrzeuge auf beständigen, zwei Jahre und länger dauernden Handelsreisen

den Erdball umkreisten. Schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts war Astor einer der reichsten Männer New Yorks, aber einer, der seine Güter nicht ruhen ließ, sondern sie immer von neuem, zu immer weitergreifenden Unternehmungen mobil machte. Ihm zuerst trat die große Handelsbedeutung der Nordwestküste Amerikas vor die Seele, und so rüstete er 1810 zwei Expeditionen aus, von denen die eine zu Wasser, die andre zu Lande nach dem Oregongebiet aufbrach. Die Geschichte dieser Expeditionen ist es, der in dem vorliegenden Buche ein Denkmal gesetzt wird, ein Denkmal, das ruhmvoll bleibt, auch wenn wir erfahren, daß der Erfolg dieser kühnen Unternehmung durch Verrat und Ungunst der Zeit bald wieder zunichte gemacht wurde.

Dieses Denkmal hat die Hand eines Künstlers errichtet und ihm so über die Tatsachen hinaus Dauer und Wert verliehen. Washington Irving (1783—1859), der Begründer der eigentlichen amerikanischen Literatur, von dem Thackeray gesagt hat: „Er war der erste Gesandte der neuen Literatur an die alte", verleugnet auch in diesem nach Papieren Astors geschriebenen Buche keinen Augenblick den selbständigen Schriftsteller von Geist, Humor, Welt- und Menschenkenntnis. Lebensvolle Darstellungskraft verbindet sich mit künstlerischer Beherrschung der Sprache. Die feine Stimmungskunst seines Sketch-Book finden wir in „Astoria" ebensogut wieder wie den gesunden Mutterwitz und Menschenverstand seiner „Knickerbocker's History of New York", dieser vor hundert Jahren erschienenen „Urgeschichte" der amerikanischen Hauptstadt, in der er ein von liebenswürdigem Humor erhelltes, meisterhaftes Bild ihrer holländischen Periode entwarf. Eigne abenteuerreiche und wechselvolle Erlebnisse sorgten bei all seinen literarischen Arbeiten für die frische Farbe des Lebens. Zur Zeit der Gründung Astorias nahm Irving als Adjutant des Generals Tompkins am englischen Feldzuge teil; im Frieden beteiligte er sich mit seinem gesamten Vermögen an einem großen Handelsunternehmen; in den vierziger Jahren war er Gesandter in Madrid. So konnte er der Biograph des ihm geistesverwandten Oliver Goldsmith, des Dichters des „Pfarrers von Wakefield", aber auch der George Washingtons (nach dem er seinen Vornamen hatte) und der des Christoph Columbus werden und in all diesen Arbeiten Schöpfungen geben, die aus dem Leben für das Leben wirkten.

Unsre Bearbeitung beschränkt sich im wesentlichen auf Kürzungen, sucht aber den Stil, namentlich die erfrischende Unmittelbarkeit des Originals möglichst zu erhalten. Die Abbildungen sind nur als stimmungfördernde Beigaben gedacht; ausdrücklicher erläuternder Illustrationen bedürfen die anschaulichen Schilderungen Irvings kaum. Die landschaftlichen und genrehaften Szenen stammen aus dem zweibändigen Werke des Prinzen Maximilian von Wied „Reise durch Nordamerika", das ungefähr auf den Zuständen derselben Zeit fußt; die Indianertypen sind dem Bilderwerk von Grinnell „North Indians of to day" entnommen.



Astoria im Jahre 1812.

Aus „Rudolf Cronau, Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika". Berlin, Dietrich Reimer.

I.

Der Pelzhandel in Kanada — Johann Jakob Astor und sein großer Handelsplan — Ausrüstung zweier Expeditionen — Die „Tonkin" und Kapitän Thorn — Die „Voyageurs" — Astors Instruktionen — Zwistigkeiten an Bord der „Tonkin" — König Kamehameha I — Ankunft am Columbia — Die ersten Verluste der Expedition — Der einäugige Flachkopfhäuptling — Gründung von Astoria.

Es gibt zwei Handelsobjekte, die in der Anfangsgeschichte Amerikas zu weitgehenden und waghalsigen Unternehmungen Veranlassung gegeben haben: die Edelmetalle des Südens und das kostbare Pelzwerk des Nordens. Während der feurige und prachtliebende, von der Sucht des Goldes entflammte Spanier seine Entdeckungen und Eroberungen über die von der südlichen Sonne versengten Länder ausdehnte, widmeten sich der lebhafte Franzose und der berechnende Brite dem minder prächtigen, aber nicht weniger einträglichen Pelzhandel in den eisigen Regionen Kanadas, wobei sie bis in die nördlichen Polarkreise vordrangen. Diese beiden Betriebe sind also

gewissermaßen die Vorläufer und Pioniere der Zivilisation gewesen. Ohne an den Grenzen haltzumachen, drangen sie bis in das Innerste unkultivierter Länder ein, enthüllten die verborgenen Geheimnisse der Wildnis, bahnten den Weg nach entlegenen schönen und fruchtbaren Gegenden, die sonst noch lange Zeit unerforscht geblieben wären, und lockten die langsam und zaudernd vorschreitende Landwirtschaft und Zivilisation hinter sich her.

Tatsächlich ist es der Pelzhandel gewesen, der den ungeheuren kanadischen Provinzen zuerst Lebensunterhalt und Lebenskraft verliehen hat. Die französischen Abenteurer, die sich am St. Lorenz niedergelassen hatten, wurden sich sehr bald darüber klar, daß sie in dem kostbaren Pelzwerk ihrer Gebiete Quellen des Reichtums besaßen, die denen von Peru und Mexiko nahezu gleichkamen. Die Indianer, denen der manchen Pelzarten vom Kulturleben beigelegte erkünstelte Wert noch vollkommen unbekannt war, brachten Unmengen von den kostbarsten Sorten herbei und tauschten sie gegen europäischen Tand und billige Massenartikel ein. Die ersten Händler machten daher ungeheure Profite, und der Handel wurde mit wahrer Gier betrieben.

Da die wertvollen Pelzarten bald anfingen in der Nähe der Niederlassungen abzunehmen, feuerte man die Indianer an, ihre Jagdausflüge weiter auszudehnen. Sie wurden bei diesen Unternehmungen in der Regel von Händlern begleitet, die sich an den Mühen und Gefahren der Jagd beteiligten und gleichzeitig die besten Jagd- und Fanggründe und die entfernteren Indianerstämme kennen lernten, die dann gleich aufgefordert wurden, ihr Pelzwerk nach den Niederlassungen zu bringen. Auf diese Weise wurde der Handel erweitert und aus ferneren Gegenden nach Montreal geleitet. Von Zeit zu Zeit kamen große Trupps von Ottawas, Huronen und andern Stämmen, die in der Umgegend der großen Seen der Jagd oblagen, in ganzen Geschwadern von leichten Kanoes den Fluß herunter und brachten große Vorräte von Biberfellen und andrer Jagdbeute mit. Die Kanoes wurden ausgeladen und ans Land gebracht, wo die ganze Ladung dann übersichtlich geordnet zur Schau gestellt wurde. Dann wurde draußen vor der Stadt ein Lager aus Birkenrinde aufgeschlagen, und dort eröffneten die Indianer nun mit allen ihnen so teuren Zeremonien einen primitiven Jahrmarkt. Vor allem suchten sie um eine Audienz beim Generalgouverneur nach. Dieser veranstaltete dann eine feierliche Sitzung, bei welcher er selbst in einem großen Lehnsessel Platz nahm,

während die Indianer sich ihm gegenüber in weitem Halbkreise auf dem Fußboden niederließen und stumm ihre Pfeifen rauchten.

Bald entwickelte sich ein reges geschäftliches Treiben, und ganz Montreal wimmelte von nackten Rothäuten, die von einem Laden zum andern rannten und Waffen, Kessel, Messer, Äxte, wollene Decken, bunte Tuchstoffe und andre Gebrauchs- und Phantasiegegenstände einhandelten, wobei die französischen Kaufleute glänzende Geschäfte machten. Geld kam dabei gar nicht in Umsatz, und nach einiger Zeit wurde auch das Zahlen in Gestalt von Branntwein und ähnlichen Getränken untersagt, weil dessen Genuß die Indianer völlig von Sinnen brachte und sie zu den wildesten Ausschreitungen verleitete.

Sobald ihre Launen und Bedürfnisse befriedigt waren, verabschiedeten sie sich von dem Gouverneur, brachen ihr Lager ab, ließen ihre Kanoes wieder ins Wasser gleiten und fuhren den Ottawafluß aufwärts nach den Seen zurück.

Aus dieser Art des Handels ging mit der Zeit eine neue und eigentümliche Klasse von Männern hervor. Sie wurden Waldläufer genannt und waren ursprünglich Leute, die sich den Indianern auf ihren Jagdausflügen anschlossen und so die Bekanntschaft entfernter Stämme und Gegenden gemacht hatten, bis sie zu Hausierern der Wildnis wurden. Sie versahen sich in Montreal mit reichlichen Vorräten von Waren, Waffen und Munition und fuhren dann tief in das weitverzweigte Netz von Flüssen und Seen hinein, das sich durch die ungeheuren kanadischen Wälder hindurchzieht. Sie lebten sich oft ganz mit den Indianern ein und riefen neue Bedürfnisse und Gewohnheiten bei ihnen hervor. Oft dauerte es zwölf, fünfzehn oder gar achtzehn Monate, bis sie in pelzbeladenen Kanoes fröhlich den Ottawa herabgefahren kamen, um sich in Montreal dem Überfluß und Wohlleben hinzugeben und dann, wenn der Gewinn vertan, wieder heitern Sinnes in die Wildnis hinauszuziehen.

Als der Pelzhandel immer mehr zunahm, sah man sich genötigt, zu seinem Schutz an Zusammenflüssen von Seen und Strömen befestigte Standorte zu gründen. Der bedeutendste, das an der Seeenge zwischen Michigan- und Huronensee gelegene Michilimackinac, entwickelte sich bald zum größten Markt und Stapelort des Innern, wo die hervorragendsten Geschäftsleute entweder Zweiggeschäfte besaßen oder wohl gar selber den Handel betrieben. Nach einiger Zeit trat dann zur Abwehr gegen britische und andre Konkurrenten die berühmte kanadische „Nordwest-Kompanie" ins Leben, die den ganzen

Pelzhandel in Händen hielt und eine Zeitlang die eiſigen Seen und endloſen Urwälder Kanadas beherrſchte, wie die „Oſtindiſche Kompanie“ die herrlichen Länder und üppigen Zonen des Orients. Dieſe große Handelsgeſellſchaft hatte ihre Hauptſitze in Montreal und Quebec, wo die reichſten und gewichtigſten Teilhaber reſidierten und eine Art Handelsariſtokratie bildeten, die ein ſehr großartiges und gaſtfreies Leben führte. Andre Teilhaber wohnten in den verſchiedenen Standorten des Innern und beaufſichtigten den Verkehr mit den verſchiedenen Indianerſtämmen. Einmal im Jahre fand dann eine große Zuſammenkunft aller Mitglieder der Geſellſchaft ſtatt, und wenn man die „Nordweſt-Kompanie“ in ihrem ganzen Glanz und ihrer ganzen Großartigkeit kennen lernten wollte, ſo mußte man eine ſolche Verſammlung in Fort Willian am Ober-See mitmachen. Hier wurden alljährlich die Geſchäfte des verfloſſenen Jahres und die Pläne für die Zukunft durchgeſprochen.

Fort William war damals ein anſehnliches Dorf, in welchem die „Nordweſt-Kompanie“ ein großes Holzgebäude aufgeführt hatte, deſſen Sitzungsſaal und Banketthalle mit indianiſchen Waffen, Ausrüſtungsſtücken und Trophäen des Pelzhandels ausgeſchmückt waren. Hier ſtrömten bei dieſen Gelegenheiten Hauptteilhaber, Agenten, Händler und andre Untergebene und Anhänger der Geſellſchaft zuſammen. Bei den Sitzungen ging es ſo feierlich her wie im Parlament, doch wechſelten ſie mit großen Feſtmählern ab, bei welchen die Tiſche faſt unter der Laſt der Speiſen brachen: da gab es Wildbret aus den Wäldern, Fiſche aus den Seen, Leckerbiſſen wie Büffelzungen und Biberſchwänze und die verſchiedenen Delikateſſen aus Montreal, alles aufs ſorgfältigſte von erfahrenen aus Montreal mitgebrachten Köchen zubereitet. Auch an Wein war kein Mangel; es wurde wacker der Becher geſchwungen, und der Saal erdröhnte von Reden und fröhlichen Trinkliedern.

Und während die Herren oben in der Halle ihre Gelage abhielten, feierten ihre Angeſtellten und Anhänger auch ihre Feſte: eine wilde Geſellſchaft von Kanadiern, Miſchlingen, Indianern und Herumtreibern, die ſich draußen an der Herren Broſamen gütlich taten, wobei in wirrem Durcheinander franzöſiſche Lieder und gellendes Indianergeſchrei ertönten.

Das war die Blütezeit der Nordweſt-Kompanie, als dieſe in jenen Gegenden überall den unbeſchränkten Herrn ſpielte.

Die Erfolge der Kompanie regten zur Nacheiferung an, und bald

entstanden andre Gesellschaften, die auch aus dem einträglichen Pelzhandel Nutzen zu ziehen hofften. Während die „Nordwester" immer mehr nach Norden strebten und über die Indianerstämme der Seen und ihrer Flüsse das Zepter führten, gründete eine Gesellschaft von britischen Kaufleuten die „Mackinaw-Kompanie" und entsandte ihre leichten Kanoes und Boote durch die Green Bay, Fox River und Wisconsin nach dem mächtigen Mississippi und von da durch sein weit ausgedehntes Netz von Nebenflüssen nach allen Richtungen in die Ferne.

Die Regierung der Vereinigten Staaten sah diese Unternehmungen mit scheelen Augen an und hielt es für recht bedenklich, daß Gesellschaften von Ausländern sich so mächtigen Einfluß über ihre rothäutigen Untertanen verschafften. Sie sandte eigne Agenten aus und machte die verschiedensten erfolglosen Versuche, die Anstrengungen der Kompanien lahmzulegen und die reichen Erträge des Pelzhandels in die Nationalkasse abzuleiten. Was der Regierung aber trotz aller Macht und aller Mittel nicht gelang, das brachte schließlich die Energie und Beharrlichkeit eines einzigen Kaufmannes zustande. Damit kommen wir auf den Mann zu sprechen, mit dessen Unternehmungen sich dies Buch in der Hauptsache befassen soll, und da wird es nötig sein, eine kurze Lebensschilderung dieser bedeutenden Persönlichkeit vorauszuschicken.

Johann Jakob Astor erblickte das Licht der Welt in dem kleinen Dorf Walldorf in der Gegend von Heidelberg (17. Juli 1763). Obwohl er hier auf einfache ländliche Weise erzogen wurde, verließ er die Heimat doch schon in frühen Jünglingsjahren, um sich in das bewegte Geschäftsleben der Riesenstadt London zu stürzen, denn er hatte von klein auf ein merkwürdiges Vorgefühl gehabt, daß er einmal ein reicher Mann werden würde.

Als die amerikanische Revolution zu Ende ging, war er noch in London und stand kaum auf der Schwelle tätigen Lebens. Ein älterer Bruder von ihm befand sich seit mehreren Jahren in den Vereinigten Staaten, und ihm beschloß der junge Astor zu folgen, um womöglich in jenem emporstrebenden Lande sein Glück zu machen. Nachdem er seine kleinen Ersparnisse in allerlei für den amerikanischen Markt geeigneten Waren angelegt hatte, schiffte er sich im November 1783 nach Baltimore ein und kam im Januar 1784 am Eingang der Chesapeake-Bay an. Der Winter war jedoch so außerordentlich streng, daß sein Schiff durch die Eisverhältnisse mit vielen andern zusammen nahezu drei Monate aufgehalten wurde, bevor es

nach Baltimore gelangte. Während dieser Zeit begaben sich die Passagiere der Schiffe häufig an Land, wo sie sehr freundschaftlich miteinander verkehrten. So wurde der junge Astor mit einem Landsmann bekannt, der sich mit Pelzhandel befaßte. Dieser Geschäftszweig hatte auch ihn schon längere Zeit als sehr vielversprechend angezogen, und er benutzte nun die Gelegenheit, um nähere Erkundigungen darüber einzuziehen. Sein neuer Freund belehrte ihn über die Eigenschaften und Werte der verschiedenen Pelzarten und über die Art und Weise, wie dieser Handel betrieben wurde. Dann nahm er ihn mit nach New York und riet ihm, den ganzen Ertrag seiner mitgebrachten Waren in Pelzen anzulegen. Der junge Astor befolgte seinen Rat, fuhr dann mit seinem Pelzwerk nach London, setzte es unter sehr günstigen Bedingungen ab, unterrichtete sich noch genauer über den Betrieb dieses Handelszweiges und kehrte noch im selben Jahre 1784 nach Amerika zurück, um sich endgültig in den Vereinigten Staaten niederzulassen.

Von jetzt ab warf er sich ganz auf den Handel, mit dem er eigentlich ganz zufällig Bekanntschaft gemacht hatte. Er begann seine Laufbahn im allerbescheidensten Maßstabe, widmete sich seiner Aufgabe aber mit beharrlichem Eifer, größter Sparsamkeit und lautersten Rechtschaffenheit. Neben diesen Haupteigenschaften besaß er einen stetig emporstrebenden lebhaften Unternehmungsgeist; kühnes, ergiebiges und weitumfassendes Genie; ein auffallendes Geschick, die Gelegenheiten zu ergreifen und auszunutzen, und schließlich eine unerschütterliche Zuversicht auf endgültigen glänzenden Erfolg.

Mit der Zeit dehnte Astor seine Unternehmungen immer weiter aus und war im Jahre 1811 schon in so guten Verhältnissen, daß er sich mit einigen andern zusammentat und die ganze Mackinaw-Kompanie aufkaufte. So kam er in den Besitz aller Niederlassungen und Waren dieser Gesellschaft.

Inzwischen hatte sich die Aufmerksamkeit Astors aber auch schon auf die Westküste von Nordamerika gerichtet. Seit der letzten Seereise des berühmten Kapitäns Cook war es bekannt geworden, daß es am Strande des Stillen Ozeans ungeheure Mengen von Seeottern gab und daß man in China für ihren Pelz fabelhafte Summen zahlte. Infolgedessen hatten sich unternehmende Personen verschiedener Nationalitäten auf dieses einträgliche Geschäft gestürzt, so daß im Jahre 1792 bereits 21 Schiffe an dieser Küste verkehrten. Der Handel erstreckte sich über die ganze kalifornische Küste

und bis in die nördlichsten Regionen. Sobald von den Eingeborenen eine genügende Anzahl von Fellen eingehandelt war, fuhr man nach China, verkaufte dort das kostbare Pelzwerk, belud die Schiffe dann mit Tee, Nanking und andern chinesischen Waren und kehrte in die Heimat zurück.

Auch die Regierung der Vereinigten Staaten hatte einen Versuch gemacht, sich an diesem Handel zu beteiligen, indem sie die denkwürdige Expedition unter Lewis und Clarke ausrüstete. Diese fuhr den Missouri hinauf, überschritt das Felsengebirge (die Rocky Mountains), entdeckte und erforschte den oberen Lauf des schon früher von Vancouver und Kapitän Gray von der Seeseite aus entdeckten Columbiaflusses und verbrachte den Winter und das Frühjahr an der Mündung dieses Stromes in den Stillen Ozean.

Alle diese Tatsachen veranlaßten Astor, sehr ernstlich darüber nachzudenken, ob es nicht vielleicht möglich sei, dieses große Unternehmen, mit dem sich nicht nur die Regierung, sondern verschiedene einflußreiche Handelsgesellschaften seit Jahren begierig, aber zaghaft beschäftigten, in seiner eignen Hand zusammenzufassen. Er trug den Gedanken lange mit sich herum, und je mehr seine Mittel anwuchsen, um so mehr reiften und wuchsen diese Pläne. Sein Vorhaben bestand in der Hauptsache darin, am Lauf des Missouri und des Columbia eine Kette von Stapelorten anzulegen und an der Mündung des Columbia ein Haupthandelshaus zu gründen. Die Posten im Binnenlande sollten mit den Indianern handeln und das erworbene Pelzwerk nach der großen Niederlassung an der Küste bringen. Außerdem sollten hier an der Mündung des Columbia kleinere Küstenfahrzeuge gebaut und ausgerüstet werden, die in den günstigen Jahreszeiten an der Nordwestküste verkehren und von den dortigen Eingeborenen Pelze einhandeln sollten. Auch diese Schiffe sollten die Ergebnisse ihrer Fahrten nach dem Hauptdepot bringen, so daß dieser Ort allmählich zum Mittelpunkt des ganzen Pelzhandels der Küste und des Hinterlandes werden mußte.

Alljährlich sollte von New York aus ein Schiff mit Verstärkungen, Vorräten und geeigneten Handelsartikeln nach dieser Hauptniederlassung abgehen. Dieses sollte die im Laufe des Jahres erworbenen Pelze nach China bringen, sie gegen die reichen Erzeugnisse jenes Landes umtauschen und mit dieser Ladung nach New York zurückkehren.

Bei diesen umfassenden Plänen dachte Astor nicht nur an seinen eignen Vorteil. Er war bereits ein schwer reicher Mann, strebte

jetzt aber nach dem ehrenvollen Ruhm, den Männer seines Schlages sich zuweilen errungen haben, indem sie durch ihre großartigen geschäftlichen Unternehmungen Nationen bereicherten, Wildnisse bevölkerten und Grenzen ganzer Reiche erweiterten. Er dachte sich seine geplante Niederlassung an der Mündung des Columbia als Mittelpunkt eines ungeheuren Handels, als Kolonie, die den Samen einer weit ausgedehnten Zivilisation ausstreuen sollte, als ein Unternehmen, das die amerikanische Bevölkerung über das Felsengebirge hinüberführen und an der Küste des Stillen Ozeans ausbreiten sollte, wie sie schon die Küste des Atlantischen Ozeans bevölkerte.

Da zu fürchten stand, daß ihm aus der Nebenbuhlerschaft andrer Unternehmer und Gesellschaften allerlei Schaden und Hindernisse erwachsen würden, setzte Astor die Nordwest-Kompanie als die mächtigste seiner Wettbewerberinnen von seinen Absichten in Kenntnis und bot ihr an, sich an seinem Unternehmen zu beteiligen. Diese zog den Vorschlag in Erwägung, war jedoch der Meinung, daß es ihr gelingen werde, dem neuen Nebenbuhler zuvorzukommen. Deshalb lehnte sie sein Anerbieten ab und entsandte kurz darauf eine Expedition nach der Mündung des Columbia, die dort eine Niederlassung gründen sollte, bevor Astors Leute eintrafen.

Astor machte sich nun rasch ans Werk, um sich geeignete Agenten und Hilfskräfte zu verschaffen. Da er gehört hatte, daß es unter den Angestellten der Nordwest-Kompanie verschiedene erfahrene und begabte Leute gab, die aus verschiedenen Gründen nicht genügend berücksichtigt und befördert waren und sich deshalb nach andern Anstellungen umsahen, ließ er diesen Männern Anerbietungen machen. Es gelang ihm denn auch, vier von ihnen für sein Vorhaben zu gewinnen, und zwar: Alexander Mac Kay, der an den beiden Mackenzieschen Expeditionen nach der amerikanischen Nordwestküste in den Jahren 1789 und 1793 teilgenommen hatte, Duncan Mac Dougal, Donald Mackenzie und Wilson Price Hunt aus New Jersey, einen ganz vortrefflichen, rechtschaffenen Mann, der von Astor zum Hauptagenten und zu seinem Vertreter bei der ganzen Unternehmung ernannt wurde.

Mit diesen vier Männern und andern Personen, die sich schon vorher dazu bereit erklärt hatten, gründete Astor nun die „Pacific Fur Company“ (Pelz-Aktiengesellschaft des Stillen Ozeans).

Ein auf fünf Jahre erwählter Agent sollte in der Hauptniederlassung an der Nordwestküste residieren. Für die ersten fünf Jahre

wurde dazu Wilson Price Hunt erwählt. Falls die Interessen des Unternehmens eine Abwesenheit dieses Agenten erforderlich machten, sollten die andern Angestellten eine Versammlung abhalten und einen Stellvertreter ernennen.

Für die Ausführung seines großartigen Geschäfts- und Kolonisationsunternehmens plante Astor zwei Expeditionen: eine zu Wasser und eine zu Lande. Jene war dazu bestimmt, die Leute, Vorräte, Munition und Waren hinauszuführen, deren der neu zu begründende Handelsplatz an der Mündung des Columbia bedurfte; die andre sollte sich unter Hunts Führung den Missouri aufwärts und über das Felsengebirge hinüber nach demselben Ort begeben, zugleich eine Uberlandroute erforschen und geeignete Stellen für die Gründung von Handelsplätzen im Binnenlande ausfindig machen. Die Expedition zu Wasser kommt hier wohl zuerst in Betracht.

Vor allem wurde ein ansehnliches Schiff von 292 Tonnen Tragfähigkeit angeschafft, die „Tonkin", die zehn Geschütze und eine Bemannung von zwanzig Leuten an Bord führte. Ihre Ladung bestand in einer Auswahl von Waren, die sich für den Handel mit den Indianern der Küsten- und Binnenländer eigneten, und dem Gerippe eines für den Küstenhandel bestimmten Schoners. Man hatte auch Samen für die Bestellung des Bodens beigefügt und nichts vergessen, was irgendwie für das Gedeihen der Kolonie von Nutzen sein konnte. Mit dem Kommando des Schiffes wurde Jonathan Thorn aus New York betraut, ein beurlaubter Offizier der Marine der Vereinigten Staaten.

Vier Hauptteilnehmer an dem Unternehmen sollten sich auf der „Tonkin" einschiffen: M'Kay, M'Dougal, David Stuart und sein Neffe Robert Stuart. M'Dougal wurde von Astor ermächtigt, in Abwesenheit Hunts dessen Stelle zu vertreten. Außer diesen Teilhabern fuhren zwölf Agenten mit dem Schiff nach der Nordwestküste; darunter mehrere Kanadier, die bereits einige Erfahrung im Handel mit Indianerstämmen besaßen. Auch verschiedene Handwerker, die sich in der neuen Kolonie nützlich machen konnten, schifften sich mit ein. Aber den sonderbarsten und eigenartigsten Teil der ganzen Schar von Passagieren bildeten dreizehn kanadische „Voyageurs", die sich auf fünf Jahre verpflichtet hatten.

Da diese Klasse von Angestellten in den folgenden Berichten eine gewisse Rolle spielen wird, und da sie eine besondre und stark ausgeprägte Kaste bildete, die aus den geographischen Verhältnissen, den

verschiedenen Beschäftigungen und Gewohnheiten dieses ungeheuren Festlandes und aus den Ursprüngen seiner Bevölkerung hervorgegangen war, so wollen wir uns etwas eingehender mit ihr befassen.

Die „Voyageurs" (wörtlich: Reisende) bilden in Kanada eine Art von Verbrüderung, die lebhaft an die „Arrieros" oder Lastträger von Spanien erinnert. Wie jene werden sie auf langen Reisen und Geschäftsexpeditionen benutzt, nur mit dem Unterschied, daß die Arrieros zu Lande, und die Voyageurs zu Wasser reisen, jene auf Maultieren und Pferden, diese in Booten und Kanoes. Die Voyageurs waren gewissermaßen ein Produkt des Pelzhandels, denn die ersten französischen Händler bedienten sich ihrer auf ihren Handelsfahrten durch das Labyrinth der Seen und Flüsse des schrankenlosen Binnenlandes. Wie die schon erwähnten Waldläufer, neigen sie dazu, die Erholungszeiten zwischen ihren langen, anstrengenden und mühevollen Reisen in den verschiedenen Handelsplätzen nicht nur mit Trägheit und Lustbarkeiten, sondern mit Schwelgereien zu verbringen und ebensowenig wie die Indianer an die Zukunft und die Sorge für kommende karge Zeiten zu denken.

Die Tracht dieser Leute war halb zivilisiert, halb barbarisch. Sie trugen in der Regel eine „Capote" (Überwurf) aus einer wollenen Decke, ein gestreiftes Baumwollenhemd, Tuchbeinkleider oder lederne Gamaschen, wildlederne Mokassins und einen Gürtel aus geknüpfter Wollarbeit, an dem Messer, Tabaksbeutel und andre Gebrauchsgegenstände hingen. Meistens von französischer Abstammung, besaßen sie viel von der Leichtherzigkeit und dem Frohsinn ihrer Vorfahren; auch fanden sie großes Vergnügen am Geschichtenerzählen und am Gesang und ganz besonders am Tanz. Gefällig und freundlich untereinander, gehorsam und unterwürfig gegen ihre Vorgesetzten, ertrugen sie die schwersten Strapazen und Entbehrungen mit bester Laune und fühlten sich nie glücklicher, als wenn sie sich stromaufwärts oder durch ungeheure Seen hindurch quälten, oder nachts bald plaudernd, bald singend ums Lagerfeuer saßen. Sie waren außerordentlich geschickte Schiffer, verstanden sich vortrefflich aufs Rudern und Wricken* und ruderten ohne Murren vom Morgen bis zum Abend. Dabei sang der Steuermann sehr oft ein altes französisches Lied, in dessen Kehrreim die ganze Rudermannschaft fröhlich ein-

* Wricken: ein Ruder am Heck eines Bootes abwechselnd von rechts nach links und umgekehrt drehend bewegen, so daß sein unterer Teil für die Fortbewegung des Bootes wie eine Schiffsschraube wirkt.

stimmte. Kam es einmal vor, daß sie matt oder trübselig wurden, so brauchte man nur ein solches Lied anzustimmen, und gleich waren alle wieder munter und tatkräftig. Die kanadischen Gewässer widerhallten vom Klang dieser kleinen französischen „Chansons“, die sich von Mund zu Mund und von Vater auf Sohn überliefert haben, seit die ersten französischen Ansiedler sich hier niederließen.

Ein glänzendes Beispiel von ihrem Frohsinn und Berufsstolz lieferte die Art, wie diese heiter-prahlerische Schar in New York eintraf, um sich der Expedition anzuschließen. Sie richteten ein leichtes Kanoe aus Baumrinde her, wie man es zum Pelzhandel zu benutzen pflegt, brachten es zu Wagen vom St. Lorenz bis zum Champlain-See, ruderten von einem Ende dieses Sees bis ans andre, luden es wieder auf einen Wagen und fuhren es nach Lansingburgh, wo sie den Hudson erreichten und nun unter schallendem Gesang den Strom hinabglitten, indem sie jedes Dorf mit Hurra und Jubelgeschrei begrüßten, so daß die biedern holländischen Farmer sie für wilde Indianer hielten. Und an einem stillen Sommerabend sahen die Einwohner von New York dies fremdartige Schiff staunend mit rhythmischem Ruderschlag und hellem Chorgesang um ihre Stadt herumfahren.

So war die bunte Schar von Abenteurern beschaffen, die sich auf der „Tonkin“ nach der Columbiamündung einschiffen sollte. Solange man noch am Lande war, lauter neue Dinge sah und sich emsig mit Vorbereitungen beschäftigte, war alles eitel Zuversicht und Sonnenschein. Besonders die Kanadier mit ihrer angeborenen Lebhaftigkeit waren heiter und ruhmredig und prahlten mit ihren zukünftigen Heldentaten, während die ehemaligen Angestellten der Nordwest-Kompanie sich mit ihren Erfahrungen im Handel mit Eingeborenen, ihrem Mut und ihrer Ausdauer brüsteten.

Astor hatte kein übermäßiges Vertrauen zu der Standhaftigkeit und Treue dieser bunten Gesellschaft und traf alle nur erdenklichen Vorkehrungen, um den Erfolg der Unternehmung zu sichern. Vor der Abfahrt überreichte er den vier Hauptteilhabern einen Brief mit sehr ausführlichen und umfassenden Weisungen. Er ermahnte sie zur Eintracht und riet ihnen, alle Meinungsverschiedenheiten auf friedliche Weise durch Beratung und Abstimmung zu schlichten. Er legte ihnen dringend ans Herz, bei der Ankunft an ihrem Bestimmungsort mit größter Umsicht vorzugehen und einen möglichst günstigen Eindruck auf die Wilden zu machen, mit denen ihr Los

und das des ganzen Unternehmens so eng verknüpft sein würde. „Kommen sie Ihnen freundlich entgegen, so seien auch Sie freundlich," heißt es in dem Brief. „Sind sie dagegen schwierig, so seien Sie behutsam und nachsichtig und bringen Sie ihnen die Überzeugung bei, daß Sie als Freunde zu ihnen kommen."

Auch an Kapitän Thorn richtete er ein Schreiben, worin er ihn herzlich bat, für seine eigne Gesundheit und auch für die seiner Passagiere und Mannschaften zu sorgen, sowie auch auf die Aufrechterhaltung guter Laune und Harmonie an Bord seines Schiffes bedacht zu sein. Zum Schluß verwarnte er ihn noch besonders: „Ich kann Ihnen nicht warm genug empfehlen, an der Küste die größte Vorsicht zu beobachten und sich nicht allzu sehr auf die freundliche Gesinnung der Indianer zu verlassen. Alles Unheil, das sich dort bisher zugetragen hat, entstand einzig und allein aus allzu großem Vertrauen zu den Eingeborenen."

Am 8. September 1810 trat die „Tonkin" ihre Reise an. Es war gutes Wetter, und bei frischem Südwestwind ging die Fahrt glatt vonstatten. Das Schiff verlor das Land bald aus den Augen.

Die Eintracht, die Astor der etwas bunten Schiffsgesellschaft so dringend ans Herz gelegt hatte, sollte leider gleich zu Anfang eine Störung erfahren.

Kapitän Thorn war ein wackrer und ehrlicher, aber etwas nüchterner und herrischer Mann. Da er an die straffe Disziplin und die unbedingte geheiligte Überlegenheit der Befehlshaber in der Marine gewöhnt war, neigte er sehr dazu, sich an Bord seines Schiffes als unbestrittenen Herrn und Meister anzusehen. Außerdem scheint er von Anfang an keinen besonders hohen Begriff von seinen Passagieren gehabt zu haben, deren Prahlereien vor der Einschiffung er sich mit mürrischer Miene und innerlichem Zweifel angehört hatte. Er hielt sie für Landratten und Prahlhänse, und in seinen Augen war Astor, der alle Mittel gab und alle Verluste trug, sein einziger Prinzipal; die andern waren nichts weiter als Angestellte, die auf seine Kosten lebten. Da die Teilhaber sich dagegen im Dienst der Nordwest-Kompanie einen sehr hohen Begriff von der Würde, Gewichtigkeit und Macht ihrer Stellung erworben hatten, war es kein Wunder, daß es bald zu Streitigkeiten kam. Schon am ersten Abend begann Kapitän Thorn seine Kriegsschiff-Disziplin, indem er anordnete, daß um acht Uhr alle Lichter gelöscht werden müßten.

Sofort empörte sich der Stolz der Herren Teilhaber. Das war ein

unerträglicher Eingriff in ihre Rechte und Würden! Sie waren an Bord ihres eignen Schiffes und daher berechtigt, ihre Bequemlichkeit und ihre Neigungen berücksichtigt zu sehen. M'Dougal machte den Wortführer. Er war ein reizbarer, sehr eingebildeter und heftiger kleiner Mann, und es kam zu einem sehr leidenschaftlichen Wortwechsel, bei welchem Kapitän Thorn schließlich erklärte, er werde die Teilhaber in Eisen legen lassen, falls sie sich nicht fügten, worauf M'Dougal eine Pistole ergriff und schwor, daß er den Kapitän umbringen werde, falls er jemals auch nur Miene machen sollte, ihnen solche Schmach anzutun. Es dauerte geraume Zeit, bis es den Umstehenden gelang, die wütenden Gegner zu beschwichtigen.

Aber auch die Angestellten scheinen bei dem Kapitän nicht viel besser angeschrieben gewesen zu sein, wie er denn wohl überhaupt sämtliche Passagiere als eine Art lebendigen Ballastes ansah, der ihm lediglich im Wege war.

Die armen Voyageurs reizten ihn ebenfalls durch ihre „tölpelhaften" und unschicklichen Manieren, die den an die Sauberkeit von Kriegsschiffen gewöhnten Marine-Offizier empörten. Die armen Süßwasserschiffer, die am Lande so ruhmredig und auf Flüssen und Landseen die wahren Amphibien waren, gerieten in einen jammervollen Zustand, sobald sie sich auf hoher See befanden, wodurch sie im Herzen des Kapitäns nur Zorn und Verachtung erregten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß es zwischen einer solchen Passagiergesellschaft und einem solchen Kapitän zu endlosen Reibereien und Mißverständnissen kommen mußte. Seiner Ansicht nach dachten all diese Leute nur an ihr Amüsement und nicht an die großartigen Zwecke ihrer Reise.

In gewissem Grade mag er darin Recht gehabt haben. Die meisten von den Passagieren waren junge, unternehmende und abenteuerlustige Menschen, denen diese Seereise auf einem wohlverproviantierten Schiff bei günstigen Winden wie eine Art von Ferienfahrt erschien, die sie nach Möglichkeit zu genießen wünschten. In dem sehr begreiflichen Streben, fremde Länder und berühmte Orte zu sehen, äußerten sie verschiedentlich den Wunsch, eine Insel oder Küste, die auf ihrem Wege lag, zu besuchen. Aber jede solche Bitte stieß bei dem Kapitän auf energischen Widerstand, da sie „seinen Weisungen nicht entspräche".

Als man jedoch am 4. Dezember in Sicht der Falklands-Inseln gelangte, beschloß der Kapitän, doch auf kurze Zeit vor Anker zu

gehen, um frisches Wasser einzunehmen, und setzte ein Boot aus, das eine kleine Bucht sondieren sollte. M'Dougal und M'Kay benutzten die Gelegenheit, um an Land zu gehen, indem sie versprachen, das Schiff nicht warten zu lassen. Sobald sie jedoch den Strand erreicht hatten, wanderten sie von dannen, um nach Seltenheiten zu suchen. Inzwischen stellte es sich heraus, daß die Bucht keinen sichern Ankergrund bot und daß das Einnehmen von Wasser hier mit Schwierigkeiten verbunden war. Der Kapitän steuerte daher wieder in See und gab Signale ab, daß die Gelandeten wieder an Bord kommen möchten; es wurde jedoch neun Uhr abends, ehe sie zurückkehrten.

Da der Wind am nächsten Morgen ungünstig war, begaben sich dieselben Herren abermals an Land, nachdem sie versichert hatten, sie würden beim ersten Signal zurückkommen. Sie vertieften sich jedoch derartig in die Jagd auf Wildgänse und Seewölfe, daß sie ihre Versprechungen vergaßen. Nach einiger Zeit schlug der Wind um, und man gab abermals Signale für das Boot ab. Eine halbe Stunde verging, ohne daß ein Boot von Land abstieß. Der Kapitän nahm sein Fernglas zur Hand und sah zu seinem größten Ärger, daß die beiden Herren ruhig weiter ihrer Jagdleidenschaft frönten. Sofort ließ er voller Zorn die Segel beisetzen. Als die Jäger das sahen, schifften sie sich in aller Eile ein, mußten aber acht Seemeilen rudern, ehe sie an Bord gelangten, wo sie ungeachtet ihrer reichen mitgebrachten Jagdbeute sehr kühl empfangen wurden.

Zwei Tage darauf gingen sie in Port Edmund, auf derselben Insel, vor Anker und blieben dort vier Tage lang, um allerlei auszubessern und Wasser einzunehmen. Das war eine fröhliche Zeit für die „Landratten". Sie schlugen ein Zelt am Strande auf, hatten ein Boot zur Verfügung und verbrachten ihre Zeit auf sehr vergnügte Weise, indem sie die Insel durchstreiften, an der Küste umherruderten und Seelöwen, Robben, Füchse, Gänse, Enten und Pinguine schossen.

Inzwischen widmete sich der Kapitän ausschließlich den Geschäften des Schiffes, strafte die Ferienstimmung und die nutzlosen Beschäftigungen seiner Passagiere mit Verachtung und warnte sie dann und wann, sich nicht allzu weit vom Strande zu entfernen, was sie bereitwillig versprachen, um es wie gewöhnlich bald wieder zu vergessen.

Als am Morgen des 11. Dezember alle Arbeit getan war, wurde das Signal zum Einschiffen gegeben und der Anker gelichtet. Einige von den Passagieren fanden sich auch bald am Strande ein, aber M'Dougal und David Stuart hatten sich nach dem Südende der

Insel begeben, um Pinguine zu schießen, und man konnte die Jäger doch nicht im Stich lassen. Es gab also wieder eine Verzögerung, und der Kapitän geriet von neuem in Wut. Dies war das dritte Mal, daß seine Befehle mißachtet und das Schiff mutwillig aufgehalten wurde, und es sollte das letzte Mal sein! Er setzte also alle Segel auf und stach in See, indem er schwor, die Saumseligen ihrem Schicksal zu überlassen.

Mittlerweile hatten die Pinguinjäger sich eingefunden, und alle an Land befindlichen Leute warfen sich ins Boot und ruderten aus Leibeskräften. Fast drei und eine halbe Stunde lang plagten sie sich ab, während die Wellen des offnen Meeres von Zeit zu Zeit über das Boot wegspülten, und das Schiff unerbittlich seine Fahrt fortsetzte.

An Bord der „Tonkin“ befand sich u. a. ein Neffe David Stuarts, ein sehr energischer und feuriger junger Mann. Als dieser sah, daß alle Bitten und Vorstellungen nichts über den erbitterten Kapitän vermochten, ergriff er eine Pistole und erklärte, er werde ihm eine Kugel durch den Kopf jagen, wenn er nicht beilege oder Segel einzöge.

Zum Glück für alle Beteiligten drehte sich jetzt der Wind, und das Boot konnte das Schiff erreichen; sonst hätte die Sache leicht sehr üble Folgen haben können.

Dies Benehmen Kapitän Thornes ging wirklich ein wenig zu weit, und man darf sich nicht darüber wundern, daß die Feindschaft zwischen ihm und seinen Passagieren immer mehr zunahm. Doch das Schiff setzte seine Fahrt während all dieser kleinlichen Zwistigkeiten rasch und glücklich fort, umsegelte am 25. Dezember das Kap Horn und flog über den glatten Spiegel des Stillen Ozeans dahin, bis am 11. Februar die schneebedeckten Berggipfel von Hawaii in Sicht kamen.

Die Sandwich-Inseln sind wegen ihrer Lage inmitten des Stillen Ozeans und wegen ihrer großen Fruchtbarkeit gegebene Stationen auf dem Wege nach China und der Nordwestküste von Amerika. Hier pflegten die Schiffe der Pelzhändler anzulegen, um Ausbesserungen vorzunehmen und sich mit Proviant zu versehen; auch kam es vor, daß sie hier zwischen ihren langen Küstenfahrten überwinterten.

Am Abend des 12. Februar ging die „Tonkin“ in der Bucht von Kealakeakua auf der Insel Hawaii vor Anker. Diese war von steil abstürzenden Klippen und zerklüfteten schwarzen vulkanischen Felsen umringt; aber dahinter lag fruchtbares Land, das sorgsam mit Bananen,

Yamswurzeln, Bataten, Zuckerrohr und andern tropischen Erzeugnissen bestellt war, während die Wohnungen der Eingeborenen im Schatten von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen lagen, die ihnen Schutz und Nahrung zugleich gewährten. Jenseits dieser Gärten und Baumgruppen stiegen bewaldete Berge an, die weiter oben zu nackten zerrissenen Felsen wurden, deren Gipfel sich bis in die Regionen ewigen Schnees emporreckten.

Kaum war der nächste Morgen angebrochen, als das Schiff auch bereits von Pirogen und Kanoes mit Eingeborenen umringt war, die Vorräte von Gemüsen und Früchten, wie Bananen, Wassermelonen, Yamswurzeln, Pisangs, Zehrwurzeln, Paradiesfeigen und Kohlköpfe, zum Kauf anboten. Der Kapitän wünschte dagegen vor allem Schweine zu erstehen, die aber nicht zu haben waren, da der Schweinehandel königliches Monopol war und kein Untertan des großen Kamehameha sich damit zu befassen wagte. Aber alles, was sie zu liefern vermochten, brachten die Eingeborenen im Überfluß herbei, und der Verkehr zwischen dem Schiff und dem Lande nahm den ganzen Tag über kein Ende.

Als einige der Passagiere sich abends ans Land begaben, wurden sie sehr gastlich aufgenommen. Man veranstaltete sogar zu ihrer Unterhaltung ein Fest, bei welchem ein Jüngling und neunzehn Mädchen ihnen unter langsam rhythmischem Gesang etwas vortanzten. Dies alles war in den Augen des Kapitäns völlig zwecklos, da er sich in seiner Hoffnung getäuscht sah, hier Schweinefleisch und gutes Wasser zu erhalten, und deshalb so bald wie möglich weiterzufahren wünschte. Doch das ließ sich nicht so leicht durchsetzen. Die Passagiere wollten die Gelegenheit, nun sie doch einmal da waren, ihrer Gewohnheit gemäß nach Möglichkeit ausnutzen. Sie stellten im Hinblick auf ihr Unternehmen eine Menge von Fragen über die Inseln, erfreuten sich an der Freundlichkeit und Anmut der kupferfarbigen Kanaken und ließen sich schließlich von einem alten Insulaner zu der Stelle hinführen, wo der berühmte Kapitän Cook ermordet worden war. Die umstehenden Kakaobäume und Felsen zeugten noch von jener gräßlichen Tat, denn sie trugen die Spuren der Kugeln, die von den Booten aus auf die Wilden abgefeuert worden waren. Die Herren betrachteten alles mit Andacht, ließen sich den ganzen Vorgang genau erzählen und hackten sich schließlich Felsenstückchen und Baumrinde als Andenken ab, während der Kapitän ingrimmig und ungeduldig dabeistand.

Doch endlich gelang es dem schwergeprüften Mann, seine Fahrtgenossen wieder an Bord zu schaffen, und nachdem er noch in einer andern Bucht angelegt hatte, wo auch kein Trinkwasser zu haben war, fuhr er nach der Insel Oahu, der Residenz des Königs Kamehameha I.

Hier gab es viele feierliche Besuche und Besprechungen zwischen dem Beherrscher der Sandwich-Inseln und den Teilhabern der Pazifik-Kompanie. Kamehameha kam in seiner großen Doppelpiroge an Bord, wobei auf dem Schiff unter Entfaltung des Sternenbanners vier Kanonen abgefeuert wurden. Dann begab man sich in die Kajüte, wo man den hohen Gast mit Wein bewirtete, während die Herren sich bemühten, ihm einen recht hohen Begriff von ihrer Wichtigkeit beizubringen, und ihm Andeutungen über zukünftige Eröffnung von Handelsbeziehungen machten, die der intelligente Kanakenkönig mit vielem Interesse aufnahm. Am nächsten Tage machten die Teilhaber dem Monarchen einen feierlichen Gegenbesuch, wobei einige von ihnen, um den Wilden zu imponieren, im schottischen Hochlandkostüm erschienen, was auf den König und seine Untertanen augenscheinlich einen tiefen Eindruck machte.

Während diese Zeremonien und diplomatischen Zusammenkünfte stattfanden, ging der Kapitän in seiner schlichten, nüchternen Weise seinem Geschäft nach, das er für weit wichtiger hielt, als all diesen Firlefanz: nämlich dem Einkauf von Schweinen. Dabei machte er die Erfahrung, daß König Kamehameha beim Umgang mit den Weißen vielerlei gelernt hatte. Besonders gut verstand er sich auf die Kunst des Feilschens. Er war nicht nur ein großmütiger Monarch, sondern auch ein schlauer Schweinehändler. Es bedurfte vieler Unterredungen und stundenlangen Handelns, bis er sich herbeiließ, auch nur eine Borste seines Specks herzugeben, und dann bestand er darauf, in klingenden spanischen Dollars bezahlt zu werden, indem er als Grund dafür angab, daß er eine Fregatte von seinem „Bruder Georg" zu kaufen gedenke, wie er den König von England herablassend nannte.

Endlich war der Handel abgeschlossen. Außer den Schweinen kaufte der Kapitän dann noch mehrere Ziegen, zwei Schafe, eine Menge Geflügel und große Gemüsevorräte ein. Jetzt drangen die Teilhaber noch darauf, ihre Mannschaft durch eine Anzahl von Kanaken zu verstärken. Sie erklärten, sie hätten selbst unter den Voyageurs des Nordwestens nur selten Schiffer gesehen, die ihnen

gleichkämen; in der Tat haben diese Eingeborenen ein bemerkenswertes Geschick, mit ihren leichten Fahrzeugen umzugehen, und tauchen und schwimmen dabei wie Wassergeflügel. Die Herren wollten daher dreißig bis vierzig mitnehmen, um sie auf dem Columbiafluß in den Dienst der Kompanie zu stellen. Der Kapitän erklärte indessen, nicht genug Platz auf seinem Schiff zu haben, und man einigte sich schließlich auf vierundzwanzig, die sich auf drei Jahre verpflichteten.

Ehe sie sich einschifften, verabschiedeten sich die „großen Eris (oder Häuptlinge) der Pelzkompanie" in aller Form und unter gegenseitigen Freundschaftsversicherungen von ihrem erhabenen „Verbündeten", während der prosaische Kapitän ihn in seinem Herzen als geldgierigen feilschenden Wilden verwünschte, der es dank seines schlauen und filzigen Handelns mit jedem Weißen aufnehmen könne.

Am 28. Februar segelte die „Tonkin" von den Sandwich-Inseln ab und nahm den Kurs nach den nördlichen Gegenden des Stillen Ozeans.

Die Reibereien zwischen dem Kapitän und seinen Passagieren hörten nicht auf, sondern nahmen immer mehr zu. Indessen verlief der Rest der Fahrt, abgesehen von einem heftigen Sturm, ohne ernstere Zwischenfälle, und am 22. März traf die „Tonkin" vor der Mündung des Columbiaflusses ein.

Der Fluß und die umliegende Küste machten einen unwirtlichen Eindruck. Die Mündung ist zum größten Teil von einer Sandbank versperrt, an der sich schäumende Wellen brechen. Landeinwärts steigen mehrere Bergketten auf, die zur Zeit der Ankunft der „Tonkin" mit Schnee bedeckt waren.

Der Kapitän hielt es nicht für ratsam, näher als bis auf drei Seemeilen heranzufahren, ehe die Einfahrt erforscht sei. Deshalb befahl er dem Obermaat Fox, in Begleitung eines alten erfahrenen Seemanns und dreier Kanadier im Walfischboot hinzufahren und die Einfahrt durch Loten festzustellen. Um ein Uhr mittags trat das kleine, nicht besonders seetüchtige Boot mit den fünf Leuten die Fahrt nach der Küste an. Aller Augen blickten ihm nach, wie es mit den starken Wellen stieg und fiel und schließlich wie ein ferner, kaum erkennbarer Punkt in der tosenden Brandung verschwand. Es wurde Abend, wurde Nacht, ein neuer Tag brach an, aber das Boot kehrte nicht zurück. So verging noch ein Tag und eine angstvolle Nacht, während die „Tonkin" sich je nach den Verhältnissen von Wind und Wellen der Flußmündung näherte und sich wieder von ihr entfernte.

Am folgenden Tage wurden jenseits der langen Landzunge, die sich nördlich von der Mündung ins Meer erstreckt, die Anker ausgeworfen. Nun ersuchte der Kapitän einen besonders geschickten Seemann, der für das Kommando des Küstenschoners ausersehen war, mit dem Segelmacher, dem Büchsenmacher und zwei Sandwich-Insulanern in der Pinasse voranzufahren und fortwährend das Lot auszuwerfen, während das Schiff ihnen unter halbem Segel folgte. Auf diese Weise wurde verfahren, bis die Einfahrt gefunden war, worauf das Schiff der Pinasse durch Signale Befehl gab, an Bord zurückzukehren. Die Leute waren nur noch einen Pistolenschuß von der „Tonkin" entfernt, aber die Strömung war so reißend und die Brandung so heftig, daß die Pinasse nicht mehr zu regieren war und abgetrieben wurde. Die Bemannung schrie jammervoll um Hilfe, aber es war nichts zu machen. Einige von den Passagieren erkletterten den Besanmast und sahen, wie die Unglücklichen sich noch immer abmühten, das Schiff zu erreichen. Doch bald luvte die Pinasse seitwärts gegen die Wellen auf und schien verloren zu sein. Jetzt geriet aber auch das Schiff in Gefahr, denn es war in eine Untiefe geraten und lief mehrmals auf, wobei die Wogen es überschwemmten. Alles fürchtete, es werde scheitern. Doch endlich fand es wieder Fahrwasser von sieben Faden Tiefe und ging hier, da der Wind sich legte und die Nacht hereinbrach, vor Anker. Es befand sich aber immer noch in einer gefährlichen Lage, und als die Flut einsetzte, suchte der Kapitän eine kleine geschützte Bucht innerhalb der Flußmündung auf und warf dort die Anker aus. Jetzt konnte man nach all der Angst und Aufregung ein paar Stunden schlafen. Doch mit dem kommenden Morgen erwachte man zu neuer Sorge und Bekümmernis. Man hielt vom Mastkorb aus Umschau auf die wilde Küste und das noch wildere Meer; aber nirgends war eine Spur von den zwei fehlenden Booten und ihrer Bemannung zu entdecken. Einige Indianer kamen mit Pelzwerk an Bord, aber niemand hatte Lust, sich auf Geschäfte einzulassen. Man befragte sie durch Zeichensprache wegen der Vermißten, konnte sich aber nicht mit ihnen verständigen.

Es wurden nun mehrere Parteien an Land gesetzt, um die Umgegend abzusuchen. Eine wurde von dem Kapitän angeführt. Diese war noch nicht weit gekommen, als ihnen der Büchsenmacher begegnete, der eine sehr traurige Geschichte zu erzählen hatte. Nach langem mühevollem Kampf mit der tobenden Brandung war die Pinasse gekentert, und nur er und einer der Kanaken hatten sich zu retten

vermocht. Dieser schmerzliche Verlust von acht Menschenleben versetzte alle in sehr trübe Stimmung und wurde von einigen als schlimme Vorbedeutung angesehen.

Natürlich wurde noch weiter nach den Vermißten gesucht, aber ohne Erfolg. Schließlich mußte man es schweren Herzens aufgeben. Inzwischen erforschten der Kapitän und die Teilhaber eine beträchtliche Strecke des Flusses, um einen geeigneten Platz für die Niederlassung aufzufinden. Dabei entzweiten sie sich von neuem, und der Kapitän wurde so ungeduldig, daß er anfing seine Schiffsladung an einer ganz beliebig von ihm erwählten Stelle an Land zu bringen, um seine Küstenfahrt recht bald ohne seine lästigen Reisegenossen antreten zu können.

M'Dougal ließ sich dadurch aber nicht beirren, sondern suchte weiter, bis er einen Platz ausfindig gemacht hatte, den er und auch die andern Herren für besonders günstig hielten. Es war eine Landzunge am südlichen Flußufer mit einem recht guten Hafen, in welchem Schiffe bis zu 200 Tonnen Tragfähigkeit etwa 40 Meter vom Lande entfernt vor Anker gehen konnten.

Nachdem man sich geeinigt hatte, kehrten die Herren wieder ans nördliche Ufer zurück, begaben sich aber nicht nach dem Schiff, sondern nach einem etwas weiter flußaufwärts gelegenen Indianerdorf. Hier wurden sie von dem einäugigen, aber ungemein intelligenten alten Häuptling des Tschinukenstamms sehr freundlich aufgenommen. Jedes dieser Dörfer bildet unter seinem eignen Häuptling einen kleinen Staat, doch besitzt dieser nur wenig Einfluß, wenn er nicht viele Kanoes, Sklaven und Weiber sein eigen nennt. Das scheint bei dem alten Comcomly der Fall gewesen zu sein, denn er erfreute sich nicht nur in seinem Dorf, sondern in der ganzen Nachbarschaft eines bedeutenden Ansehens.

Die Indianer dieser Gegenden leben hauptsächlich vom Fischfang. Natürlich jagen sie gelegentlich auch Elche und andres Hochwild, sowie die Wasservögel ihrer Flüsse und Teiche; aber ihren Hauptlebensunterhalt bilden Lachse und andre Fische sowie allerlei Kräuter und Wurzeln, darunter besonders die Knollen des Pfeilkrauts.

Wie die von Jagdbeute lebenden Stämme der Prärien kühne und vortreffliche Reiter sind und ihren ganzen Stolz auf ihre Pferde setzen, so tun sich diese Küstenstämme besonders in der Handhabung ihrer Kanoes hervor und fühlen sich nirgends mehr zu Hause als auf schaukelnden Wellen. Ihre Kanoes sind von verschiedener Form und Länge: einige messen wohl fünfzig Fuß, sind aus einem einzigen Baumstamm (gewöhnlich Tanne oder weiße Zeder) geschnitten und können dreißig

Siouxindianer.

Personen aufnehmen. Beim Rudern kauern sie je zu zweien nebeneinander auf dem Boden des Kanoes und haben Ruder von vier bis fünf Fuß Länge; die Frauen sind ebenso geschickt wie die Männer und werden gewöhnlich mit dem Steuern betraut. Es ist geradezu erstaunlich, mit welchem Gleichmut diese Wilden ihre leichten Fahrzeuge auch über die stürmischste See hinwegführen. Sie scheinen gleich Wasservögeln auf den Wellen zu schwimmen. Wirft eine besonders starke Woge das Kanoe auf die Seite und droht es umzukippen, so lehnen sich die windwärts Sitzenden weit über den Rand, tauchen ihre Ruder ganz tief ins Wasser, daß es aussieht, als ob sie das Wasser auffingen und mit Gewalt unters Boot drängten, und geben dem Schiff dadurch nicht nur das Gleichgewicht wieder, sondern zugleich einen starken Antrieb nach vorwärts.

Bei den Tschinuken und andern Indianerstämmen dieser Küstengegend herrscht eine sehr merkwürdige Sitte. Jedes Kind wird gleich nach der Geburt in eine hölzerne Mulde gelegt, deren Kopfende etwas erhöht ist. Dann drückt man ihm ein Polster und darüber ein Stück Baumrinde auf die Stirn und befestigt dies durch Bindfäden, die durch an den Seiten der Mulde befindliche Löcher geführt und sehr fest gebunden werden. Auf diese Weise wird der Kopf mit der Zeit ganz platt, und nach einem Jahr kommt das Kind als vollkommener Flachkopf aus seinen Bandagen hervor und bleibt auch bis zum Ende seiner Tage ein Flachkopf. Übrigens hat diese Prozedur wie das Verkrüppeln der Füße bei den Chinesen eine besondre aristokratische Bedeutung und ist ein Kennzeichen der Freiheit. Kein Sklave darf sein Kind auf diese beneidenswerte Weise entstellen, und daher sind alle Sklaven Rundköpfe.

Die beiden Herren verbrachten einen sehr angenehmen Tag bei den Tschinuken. M'Dougal, der sich gern mit seiner Stellung brüstete, gab den Indianern zu verstehen, daß er und sein Begleiter zwei „Häuptlinge" einer großen Handelsgesellschaft seien, die hier eine Niederlassung gründen wolle, und der sehr einsichtige, wenn auch einäugige Comcomly begriff sofort, daß es weise sei, sich mit diesen Ankömmlingen recht gut zu stellen. So bewirtete er sie denn nach besten Kräften mit Unmengen von Lachs und Pfeilkrautknollen. Als sie endlich aufs Schiff zurückkehren wollten, wehte ein heftiger Wind, und der Fluß hatte sehr starken Wellengang. Der alte Häuptling riet ihnen, die Fahrt lieber aufzuschieben, aber sie wollten sich nicht dazu überreden lassen und fuhren ab, worauf der vorsorgliche Comcomly sein Kanoe bestieg und ihnen in kurzer Entfernung folgte.

Kaum waren sie eine kleine Strecke gerudert, als eine Welle über ihr Boot hinwegstürzte und es zum Kentern brachte. Sie wären sicherlich ertrunken, wenn das leichte Kanoe nicht herbeigeschossen wäre und sie dem nassen Grabe entrissen hätte.

Man brachte sie an Land und zündete ein Feuer an, woran sie ihre Kleider trockneten. Dann kehrten sie ins Dorf zurück und blieben dort, solange das böse Wetter anhielt, drei volle Tage. In dieser Zeit gab der Häuptling sich die größte Mühe, seine Gäste zu unterhalten. Er wurde dabei von seinen Frauen und Töchtern unterstützt, die sich sogar mit rotem Ton und Fischtran beschmierten, um ihre Reize in den Augen der Fremden noch zu erhöhen.

Als das Wetter sich gebessert hatte, bemannte der einäugige Häuptling sein Staatskanoe und brachte seine Gäste glücklich zu ihrem Schiff zurück, wo sie mit großer Freude begrüßt wurden, da man schon sehr besorgt um sie gewesen war. Comcomly und seine Leute wurden reich bewirtet und belohnt und verabschiedeten sich endlich, indem sie versprachen, stets treue Freunde und Verbündete der „weißen Männer" zu bleiben.

Nachdem die Herren über ihren Ausflug Bericht erstattet hatten, kam man überein, daß die von ihnen vorgeschlagene Landzunge Point George für den Bau des Handelshauses gewählt werden sollte. Dementsprechend wurde die Barkasse mit allen erforderlichen Dingen beladen, und am 12. April machten sich sechzehn Personen darin auf, um mit der Arbeit zu beginnen. Die „Tonkin" sollte nachfolgen, sobald die Tiefe des Hafens durch Lotungen festgestellt war. Die kleine Schar fuhr über die breite Flußmündung hinüber, ging ans Land und schlug am Strande einer kleinen, innerhalb von Point George gelegenen Bucht ein Lager auf. Als Stätte für das Fort wählte man eine nach Norden gelegene Anhöhe, von wo man die weite Flußmündung mit ihren Sandbänken und tosenden Brandungswellen überblickte, während das einige zwanzig Kilometer entfernte Kap Disappointment die Aussicht nach links hin abschloß. Die umliegende Landschaft prangte in voller Frühlingspracht. Die Bäume trugen junges Laub, das Wetter war herrlich, und alles war für Leute, die eben aus langer Beschränkung an Bord eines Schiffes hervorgingen, eine wahre Augenweide. Bald darauf fand sich auch die „Tonkin" durch das enge und schwierige Fahrwasser hindurch und ging in der kleinen Bucht vor Anker, indem sie vom Lager aus mit drei Gewehrsalven und lauten Hurrarufen begrüßt wurde. Sie erwiderte den Salut durch drei Kanonenschüsse und drei Hurras.

Alsbald begab sich alles an die Arbeit: man fällte Bäume, beseitigte Dickichte und pflöckte die Stellen aus, wo Wohnhaus, Vorratsgebäude und Pulvermagazin stehen sollten, lauter mit Baumrinde bedeckte Blockhäuser. Andre brachten die Bestandteile des Küstenschoners an Land und fingen an, sie zusammenzusetzen, während wieder andre sich damit beschäftigten, Gartenland vorzubereiten und die mitgebrachten Gemüsesamen auszusäen.

Zunächst handelte es sich darum, der entstehenden Handelsstadt einen Namen zu geben, und da der Name desjenigen, der die ganze Unternehmung geplant und ausgerüstet hatte, dabei notwendig in den Vordergrund treten mußte, so nannte man sie „Astoria".

Die benachbarten Indianer fanden sich jetzt in Scharen ein. Einige boten Land- und Seeotterfelle zum Kauf aus; viele kamen nur, um ihre angeborene, stark entwickelte Neugier zu befriedigen, während andre sich mit diebischen Absichten trugen, da die Gesetze über Mein und Dein unter diesen Naturkindern kein besondres Ansehen genossen. Einige von ihnen belagerten das Schiff in ihren Kanoes. Dazu gehörten u. a. der greise Häuptling Comcomly und seine Vasallen. Diese wurden von M'Dougal aufs freundlichste empfangen, denn er benutzte jede Gelegenheit, um sich in den Augen seiner zukünftigen Nachbarn wichtig zu machen. Die Verwirrung, die dadurch an Bord entstand, und das mit diesem Kleinhandel verbundene Umherkramen in der Schiffsladung erregten wieder den Zorn des Kapitäns, der mit souveräner Verachtung auf den einäugigen Häuptling und seine Leute herabblickte.

Doch endlich nahmen all diese kleinen Reibereien zur größten Genugtuung beider Parteien ein Ende. Der für Astoria bestimmte Teil der Schiffsladung war gelöscht, und die „Tonkin" konnte ihre vorgeschriebene Fahrt nach Belieben fortsetzen. Da sie die nördlichen Küsten befahren, in den verschiedenen Häfen Pelzwerk einhandeln und dann auf dem Rückwege im Herbst in Astoria anlegen sollte, so wurde einstimmig beschlossen, daß Mr. M'Kay als Superkargo* mitfahren und Lewis als Buchhalter mitnehmen sollte. Am 1. Juni lichtete das Schiff die Anker und segelte stromabwärts bis Baker's Bay, wo es einige Tage durch widrige Winde festgehalten wurde. Doch am Morgen des 5. Juni stach es mit frischem Winde und schwellenden Segeln in See und trat seine verhängnisvolle Fahrt an.

* Superkargo heißt derjenige Bevollmächtigte, der eine Schiffsladung im Auftrag ihrer Absender, Eigentümer, nach den Absatzhäfen begleitet, um sie hier zu verkaufen, auch wohl für den Erlös eine Rückfracht einzutauschen.

Nordamerikanischer Flußarm.

II.

Die Nordwest-Kompanie regt sich — Thompsons Reise ins Innere — Der Sargberg — Indianischer Lachsfang — Stuarts Gründung — Unruhe in Astoria — Das Blutbad auf der „Tonkin" — M'Dougal, der große Pockenhäuptling — Winter und Neujahrsfeier in Astoria.

Während man sich in Astoria emsig mit der Vollendung der Faktorei und der Befestigungen beschäftigte, überbrachte ein Indianer vom oberen Lauf des Columbia die Nachricht, daß eine Gesellschaft von dreißig Weißen an den Ufern des Stromes aufgetaucht sei und bereits an den zweiten Stromschnellen Gebäude errichtete. Diese Kunde wirkte sehr beunruhigend, denn es war nur zu wahrscheinlich, daß man es hier mit Vertretern der Nordwest-Kompanie zu tun habe, die sich des Oberlaufs des Columbia zu bemächtigen und der Pazifik-Kompanie in ihren Handelsplänen im Inlande zuvorzukommen suchten. Als diese erste Nachricht durch weitere Botschaften bestätigt wurde, entschloß man sich, diesem Schachzug der Gegner zu begegnen, indem man selbst in der Nähe dieser neuen Station eine Niederlassung gründete. Dazu wurde David Stuart ausersehen, der sich mit acht Leuten und einem kleinen Vorrat an Handelsartikeln unter Führung von zwei Indianern nach einer besonders biberreichen

Gegend aufmachen sollte, um freundschaftliche Beziehungen mit den Eingeborenen anzuknüpfen.

Am 15. Juli, als Stuart schon beinahe zur Einschiffung bereit war, kam ein großes mit neun Weißen bemanntes Kanoe in Sicht, das die britische Flagge entfaltete. Kurz darauf stieg einer der Weißen ans Land und stellte sich als Teilhaber der Nordwest-Kompanie und Sternforscher namens David Thompson vor. Seinen Angaben gemäß hatte er sich im vergangenen Jahre mit einer ziemlich starken Anzahl von Leuten und entsprechenden Warenvorräten aufgemacht, um das Felsengebirge zu überschreiten. Doch hatten ihn einige seiner Leute an der Ostseite des Gebirges im Stich gelassen und waren mit einem Teil der Waren nach der nächstgelegenen nordwestlichen Station zurückgekehrt. Trotzdem hatte er darauf bestanden, das Felsengebirge mit den ihm verbliebenen acht Leuten zu übersteigen. Es war ihnen gelungen; und so hatten sie sich im Frühjahr ein Kanoe aus Zedernholz gebaut und waren darin den Columbiafluß hinabgefahren.

In Wirklichkeit war dies die Expedition, die von der Nordwest-Kompanie entsandt worden war, um Astor bei der beabsichtigten Gründung einer Niederlassung an der Mündung des Columbia zuvorzukommen. Thompson war so rasch wie möglich vorgedrungen, hatte sogar an verschiedenen Stellen englische Fahnen aufgepflanzt und erklärt, daß er im Namen des Königs von England für die Nordwest-Kompanie von dem Gebiet Besitz ergreife. Da er aber von einem großen Teil seiner Leute im Stich gelassen wurde, konnte er seinen Plan nicht ausführen und war vermutlich nur den Columbia hinabgefahren, um auszukundschaften, wie weit das Unternehmen Astors schon gediehen sei.

Obwohl Thompson eigentlich als nichts Besseres denn ein Spion anzusehen war, wurde er doch von M'Dougal sehr freundschaftlich aufgenommen — sehr gegen den Willen David Stuarts, der nicht der Ansicht war, daß der Zweck seines Kommens ihn berechtige, irgendwelche Begünstigungen von der Pazifik-Kompanie zu empfangen.

Am 23. Juli trat Stuart seine Fahrt ins Hinterland an. In seiner Begleitung befanden sich vier Angestellte, zwei kanadische Voyageurs und zwei von den mitgebrachten Sandwich-Insulanern. Ihre drei Kanoes waren sehr reichlich mit Vorräten, Handelsartikeln und allen Erfordernissen einer Handelsstation ausgestattet.

Thompson schloß sich ihnen an, indem er erklärte, daß er mit seinen Leuten direkt nach Montreal zurückzukehren gedenke. Er

bekam einen Brief an Astor mit, in welchem die Teilhaber in Astoria ihm meldeten, daß sie glücklich an der Mündung des Columbia angekommen wären, aber noch nichts von Hunt gehört hätten.

Das kleine Geschwader von Kanoes ging bei sehr günstigem Wind unter Segel und fuhr den breiten Strom aufwärts. Die Flußufer waren hier teils steil und felsig, teils mit Laubbäumen und riesenhaften Tannen bestanden. An einer Stelle ragte an der Nordseite des Flusses ein hoher, ganz vereinzelter Felsen empor, der von den benachbarten Indianerstämmen als ihre Hauptbegräbnisstätte in hohen Ehren gehalten wurde. Die Indianer der fischreichen Flüsse und Meeresküste gehen nämlich ebenso sorgsam mit ihren Toten um wie die jagdliebenden Stämme der Prärien. Diese begraben das Lieblingspferd des Jägers unter demselben Grabhügel mit ihm und legen ihm Bogen und Pfeile zur Seite, damit er wohlausgerüstet in die „ewigen Jagdgründe" der Geisterwelt eintrete. Jene legen den Toten in seinen Pelzmantel gehüllt auf den Boden seines Kanoes nieder, fügen Ruder, Fischspeer und andres Fischereigerät hinzu und tragen ihn auf irgendeinen Felsen oder eine Anhöhe hinauf, von wo aus man den Fluß, den See oder die Meeresbucht überblickt, wo er zeitlebens dem Fischfang nachgegangen ist. Auf diese Weise ist er fertig ausgestattet, um sich gleich auf jenen stillen Strömen und sonnigen Seen der andern Welt einzuschiffen, die jeden mit ihrem Überfluß an Fischen und Wasservögeln erwarten, der sich hier auf Erden als guter Sohn, Vater und Gatte und besonders als guter Fischer bewährt hat.

Der erwähnte Felsen bot einen sonderbaren Anblick, denn auf seinem Gipfel ruhten zahlreiche Tote in ihren Kanoes, während ringsum an aufgepflanzten Pfählen allerlei Trophäen oder Begräbnis-Mitgaben, wie Schmuckstücke, Kleider, Körbe voller Wurzeln und andre Gebrauchsgegenstände für die Verstorbenen befestigt waren. Ein tief eingewurzeltes Ehrfurchtsgefühl schützt diese heiligen Stätten vor Diebstahl und Schändung. Die Freunde des Toten, besonders die Frauen, begeben sich einige Zeit nach seinem Tode bei Sonnen-auf- und -untergang hierher, um Klagelieder zu singen und laut zu jammern und zu weinen. Wegen der vielen dort in ihren Kanoes ausgestellten Leichen erhielt der Felsen den Namen Mount Coffin (Sargberg), den er bis zum heutigen Tage behalten hat.

Jenseits dieses Felsens passierten die Boote zwei Einmündungen von Nebenflüssen und erreichten dann Point Vancouver. Dieser

Punkt soll einer der schönsten von ganz Columbia sein: eine liebliche Wiese umschloß eine von zahlreichen Vögeln belebte, silbern schimmernde Wasserfläche, ringsumher erhoben sich dichtbewaldete Hügelketten, und im Hintergrunde schloß der gewaltige, schneegekrönte Mount Hood die herrliche Aussicht ab. Dieser Berg war einst das Merkzeichen der ersten Erforscher des Stromes gewesen, die bis hierher vordrangen und von denen Point Vancouver den Namen erhielt.

Nachdem der Columbia eine Zeitlang eine südöstliche Richtung gehabt hatte, wendete er sich jetzt nach Nordosten und wurde zugleich schmäler und reißender, während die Felsen immer näher an das Ufer herantraten und den Flußlauf immer mehr einengten. Die Reisenden merkten an der stetig zunehmenden strudelnden Heftigkeit des Wassers, daß sie sich den großen Stromschnellen näherten, und endlich kamen sie denn auch an der am unteren Ende der Fälle gelegenen „Erdbeerinsel" an. Diese Stromschnellen des Columbia bestehen aus zwei großen, je etwa zwanzig Fuß hohen Fällen, zwischen denen sich ein weites und scheinbar ganz von Felsen versperrtes Becken befindet, aus welchem sich der Fluß einen Ausweg sucht, indem er seine ganzen Wassermassen mit rasender Gewalt durch ein nur etwa vierzig Meter breites Felsenbett hindurchwälzt. Am Fuße des zweiten Falles verengt sich der Flußlauf dann nochmals zwischen hohen, steilen Felsen zu einer Breite von 50 bis 100 Fuß und rast mit tosender, wirbelnder Heftigkeit und donnerndem Gebrüll durch diese sogenannte „Long Narrows" (lange Rinne) dahin.

Hier befindet sich die fischreichste Stelle des ganzen Columbia. Im Frühling bei Hochwasser steigen die Lachse in unglaublicher Anzahl stromaufwärts, und wenn sie durch die „lange Rinne" kommen, werden sie von den auf vorspringenden Felsen und auf kleinen am Ufer angebrachten Holzgerüsten postierten Indianern mit langstieligen Käschern aufgefischt und ans Ufer geschleudert.

Dann salzt und verpackt man sie auf ganz besondre Art. Nachdem man sie aufgeschlitzt und ausgenommen hat, werden die Fische auf langen Gerüsten am Flußufer der Sonne ausgesetzt. Sobald sie trocken genug sind, zerstößt man sie zwischen zwei Steinen so fein wie möglich, preßt sie dann recht eng zusammen und verpackt sie in meterlange Körbe oder Ballen aus Grasmatten, die man vorher mit der gesalzenen Haut der Lachse ausgelegt hat. Das Ganze wird dann nochmals mit gesalzener Lachshaut bedeckt und fest verschnürt, worauf man diese Körbe oder Ballen je zu zwölfen zusammenbindet, sie

eng zusammenpreßt und nochmals mit Matten und Stricken umwickelt. Diese werden an einem trocknen Ort aufgehäuft und wieder mit Matten zugedeckt. Jedes dieser Pakete enthält neunzig bis hundert Pfund getrockneten Fisch, der sich in diesem Zustande mehrere Jahre lang tadellos erhält.

Wir haben dieses Verfahren ausführlich beschrieben, weil es einen praktischen und erfinderischen Sinn für die Vorbereitung von Waren für den Verkauf bekundet, den man bei amerikanischen Eingeborenen sonst selten findet. Aus demselben Grunde erwähnen wir auch das am oberen Ende der „langen Rinne" gelegene Dorf Wish-ram als einziges Beispiel eines von Eingeborenen begründeten Marktes oder Stapelortes. Hier wurden die in den Stromschnellen gefangenen Lachse in Erwartung von Käufern auf Lager gelegt. Hierher brachten die Stämme von der Umgegend der Columbiamündung Seefische, Wurzeln, Beeren, Pfeilkrautknollen und andre Erzeugnisse des unteren Flußlaufs sowie die Waren und Schmuckgegenstände, die sie gelegentlich auf den an der Küste kreuzenden Pelzschiffen einhandelten. Hierher brachten die Gebirgsstämme Pferde, Bärengras, Kamaknollen und andre Handelsartikel des Binnenlandes. Die kaufmännischen Fischerleute der Stromschnellen spielten gewissermaßen die Vermittler und vertrieben die verschiedenen Waren sozusagen kreuzweise, indem sie die Waren der Gebirgsstämme gegen die der Küstenindianer austauschten.

Thompson befand sich noch immer in der Gesellschaft der Astorianer; er schien sich sehr für den Erfolg dieser Unternehmung zu interessieren und machte Stuart wiederholt auf Plätze aufmerksam, die sich, wie er behauptete, ganz besonders gut für seine Zwecke eigneten. Da Stuart ihm aber stark mißtraute, befreite er sich schließlich von diesem lästigen Begleiter, indem er sich den Anschein gab, als ob er seinen Rat annähme und sich hier niederlassen wolle. Doch kaum war jener von dannen gefahren, als Stuart auch schon wieder aufbrach und unter Führung zweier Indianer immer weiter ins Innere vordrang, bis er nur noch etwa fünfundzwanzig Meilen von der neuen Station seiner kanadischen Nebenbuhler entfernt war und annehmen durfte, daß er sie von hier aus in Schach halten könne.

Der Ort, den er für seine Niederlassung gewählt hatte, eine Landzunge am Einfluß des Okinagan in den Columbiafluß, war für einen Stapelplatz überaus günstig. Das Klima war gesund, der Boden fruchtbar, die Flüsse fischreich und die benachbarten Indianerstämme friedlich und freundschaftlich.

So machten sich Stuart und seine Leute denn wohlgemut an die Arbeit und begannen aus dem reichlich vorhandenen Treibholz ein Blockhaus zu bauen. Die erste Station der Pazifik-Kompanie im Hinterlande war gegründet.

Sobald die „Tonkin" abgefahren war und Stuart seine Expedition ins Innere angetreten hatte, änderten sich die Verhältnisse in Astoria vollkommen. Die bis dahin scharenweise umherlungernden Eingeborenen fingen an zu verschwinden, und bald war kein Indianer mehr zu sehen. Erst schrieb man diese Tatsache einem Mangel an Pelzwerk zu, doch nach kurzer Zeit erklärte sie sich auf recht beunruhigende Weise. Man erfuhr, daß die benachbarten Indianerstämme sich verschworen hatten, die jetzt sehr verringerte Schar von Weißen gemeinsam anzugreifen.

Voller Besorgnis über diese Gerüchte unterbrachen die Astorianer ihre regelmäßig vorschreitende Arbeit und begaben sich in aller Eile ans Werk, um ihre Station gegen Angriffe von außen zu schützen. Im Laufe weniger Tage umgaben sie ihr Wohnhaus und ihre Vorratsgebäude mit einer Palisade von neunzig Fuß Umfang mit zwei Basteien, auf denen je zwei Vierpfünder aufgestellt wurden. Jeden Tag wurden Waffenübungen abgehalten, und nachts verschanzten sie sich in ihrer Festung und stellten Schildwachen aus, um sich gegen einen Überfall zu sichern. Auf diese Weise hofften sie sich im Falle eines Angriffs so lange halten zu können, bis die von Hunt geleitete Überland-Expedition eintraf, oder bis die „Tonkin" zurückkehrte. Aber schon Anfang August erschienen wandernde Indianerstämme an der Mündung des Columbia, die sehr bedrohliche Nachrichten über die „Tonkin" mitbrachten. Nachdem man sie erst als Fabel angesehen hatte, wurden sie leider bald durch andre, etwas spätereingetroffene Stämme bestätigt. Den vielfachen und sich oft widersprechenden Aussagen der Wilden gemäß wurde schließlich folgendes über das Schicksal des Schiffes festgestellt.

Die „Tonkin" stach mit einer Bemannung von dreiundzwanzig Leuten am 5. Juni in See und nahm an der Küste aus einem Fischerkanoe einen Indianer namens Lamazee auf, der schon zwei Küstenfahrten gemacht hatte und mit den Sprachen der verschiedenen Indianerstämme vertraut war. Er ließ sich leicht überreden, die Reise als Dolmetscher mitzumachen.

Indem er den Kurs nach Norden nahm, erreichte Kapitän Thorne schon nach wenigen Tagen die Insel Vancouver und ging in dem

Hafen von Neweetee vor Anker, sehr gegen den Rat des Dolmetschers, der ihn vor dem tückischen Charakter der Eingeborenen dieser Gegend warnte. Zahllose Kanoes kamen sofort von allen Seiten herbei und boten Seeotterfelle zum Kauf an. Es war zu spät am Tage, um den Handel gleich zu eröffnen, aber M'Kay begab sich mit einigen Leuten an Land, um das große Indianerdorf Wicananish zu besuchen, während sechs Eingeborene als Geiseln an Bord zurückblieben. Er wurde sehr freundlich aufgenommen, reichlich bewirtet und für die Nacht in die Wohnung des Häuptlings eingeladen, wo man ihm ein Lager aus Seeotterpelzen bereitete.

Am nächsten Morgen fanden sich schon vor M'Kays Rückkehr Scharen von Eingeborenen an Bord ein, um mit den Weißen zu handeln, und da sie große Mengen von Pelzwerk mitbrachten, wartete der Kapitän die Heimkehr M'Kays nicht erst ab, sondern brachte all seine Waren auf Deck und stellte dort wollene Decken, Tuchballen, Messer, Perlen und Angelhaken in verlockendster Weise zur Schau. Er rechnete auf einen raschen und einträglichen Verkauf; aber die Indianer waren nicht so gierig und einfältig, wie er es sich vorgestellt hatte. Sie standen unter dem Einfluß eines schlauen alten Häuptlings, namens Nookamis, der große Erfahrung im Handel mit weißen Schiffern besaß und den Markt zu regulieren schien. Wenn Kapitän Thorne für einen Otterpelz einen seiner Ansicht nach durchaus anständigen Preis bot, nahm der listige alte Indianer das Angebot voller Hohn auf und verlangte das Doppelte. Da alle andern sich nach ihm zu richten schienen und kein einziges Otterfell zu annehmbarem Preise zu haben war, verlor Kapitän Thorne schließlich die Geduld, machte überhaupt keine Gebote mehr, sondern steckte die Hände in die Taschen und spazierte mit gleichgültiger, mürrischer Miene, und ohne ein weiteres Wort zu sagen, auf Deck auf und ab. Der alte Häuptling verfolgte ihn auf Schritt und Tritt, hielt ihm immer wieder ein Otterfell hin und belästigte ihn mit Angeboten. Als all sein Bitten und Drängen nichts half, schlug er plötzlich einen andern Ton an und begann den Kapitän wegen der kläglichen von ihm gestellten Preise zu höhnen. Darüber geriet der keineswegs zum Scherzen geneigte Kapitän so in Wut, daß er ihm das dargebotene Fell aus der Hand riß, ihm mehrfach damit übers Gesicht fuhr und ihn dann mit einem Fußtritt und einigen wenig schmeichelhaften Kraftausdrücken über Bord beförderte. Dann warf er alles Pelzwerk durcheinander und befahl den Eingeborenen, das Schiff zu

räumen, während der greise Nookamis zornschnaubend ans Land zurückruderte.

Als M'Kay heimkehrte, berichtete ihm der Dolmetscher über diese Vorgänge und bat ihn dringend, den Kapitän zu bewegen, sofort unter Segel zu gehen, da er die Natur dieser Eingeborenen kenne und fest überzeugt sei, daß sie die ihrem Häuptling widerfahrene Schmach würden rächen wollen. Da M'Kay auch einige Erfahrung im Umgang mit diesen Wilden besaß, ging er gleich zu dem immer noch sehr übellaunigen Kapitän und ersuchte ihn, wegen der Gefahren, in denen das Schiff schwebe, sofort die Anker zu lichten. Doch Kapitän Thorne erklärte, seine Kanonen und Feuerwaffen böten genügend Schutz gegen eine Bande von nackten Eingeborenen, und alle weiteren Bitten und Vorstellungen führten nur zu hohnvollen Antworten und scharfer Ablehnung. Der Tag verging ohne irgendwelche Anzeichen von Feindseligkeit, und bei Anbruch der Nacht zog sich der Kapitän in seine Kajüte zurück, ohne irgendwelche besondern Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Am folgenden Morgen, bei Tagesanbruch, als M'Kay und der Kapitän noch schliefen, legte ein Kanoe mit zwanzig Indianern an der „Tonkin" an. Sie waren unbewaffnet, trugen die freundlichsten Manieren zur Schau und hielten Otterfelle in die Höhe, um anzudeuten, daß sie Geschäfte zu machen wünschten. Da Astors Warnung vor der Zulassung von Indianern an Bord schon lange in Vergessenheit geraten war, trug der wachthabende Offizier kein Bedenken, ihnen zu gestatten, auf Deck zu kommen. Bald nahte ein zweites Kanoe und dann ein drittes und viertes und immer mehr, bis schließlich von allen Seiten zugleich Indianer an Bord kletterten.

Der wachthabende Offizier fing an besorgt zu werden und ließ den Kapitän und M'Kay rufen, die bei ihrem Erscheinen auf Deck schon ein dichtes Gedränge von Eingeborenen vorfanden. Der Dolmetscher und M'Kay rieten wieder, der Kapitän möge die Anker lichten, und als immer mehr Kanoes von Land abstießen und das Schiff umschwärmten, gab er schließlich die erforderlichen Befehle und schickte einige Leute in die Takelung hinauf, um die Segel zu setzen.

Nun erboten sich die Indianer, anscheinend weil das Schiff sich zur Abfahrt rüstete, unter seinen eignen Bedingungen mit dem Kapitän zu handeln, und sofort begann man in aller Eile Geschäfte zu machen. Messer waren die begehrtesten Artikel, und sobald einer von

den Wilden eins erhandelt hatte, trat ein andrer vor, bis sich alle auf dem ganzen Deck verteilt hatten und alle bewaffnet waren.

Der Anker war fast ganz aufgewunden und die Segel waren gelöst, als der Kapitän mit lauter Stimme Befehl gab, das Schiff zu räumen. Im selben Augenblick ertönte ein gellender Signalschrei, in den die Indianer von allen Seiten einstimmten, indem sie sich mit geschwungenen Messern und Kriegskeulen auf ihre bereits ausersehenen Opfer stürzten.

Als erster fiel der Buchhalter Lewis; während er mit verschränkten Armen an einem Ballen wollener Decken lehnte, erhielt er einen tödlichen Messerstich in den Rücken, worauf er die Kajütentreppe hinunterstürzte.

Aber auch die andern fielen rasch nacheinander, denn der Überfall geschah so urplötzlich, daß niemand Waffen zur Hand hatte, und überdies waren die Wilden zu sehr in der Mehrzahl, als daß es möglich gewesen wäre, sich ernstlich zur Wehr zu setzen. Nur vier von den Leuten, die sich oben in der Takelung befunden hatten, ließen sich an Stricken hinab und retteten sich in die Kajüte, wo sie den tödlich verwundeten, aber noch lebenden Lewis vorfanden. Diese eröffneten von der Kajütentreppe aus ein so lebhaftes Gewehrfeuer, daß die Indianer sehr bald alle miteinander die Flucht ergriffen.

So lautet der Bericht des Dolmetschers Lamazee, der dem Blutbad beigewohnt hatte, ohne sich zu beteiligen, und dann mit den Eingeborenen, die ihn seiner Hautfarbe wegen verschonten, in ihren Kanoes ans Land gefahren war. Die Überlebenden der Schiffsmannschaft kamen nun auf Deck und feuerten einige Kanonen ab, die furchtbares Unheil unter den Kanoes anrichteten und alle Wilden ans Land zurücktrieben.

Die Feuerwaffen hatten solchen Eindruck gemacht, daß keiner der Indianer sich den ganzen Tag über auch nur in die Nähe des Schiffes wagte. Erst bei Tagesanbruch am nächsten Morgen, als sie sahen, daß die „Tonkin" noch immer mit losen, flatternden Segeln in der Bucht vor Anker lag, getrauten sich einige Kanoes aufs Wasser hinaus, indem sie den Dolmetscher mitnahmen. Sie hielten sich jedoch eine Zeitlang in sicherer Entfernung, bis sie sich überzeugt hatten, daß an Bord alles still und tot blieb. Schließlich erschien ein Mann auf Deck, in welchem Lamazee den Buchhalter Lewis erkannte, und forderte die Indianer durch Zeichen auf, an Bord zu kommen. Es währte lange, bis sie es wagten, der Einladung zu folgen, aber schließ-

lich kletterten einige von ihnen auf Deck, ohne auf Widerstand zu stoßen oder einen Feind zu erblicken, denn Lewis hatte sich wieder zurückgezogen und war nicht zu sehen. Nun faßten auch die andern Mut, und bald entstand ein wahres Gedränge auf Deck, während immer neue Nachzügler an den Seiten des Schiffes hinankletterten, denn nun waren die Wilden auf Plünderung aus. Da — als der Jubel und Eifer auf den Höhepunkt gediehen war — flog das Schiff mit donnerndem Knall in die Luft.

Die Wirkung war grauenerregend. Der Dolmetscher, der unversehrt ins Wasser geschleudert wurde, gab eine fürchterliche Schilderung von dem Anblick, den die Bucht nach der Explosion geboten habe. Die ganze Wasserfläche war mit Bruchstücken des Schiffes, mit menschlichen Gliedmaßen, zerschmetterten Kanoes, sterbenden oder im Wasser um ihr nacktes Leben kämpfenden Indianern bedeckt. Es sollen über hundert Eingeborene dabei umgekommen sein.

Die Einwohner von Neweetee waren ganz überwältigt von Entsetzen über diese furchtbare Katastrophe, die im Augenblick höchsten Triumphes über sie hereingebrochen war. Die Krieger saßen stumm und trauernd da, während die Weiber die Luft mit ihrem Jammergeschrei erfüllten. Doch plötzlich verwandelte sich das Klagen und Weinen in wildes Wutgeheul, als vier weiße Männer als Gefangene ins Dorf geschleppt wurden. Der Dolmetscher erhielt Erlaubnis, mit den Unglücklichen zu sprechen, und stellte fest, daß es die vier tapfern Leute waren, die sich von der Kajütentreppe aus so wacker verteidigt hatten. Sie hatten bei Anbruch der Nacht ein Boot herabgelassen und Lewis aufgefordert, sich ihnen anzuschließen, da sie sich zu retten hofften, indem sie dicht an der Küste entlang fahrend nach Astoria zurückzukehren versuchten. Doch Lewis erklärte, daß er ohnehin nicht mehr lange leben könne und fest entschlossen sei, an Bord zu bleiben und sich auf furchtbare Weise an den Wilden zu rächen. So nahmen denn seine Unglücksgefährten traurig von ihm Abschied und traten ihre Fahrt an. Der Wind war aber so überaus ungünstig, daß sie sich bald gezwungen sahen, in einer kleinen Bucht an Land zu gehen und hier das Umschlagen des Windes abzuwarten. Sie waren so zu Tode erschöpft, daß sie sich nicht wach zu erhalten vermochten, und wurden im Schlaf von den Indianern überfallen. Es wäre besser für diese Männer gewesen, wenn sie bei Lewis geblieben und mit ihm den Heldentod gestorben wären, denn nun war ihnen ein weit furchtbareres Ende beschieden,

da die Wilden sie unter langsamen Qualen den Manen ihrer getöteten Stammesgenossen zum Sühnopfer darbrachten. Einige Zeit nach ihrem Tode gelang es dem Dolmetscher zu entkommen und die herzzerreißende Kunde nach Astoria zu bringen.

Der Verlust der „Tonkin" war ein harter Schlag für die junge Kolonie, und zwar ein Schlag, der noch viel Unheil im Gefolge haben konnte. Astor erhielt die Nachricht erst nach vielen Monaten. Er empfand sie in all ihrer Schwere und begriff sofort, daß diese Katastrophe sein großartiges Vorhaben, wenn nicht geradezu vernichten, so doch stark beeinträchtigen mußte. Doch gab er sich keinen unnützen Klagen hin, sondern suchte vielmehr nach einem prompten und wirksamen Hilfsmittel. Schon am selben Abend erschien er mit seiner gewohnten gleichmütigen Miene im Theater, und als ein Freund seine Verwunderung darüber aussprach, daß er Seelenruhe genug für eine so oberflächliche Zerstreuung habe, gab er ihm zur Antwort: „Was soll ich denn machen? Würde es Ihnen besser gefallen, wenn ich zu Hause bliebe und beweinte, was ich doch nicht ändern kann?"

Die Nachricht von dem Untergang der „Tonkin" und der Niedermetzelung ihrer Besatzung erfüllte die Herzen der Astorianer mit Schrecken. Sie waren jetzt nur noch eine Handvoll Weiße an einer wilden, unwirtlichen Küste, umringt von feindseligen Indianerstämmen, die ohne Zweifel durch die Kunde von dieser entsetzlichen Katastrophe zu Gewalttätigkeiten angeregt und ermutigt werden würden. In dieser kritischen Lage nahm M'Dougal seine Zuflucht zu einer List, die von seinem erfinderischen Geist Zeugnis ablegt.

Alle Eingeborenen der Küste und der ganzen westlich vom Felsengebirge belegenen Gegenden hatten außerordentliche Angst vor den Pocken, denn diese entsetzliche Plage war vor wenigen Jahren unter ihnen aufgetreten und hatte ganze Stämme hinweggerafft. Ihr Ursprung und ihre Natur war ihnen ein Geheimnis. Sie hielten sie für ein Übel, das der Große Geist über sie verhängt hatte, oder das von den Weißen über sie gebracht worden war. Diesen Gedanken griff M'Dougal auf. Er ließ mehrere, besonders verdächtige Häuptlinge zu einer Versammlung einberufen, und als sie alle im Kreise um ihn her saßen, teilte er ihnen mit, er habe von dem an der „Tonkin" verübten Verrat ihrer nördlichen Stammesgenossen gehört und sei fest entschlossen, sich zu rächen: „Die weißen Männer, die hier unter Euch weilen, sind zwar klein an Zahl," so sagte er, „aber

sie sind groß in Medizin. Seht her," fuhr er fort, indem er ein Fläschchen hervorzog und es ihnen vor die Augen hielt, „in diesem Glas halte ich wohlverwahrt die Pocken in meiner Hand; ich brauche nur den Korken herauszuziehen und die Pest loszulassen, und Ihr alle — Mann, Weib und Kind — werdet rettungslos dem Tode verfallen."

Das erregte Grauen und Entsetzen in den Herzen der Häuptlinge. Sie flehten ihn an, die Flasche nicht zu öffnen, da sie und ihre Leute treue Freunde der Weißen wären und es immer bleiben würden; wenn er die Pocken aber einmal herauslasse, so würden sie sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Land verbreiten und Gute und Böse hinwegraffen, und er werde doch sicherlich nicht so ungerecht sein wollen, seine Freunde für die von seinen Feinden begangenen Untaten zu strafen.

M'Dougal gab sich den Anschein, als ob ihre Worte ihn überzeugt hätten, und versicherte ihnen, daß die Phiole des Zorns versiegelt bleiben solle, solange die Weißen unbehelligt blieben und ihre indianischen Nachbarn sich freundschaftlich und gastlich erwiesen; aber bei der geringsten Feindseligkeit werde er die verhängnisvolle Flasche entkorken.

Von diesem Tage an war er in den Augen der Eingeborenen ein gefürchteter Mann, der ihr Geschick in Händen hielt. Man nannte ihn nicht anders als den „Großen Pockenhäuptling".

Während dieser ganzen Zeit nahmen die Arbeiten an der jungen Niederlassung unermüdlich ihren Fortgang, und am 26. September war ein geräumiges Wohnhaus vollendet, das allen Weißen Unterkunft gewährte. Es bestand aus Stein und Lehm, da kein kalkhaltiges Gestein zu haben war, aus dem man Mörtel hätte herstellen können. Der Schoner war auch fertig und wurde am 2. Oktober mit den üblichen Feierlichkeiten vom Stapel gelassen. Er ging unterhalb des Forts vor Anker und war das erste Schiff, das an dieser Küste vom Stapel gelaufen war.

Am 5. Oktober abends wurden die Astorianer durch die Rückkehr von vier Teilnehmern an der Expedition David Stuarts überrascht. Sie überbrachten günstige Nachrichten von dieser neuen Niederlassung, meldeten jedoch, daß Stuart es für schwierig halte, die ganze Schar während der Wintermonate zu verpflegen, und sie daher zurückschicke, während er nur Roß, Montigny und zwei andre dabehielt.

Das ist ein charakteristisches Beispiel von der Unerschrockenheit

dieser Händler im Indianerlande. Inmitten eines wilden und unbekannten Landes, weit mehr als hundert Meilen von der Mehrzahl seiner Genossen entfernt, hatte Stuart die Hälfte seiner kleinen Schar entlassen, um sich dann anzuschicken, mit den übrigen allen Gefahren der Wildnis und allen Unbilden eines langen und trübseligen Winters zu trotzen.

Schon im Monat Oktober machten sich allerlei Vorboten des nahenden Winters bemerkbar.

Bis jetzt waren die Kolonisten sehr zufrieden mit dem Klima gewesen. Der Sommer war gemäßigt, denn das Quecksilber war nie höher als bis auf 80° Fahrenheit gestiegen. Während des Frühlings und Vorsommers hatten westliche Winde vorgewaltet, denen später frische Brisen aus Nordwesten folgten. Im Oktober setzten südliche Winde ein, die häufigen Regen brachten.

Die Indianer fingen an, den Saum des Ozeans zu verlassen und sich in ihre Winterquartiere in tiefen Wäldern oder an kleinen geschützten Flüssen und Bächen zurückzuziehen. Die Regenzeit, die im Oktober einsetzt, währt mit geringen Unterbrechungen bis zum April; und wenn die Winter auch im ganzen milde sind, und das Quecksilber nur selten unter den Gefrierpunkt sinkt, so haben die Stürme und der Regen doch ihre Schrecken. Die Sonne wird zuweilen durch Wochen hindurch verfinstert, die Bäche werden zu reißenden Strömen, und das Land schwebt beständig in Überschwemmungsgefahr.

Die Regenzeit setzte ein, und infolge des Abzugs der Indianer in ihre Winterquartiere fingen die Lebensmittel allmählich an bedenklich knapp zu werden, so daß man sich genötigt sah, den Schoner zu Furagierfahrten zu benutzen. Doch die kleine Abenteurerschar ließ in der Einsamkeit des kleinen Forts den Mut nicht sinken und vertröstete sich auf die Zeit, in der Hunt über das Gebirge kommen und sie verstärken und neu beleben würde.

Das Jahr neigte sich immer mehr seinem Ende zu. Der Regen, der seit dem 1. Oktober fast unausgesetzt hernieder geströmt war, hörte gegen Abend des 31. Dezember auf, und der 1. Januar brachte strahlenden Sonnenschein.

Der angeborene Festtagssinn der kanadischen Voyageurs läßt sich durch keinerlei Widerwärtigkeiten unterdrücken, und sie bringen es fertig, unter den jämmerlichsten Verhältnissen und unter den widrigsten Umständen eine „fête" zu veranstalten. Eine Extraration Rum und ein wenig Mehl zur Zubereitung von Kuchen und Puddings sind in

Siouxindianer.

ihren Augen schon ein Festschmaus, und bei Gesang und Tanz vergessen sie all ihre Mühsal und Sorgen.

Bei dieser Gelegenheit bemühten sich die Teilhaber, den Anbruch des neuen Jahres möglichst festlich zu begehen. Ein Trommelwirbel rief alles bei Sonnenaufgang unter die Waffen, die Fahne wurde gehißt, und drei Gewehrsalven und dreimaliges Abfeuern der Geschütze begrüßte das anbrechende Jahr. Den Tag über vergnügte man sich mit allerlei Spielen und Wettkämpfen; dabei wurden mäßige Portionen Grog, zusammen mit Brot, Butter und Käse ausgeteilt. Um zwölf Uhr kam das allerbeste Mittagessen auf den Tisch, das unter den gegebenen Verhältnissen zu ermöglichen war. Bei Sonnenuntergang wurden die Fahnen unter abermaliger Abfeuerung von Geschützen eingezogen. Der Abend wurde mit Tanzen hingebracht, und obwohl keine edle Weiblichkeit ihre Galanterie erregte, setzten die Voyageurs den Ball mit echt französischer Verve bis drei Uhr morgens fort. Auf diese Weise beging man in der jungen Kolonie Astoria den Neujahrstag von 1812.

Biwak am Missouri.

III.

Die Landexpedition von Hunt — Abschied von Montreal — St. Louis — Fahrt auf dem Missouri — Manuel Lisa und die Missouri-Pelz-Kompanie — Pierre Dorion, der Dolmetscher, und seine Frau — Die ersten Siouxindianer — Die geschäftskluge Schwarzdrossel, seine Heldentaten und seine unglückliche Squaw — Die Missouripiraten — Ein botanisches Abenteuer Bradburys mit einem Ponkaindianer.

Wie stand es inzwischen um jene andre verwegene Schar, die sich auf Riesenflüssen, durch pfadlose Ebenen und über wildes Gebirge hinweg ihren Weg suchen sollte?

Die Leitung dieser Landexpedition war Wilson Price Hunt aus New Jersey übertragen worden, einem Teilhaber der Kompanie, der später an die Spitze der Niederlassung an der Columbiamündung treten sollte. Er war ein außerordentlich redlicher und gewissenhafter Mann von freundlichem Charakter und angenehmen Formen. Praktische Erfahrungen im Handel mit Indianern besaß er noch nicht; d. h. er hatte noch keine Handelsausflüge in die Wildnis unternommen, aber er war in St. Louis gewesen, das damals ein weit vorgeschobener Posten am Mississippi war, und wo die Geschäfte hauptsächlich darin bestanden, die indianischen Händler mit Waren und Ausrüstungen

zu versehen. Auf diese Weise hatte er sich mancherlei Kenntnisse dieses Handelszweiges, der verschiedenen Stämme und ihres Gebietes erworben.

Ein andrer Teilhaber namens Donald M'Kenzie, der diese Expedition ebenfalls mitmachte, tat sich gerade in all denjenigen Dingen hervor, an denen Hunt es fehlen ließ. Er war zehn Jahre lang im Dienste der Nordwest-Kompanie im Innern gewesen und tat sich etwas auf seine Kenntnis des „Weidwerks" und der indianischen Handels- und Kriegskunst zugute.

Hunt begab sich Ende Juli 1810 mit M'Kenzie nach Montreal, dem ehemaligen Mittelpunkt des Pelzhandels, wo alles für die Expedition Erforderliche zu haben war. Vor allen Dingen war er darauf aus, sich eine hinreichende Anzahl kanadischer Voyageurs zu verschaffen, was große Geschicklichkeit erfordert, da diese Art Leute voller Listen und dummer Streiche stecken, und gerade diejenigen, die sich anpreisen und zu allen Versprechungen bereit sind, ein „Reinfall" für den zukünftigen Brotherrn zu sein pflegen. Doch gelang es Hunt, sich so viele zu verpflichten, wie ihm für sein Unternehmen nötig zu sein schienen. Nachdem er dann noch einen gehörigen Vorrat von Munition, Lebensmitteln und Handelsartikeln erstanden hatte, schiffte er sich mit seiner ganzen Gesellschaft in einem jener großen Kanoes ein, die damals allgemein von Pelzhändlern zur Schiffahrt auf den schwierigen Flüssen verwendet wurden. Das Kanoe war dreißig bis vierzig Fuß lang und mehrere Fuß breit; es bestand aus Birkenrinde, die mit den Fasern von Fichtenwurzeln zusammengenäht und statt mit Teer, mit Tannenharz verpicht war. Die Ladung war in Ballen zu je neunzig bis hundert Pfund verpackt, um das Ein- und Ausladen und die Beförderung an den Tragestellen zu erleichtern. Das Kanoe selbst konnte, obschon es eine Last von mehr als vier Tonnen trug, ganz bequem von Männern auf den Schultern getragen werden. Derartige Kanoes werden in der Regel von acht bis zehn Leuten gehandhabt, von denen zwei auserlesene Veteranen sind, die doppelten Lohn erhalten und an den beiden Enden sitzen, um Ausschau zu halten und zu steuern. Wenn der Wind günstig ist, pflegt man auch wohl Segel aufzusetzen.

Die Abfahrt fand wie gewöhnlich am äußersten Ende der Insel Montreal statt, von wo aus alle Händler ihre Reisen ins Innere anzutreten pflegten. Hier stand die uralte Kapelle von St. Anna, der Schutzheiligen der kanadischen Voyageurs, wo diese vorm Auf-

bruch zu ihren gefahrvollen Unternehmungen zu beichten und Gelübde zu tun pflegten. Nachdem sie dieser frommen Pflicht genügt hatten, pflegten die Voyageurs ein großes Gelage abzuhalten. Diese alte Sitte, die zu Ehren der Heiligen und zur Förderung eines glücklichen Verlaufs der Expedition ein eifriges Becherschwingen vorschrieb, wurde auch jetzt von dem leichtsinnigen Völkchen getreulich innegehalten, und als sie schließlich an Bord kamen, machte die ganze Schar nicht gerade einen vertrauenerweckenden Eindruck. Einige waren kräftig, aber unerfahren, andre geschickt, aber faul, und wieder andre entkräftet und außerstande, anstrengende Arbeit zu leisten.

Mit diesen unzulänglichen Mannschaften schiffte Hunt auf der alten Fahrstraße der Pelzhändler durch eine Schnur kleiner Seen und Flüsse nach Michilimackinac. Es ging recht langsam vorwärts, denn er war es noch nicht gewöhnt, mit Voyageurs umzugehen, und diese neigten nur zu sehr dazu, haltzumachen, an Land zu gehen, Feuer anzuzünden und stundenlang zu kochen, zu rauchen, zu plaudern und zu singen.

So kam man erst am 22. Juli in dem auf der gleichnamigen Insel am Zusammenfluß des Huronen- und Michigansees gelegenen Mackinac an. Das war damals ein lang hingestrecktes, von einem hochgelegenen alten Fort beherrschtes Dorf, wo es den größten Teil des Jahres hindurch sehr still zuging; aber zu gewissen Zeitpunkten strömten hier aus allen Richtungen Händler und Voyageurs zusammen, und dann wimmelte es von Menschen und ging hoch her, denn die Voyageurs warfen mit Gold um sich, tanzten, geigten und sangen, kauften sich allerlei Tand und stolzierten stutzerhaft aufgeputzt am Strande auf und nieder.

Hunt hielt sich hier eine Zeitlang auf, um seinen Vorrat von Handelsartikeln zu vervollständigen und die Zahl seiner Voyageurs durch neue, möglichst solide und zuverlässige Leute zu vermehren.

Endlich gelang es ihm, einige Leute anzuwerben, aber nun gab es neue Schwierigkeiten, denn sie bestanden darauf, einen Teil ihres Lohns im voraus ausgezahlt zu bekommen, und dann verpraßten sie das Geld und spielten die großen Herren, bis sie in Schulden gerieten, oder gaben vor, andre, vorher eingegangene Verpflichtungen lösen zu müssen, so daß Hunt bald hier, bald dort zahlen mußte, um sich die wenigen angeworbenen Leute nur zu erhalten. Als es immer noch nicht genug waren und es sich zeigte, daß einige besonders tüchtige Elemente sich beharrlich zurückhielten, verfiel Hunt auf eine

List. Er verteilte Straußenfedern an seine Voyageurs, und diese schmückten damit ihre Hüte und brüsteten sich als Angestellte „einer neuen Kompanie, die die Nordwest-Kompanie gänzlich in den Schatten stellen werde". Das half! Diesem Glanz vermochten die Herzen französischer Kanadier nicht zu widerstehen; sie drängten sich jetzt dazu, in den Dienst der Kompanie zu treten und ebenfalls mit wallendem Federschmuck einher zu stolzieren.

Während die Zahl der Mannschaften auf diese Weise vergrößert wurde, fand sich auch ein Mann ein, den Hunt schriftlich zur Teilnahme an der Expedition aufgefordert hatte. Dies war ein junger Schotte namens Ramsay Crooks, der in der Nordwest-Kompanie gedient und auch auf eigne Hand unter den Indianerstämmen des Missouri Handel betrieben hatte. Hunt kannte ihn und hatte hohe und durchaus gerechtfertigte Achtung vor seinem Urteil, seinem Unternehmungsgeist und seiner Rechtschaffenheit. Er war daher sehr erfreut über sein Eintreffen. Crooks erklärte jedoch gleich, daß die Zahl der von Hunt angeworbenen Leute den Anforderungen einer solchen Unternehmung seinen Erfahrungen nach keineswegs entspräche. Es wurde daher beschlossen, bei der Ankunft in St. Louis noch weitere Mannschaften anzuwerben.

Nun wurde die Weiterfahrt für den 12. August angesetzt, und nachdem es glücklich gelungen war, die tanzenden, singenden und pokulierenden Voyageurs einzufangen, schiffte man durch die Green Bay, den Fox- und Wisconsin-Fluß nach Prairie du Chien und von dort den Mississippi hinunter nach St. Louis. Hier kam man am 3. September an.

Die heutige Weltstadt St. Louis war damals nichts weiter als eine Grenzniederlassung, die für den Handel mit den Indianern des Südwestens als Ausgangspunkt benutzt wurde. Die Einwohnerschaft war ein Gemisch von kreolischen Abkömmlingen französischer Kolonisten, gewitzten Händlern aus den östlichen Staaten, Hinterwäldlern, Indianern, Mischlingen aus den Prärien und einer ganz besondern, aus der Mississippi-Schiffahrt entstandenen Rasse: den sogenannten „Bootsleuten des Mississippi", die nicht nur ihre eignen Sitten und Gebräuche, sondern sogar eine eigne, stark technisch ausgebildete Sprache besaßen, und die Schiffahrt und den Handel des Ohio und Mississippi beherrschten, wie die „Voyageurs" diejenigen der kanadischen Gewässer.

Die alten französischen Handelshäuser hatten mit der Zeit einen ganzen Clan von Indianern und Halbblutfranzosen um sich ver-

sammelt, und ihre Handelsverbindungen erstreckten sich bis zum Oberlauf des Missouri. Einige von ihnen hatten sich zu einer Gesellschaft zusammengetan, um ihre Vorposten immer weiter vorzuschieben und den Handel des Missouri womöglich ganz an sich zu reißen. Die leitende Persönlichkeit dieser Kompanie war ein Spanier namens Manuel Lisa, der den Fluß fast bis zu seiner Quelle hinauf befahren und sich bei einigen Indianerstämmen sehr beliebt gemacht hatte. Diese Kompanie beschäftigte etwa zweihundertfünfzig Leute: amerikanische Waldläufer, Kreolen und kanadische Voyageurs.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Bevölkerung von St. Louis einen noch bunteren Anblick gewährte, als die von Mackinac. Hier sah man an den Flußufern lärmende und prahlende Bootsleute, lustige, singende und gutmütige Voyageurs und Indianer der verschiedensten Stämme. Hier und da marschierte ein Jäger aus Kentucky im ledernen Jagdanzug mit Büchse und Weidmesser, mit weitausgreifenden Schritten einher. Bald erblickte man neue Backsteinhäuser mit Läden und geschäftigen Kaufleuten aus den atlantischen Staaten, bald alte behagliche Herrenhäuser französischer Kolonisten; an andrer Stelle bewiesen Geigenklang und fröhliche altfranzösische Lieder, daß die gallische Neigung zu Tanz und Lustbarkeiten noch keineswegs ausgestorben war.

Natürlich erregte das Erscheinen einer neuen Handelsgesellschaft in St. Louis nicht nur Aufsehen, sondern auch Neid und Mißgunst, und Hunt beeilte sich, sich möglichst gegen allen Wettbewerb zu wappnen. Es gelang ihm, in Joseph Miller aus Baltimore einen neuen Teilhaber zu gewinnen, der wegen seiner Bildung und Handelserfahrungen eine wirkliche Errungenschaft bedeutete.

Auch verschiedene andre Leute wurden in St. Louis für die Expedition gewonnen, darunter einige Jäger, die dazu bestimmt waren, Wild für den Lebensunterhalt zu erlegen, und vor allem Biber und andre für den Pelzhandel wertvolle Tiere zu fangen. Leider erforderte alles dies und das Anwerben einer weiteren Anzahl von Bootsleuten ziemlich viel Zeit, und Hunt sah ein, daß es unmöglich sein werde, noch in diesem Jahre den Missouri hinaufzufahren. Um jedoch das kostspielige Überwintern in St. Louis zu vermeiden, beschloß er, so weit wie möglich den Fluß hinauf vorzudringen und in einer wildreichen Gegend ein Lager aufzuschlagen, wo die ganze Expedition sich aufhalten konnte, bis das Frühjahr den Missouri vom Eise befreite und die Weiterreise ermöglichte.

Dementsprechend fuhr er am 21. Oktober von St. Louis ab. Seine Leute waren auf drei Fahrzeuge verteilt, und die Abfahrt wurde in heiterster Stimmung angetreten. Es dauerte nicht lange, so erreichte man die Mündung des Missouri. Mit der Schiffahrt auf diesem Riesenstrom war man damals noch nicht sehr vertraut. Segel wurden nur gelegentlich aufgesetzt, da es starken Wind erforderte, um die reißende Strömung zu besiegen. Die Boote wurden im allgemeinen durch Ruder fortbewegt oder mit eisernen Haken an überhängenden Baumstämmen oder vorragenden Wurzeln weitergezogen; an Stellen, wo die Ufer frei von Dickicht und Bäumen waren, wurde das Schlepptau benutzt.

Diese langweilige und zeitraubende Fahrt wurde noch dazu häufig durch treibende Baumstämme, große Massen von Treibholz und unter Wasser emporragende halbversunkene oder abgebrochene Baumriesen gefährdet. Auch gab es Sandbänke und seichte Stellen, wo eine Anzahl der Bootsleute ins Wasser springen und mit dem Schlepptau im Fluß waten mußten, während ihre Kameraden an Bord sich mit Rudern und Stangen abmühten, ihnen behilflich zu sein. Es kam auch wohl vor, daß ein Boot wie verzaubert liegen blieb und nicht von der Stelle zu bringen war, weil die Strömung an einer Biegung des Flusses allzu reißend war.

Bei solchen Gelegenheiten kamen die Verdienste der kanadischen Voyageurs glänzend zur Geltung. Keine Hindernisse, keine Mühen und Enttäuschungen vermochten ihnen Geduld und Mut zu rauben; erfinderisch in immer neuen Auskunftsmitteln und erfahren in allen Launen des Flußlaufs, waren sie geradezu unermüdlich, bald an Land, bald an Bord, bald — sei es auch noch so kalt — im Wasser, immer munter und guter Laune; und war die Plackerei einmal gar zu groß, so brauchte nur einer der älteren Leute eins der alten beliebten französischen Lieder anzustimmen, und sofort fielen alle mit ein, und die Stimmung war wieder fröhlich wie zuvor.

Auf diese mühsame und beharrliche Weise drangen sie bis zur Mündung des Nodowaflusses vor, wo sie am 16. November eintrafen. Da dies eine besonders wildreiche Gegend war und der Winter rasch hereinbrach, beschloß Hunt, an dieser Stelle das Winterquartier zu beziehen. Tatsächlich war der Fluß bereits zwei Tage darauf oberhalb des Lagers vollständig zugefroren.

Kaum war das Winterlager bezogen, als auch schon Robert M'Lellan eintraf, der früher mit Crooks zusammen eine Expedition

unternommen hatte, von der beide infolge von Feindseligkeiten der Siouxindianer sehr bald und ganz unverrichteter Sache zurückkehren mußten. M'Lellan war ein magerer muskulöser Mann mit feurigen, dunkeln Augen; er hatte an den ehemaligen Feldzügen General Waynes gegen die Indianer teilgenommen und sich stets durch große Unerschrockenheit und Waghalsigkeit ausgezeichnet. Als Hunt ihn aufforderte seine Expedition mitzumachen, hatte er bereitwillig ja gesagt, da er hoffte, sich bei dieser Gelegenheit vielleicht an den Siouxindianern rächen zu können.

Schließlich stieß noch ein Jäger aus den Hinterwäldern von Virginia namens John Day zu ihnen, ein kräftiger, hochgewachsener, höchst unternehmender „Pionier des Westens" mit elastischem Gang und hübschen, offnen Zügen, dabei ein Schütze, dessen Kugel niemals fehlging.

Nachdem sich die ganze Gesellschaft im Lager eingelebt hatte, beschloß Hunt, noch einmal nach St. Louis zurückzukehren, um womöglich noch einige Verstärkungen anzuwerben. Im Nodowalager herrschte fröhliche und zufriedene Stimmung, an Wild war kein Mangel, und so machte er sich ruhigen Herzens am 1. Januar 1810 zu Fuß auf den Weg nach St. Louis.

Bei seinem zweiten Aufenthalt in St. Louis wurden Hunts Pläne abermals aufs empfindlichste durch den heimlichen Widerstand der „Missouri-Pelz-Kompanie" beeinträchtigt. Die Geschäfte dieser Gesellschaft waren damals in sehr bedenklichem Zustande. Ihre Niederlassungen an den oberen Flußarmen des Missouri waren so häufig durch die Schwarzfußindianer bedroht worden, daß der dortige Befehlshaber sich genötigt gesehen hatte, über das Felsengebirge hinüberzugehen, um zu versuchen, sich an einem der Nebenflüsse des Columbia festzusetzen. Man wußte nicht, was aus ihm und seinen Leuten geworden war, und befand sich ihretwegen in größter Sorge. Eben jetzt wurde von der Kompanie eine Expedition ausgerüstet, die unter dem Befehl Manuel Lisas Nachforschungen nach den Vermißten anstellen sollte. Da also für zwei Expeditionen zugleich Werbungen unternommen wurden, machten Jäger und Bootsleute sich diesen Umstand natürlich zunutze und steigerten ihre Forderungen. Manuel Lisa war ein geschickter und kluger Konkurrent, und Hunt mußte seine Bemühungen durch Vorausbezahlungen und Geldgeschenke unterstützen, um sich die gewünschten Leute zu sichern.

Die größte Schwierigkeit bestand darin, sich einen Siouxdolmetscher

Schwarzfußindianer.

zu verschaffen. Es gab in ganz St. Louis nur einen Mann, der dafür in Frage kam, und um diesen zu gewinnen, mußte man vorsichtig und diplomatisch vorgehen. Es war ein Mestize, namens Pierre Dorion, Sohn eines französischen Kreolen und einer Siouxsquaw. Der Vater hatte eine große Anzahl von Kindern und sein Familienleben einen durchaus indianischen Charakter. Vater und Söhne pflegten sich gelegentlich zu betrinken, und dann ging es oft sehr heiß her. Einmal hatte einer der hoffnungsvollen Sprößlinge seinen Vater bei einem wütenden Streit und Handgemenge zu Boden geworfen und war im Begriff, ihn zu skalpieren, als der alte Dorion ausrief: „Halt, mein Sohn, du bist zu tapfer und zu ehrenhaft, um deinen Vater zu skalpieren!" Diese Anerkennung rührte die französische Seite in dem Herzen seines Sohnes, so daß er den Alten verschonte.

Pierre Dorion hatte der Missouri-Kompanie im vergangenen Jahre Dolmetscherdienste geleistet und sich dabei als treu und tüchtig erwiesen, solange er nüchtern war; doch wurde er leider gelegentlich vom Alkoholteufel befallen, und dann war nicht mit ihm auszukommen. So kam es, daß er sich mit der Gesellschaft überwarf und bei dieser noch für eine Portion Whisky in Schuld stand, die man ihm zum Preise von zehn Dollar den Liter notiert hatte. Diese Rechnung war noch unbeglichen, und der bloße Gedanke daran genügte, um Pierre Dorion in wilde Wut zu versetzen.

Sobald Manuel Lisa erfuhr, daß Hunt mit dem Dolmetscher in Verhandlungen getreten war, tat er alles, was in seiner Macht stand, um sie zu hintertreiben. Dennoch ließ sich Dorion schließlich unter ungemein günstigen Bedingungen anwerben, bestand aber darauf, daß seine „Squaw" und seine zwei Kinder mitgenommen würden, was Hunt, wenn auch sehr ungern, doch endlich gestatten mußte.

Im letzten Augenblick, als Hunt mit seinen neu angeworbenen Leuten ins Winterlager abgehen wollte, gab es noch allerlei Schwierigkeiten. Einige Jäger und Bootsleute erklärten, die ganze Unternehmung sei ihnen doch zu gefahrvoll. Sie waren nicht zu bewegen, ihren Verpflichtungen gemäß mitzukommen; Hunt sah sich schließlich genötigt, sie laufen zu lassen. Auch zwei Botaniker hatten ihre Vorbereitungen noch nicht vollendet, versprachen aber, am folgenden Tage nachzukommen und in St. Charles zu den andern zu stoßen. Diese beiden Gelehrten erfuhren zufällig, daß Manuel Lisa die Whiskyschuld Pierre Dorions eingeklagt hatte, und daß man die Absicht habe, den Dolmetscher bei seiner Ankunft in St. Charles zu verhaften.

Sofort machten sich die Botaniker um Mitternacht auf den Weg, holten Hunt ein und warnten Pierre Dorion vor der drohenden Gefahr. Dieser schlug sich alsbald mit Weib und Kind in die Wälder, indem er versprach, das Boot oberhalb von St. Charles zu erwarten. Hunt hatte nicht viel Vertrauen zu seinen Versprechungen, mußte sich aber in die Sache finden.

Als die Reisenden in St. Charles eintrafen, erschienen die Häscher und suchten vergeblich nach der erwarteten Beute. Am nächsten Morgen fuhren die Boote weiter, und es dauerte nicht lange, bis Pierre Dorion sie vom Ufer aus anrief und an Bord kam. Diesmal erschien er ohne Gefolge, und es stellte sich heraus, daß er unterwegs bei Gelegenheit eines Streites von seinen indianischen Gattenrechten Gebrauch gemacht und seine Frau gehörig durchgeprügelt hatte, worauf sie sich in der Nacht mit den Kindern und ihrer gesamten irdischen Habe in die Büsche geschlagen und ihn verlassen hatte. Pierre war augenscheinlich tief betrübt und machte sich jetzt bittre Vorwürfe, hier in der heimatlichen Wildnis seiner Gattin zu so harten Maßregeln gegriffen zu haben. Es wurden verschiedene Leute ausgesandt, um nach der Frau zu suchen, aber ohne Erfolg, und Pierre verbrachte eine kummervolle und einsame Nacht. Doch bei Tagesgrauen schlug vom Ufer aus eine wohlbekannte Stimme an sein Ohr: es war seine reuige Gemahlin, die in der Nacht umhergeirrt war und gegen Morgen die Lagerfeuer der auf einer Insel übernachtenden Weißen entdeckt hatte. Man schickte ein Boot hinüber, und die interessante Familie war wieder vereinigt; Hunt aber gab sich der Hoffnung hin, daß er jetzt keine Schwierigkeiten mehr mit ihr zu bestehen haben werde.

Leider ging die Fahrt nur sehr langsam vonstatten, da es heftig regnete und der Missouri in diesem Jahr ungewöhnlich früh zu steigen begann. Erst am 17. April traf Hunt mit seinen Leuten im Winterquartier am Nodowafluß ein, wo er freudig begrüßt wurde.

Obwohl das Wetter nach Hunts Rückkehr noch eine Zeitlang unfreundlich und regnerisch blieb, schritt das Frühjahr doch rasch vor, und die Pflanzenwelt begann sich in ihrer ganzen Frische und Schönheit zu zeigen. Die Schlangen erwachten aus ihrem Winterschlaf und krochen ans Licht. Es scheint in jeder Gegend eine Menge gegeben zu haben, und Mr. Bradbury wäre bei einem seiner botanischen Ausflüge ums Haar von einer Klapperschlange gebissen worden, wenn ihr Klappern ihn nicht rechtzeitig gewarnt hätte.

Die Wälder wimmelten von ungeheuren wandernden Taubenschwärmen. Diese treten in jenen Wildnissen in großen Wolken auf, erscheinen urplötzlich, fliegen mit erstaunlicher Schnelligkeit und rufen durch die Bewegungen ihrer Flügel ein eigenartiges, pfeifendes Geräusch hervor. Das fortwährend wechselnde Farbenspiel, das sie beim Hin- und Herwirbeln erzeugen, bietet einen entzückenden Anblick.

Als die Regenfälle endlich nachließen, brach Hunt das Winterlager ab und trat die Weiterfahrt auf dem Missouri an. Die Expedition bestand jetzt aus fast sechzig Personen, darunter fünf Teilhaber, ein Buchhalter (John Reed), vierzig kanadische Voyageurs und eine Anzahl von Jägern. Sie schifften sich in vier Booten ein; eins davon war sehr groß und mit einem drehbaren Schrotgewehr und zwei Haubitzen ausgestattet. Alle waren mit Masten und Segeln ausgerüstet, um den Wind benutzen zu können, wenn er stark genug war, was während der ersten Tage der Fall war.

Die Nachtlager waren oft recht angenehm und malerisch: an einer besonders schönen Uferstelle, unter mächtigen Bäumen, die ihnen Schutz und Feuerung gewährten. Die Zelte wurden aufgeschlagen, man zündete Feuer an, und die Voyageurs bereiteten das Mahl; da wurde manche Geschichte erzählt, mancher Scherz gemacht, manches Lied gesungen, während man im Kreise um die Feuer herum saß. Dennoch legte man sich zeitig zur Ruhe nieder, entweder in den Zelten oder in Decken gewickelt am Feuer, unter den Bäumen oder auch in den Booten.

Am 28. frühstückten sie auf einer der Inseln in der Mündung des Platte- oder Nebraskaflusses, und hier stieß man auf allerlei Anzeichen, die auf die Nähe kriegerischer Indianerstämme hindeuteten. Man fand das Gerippe eines Fellkanoes, in welchem die Krieger über den Fluß gesetzt waren. Auch gewahrte man bei Nacht riesige Feuerscheine am Himmel, die von weit ausgedehnten Präriebränden herrührten. Da die Jäger in dieser Jahreszeit keine solchen Feuer anzuzünden pflegen, mußte man sie wandernden Banden von Indianern auf dem Kriegspfade zuschreiben; denn diese pflegen die Prärie oft vorsichtshalber hinter sich in Brand zu setzen, um ihre Fährte zu vernichten. Das geschieht besonders, wenn der Stamm Mißerfolge gehabt hat und sich durch einen Rückzug der Verfolgung zu entziehen sucht. Zu solchen Zeiten ist es selbst für ihre Freunde nicht ratsam, mit ihnen zusammenzustoßen, da die Krieger sich meistens in besonders wütender Stimmung befinden und ihren Zorn gern an jedem

auslassen, der ihnen gerade in den Weg kommt. Daher erforderten diese Anzeichen von herumziehenden Kriegerbanden erhöhte Wachsamkeit.

Nachdem der Nebraska passiert war, hielt sich die Expedition einige Tage lang am Ufer des Missouri auf, um sich mit einem Vorrat von Rudern und Stangen aus dem zähen Holz der Eschen zu versehen, die man am oberen Lauf des Stromes nicht mehr findet. Während die Voyageurs bei der Arbeit waren, wanderten die Botaniker in der Nachbarschaft umher, um seltne Pflanzen zu suchen. Vom Kamme einer Hügelkette von etwa zweihundertfünfzig Fuß Höhe am jenseitigen Ufer des Flusses aus bot sich ihnen eine jener weiten und großartigen Aussichten, die sich manchmal in diesen schrankenlosen Gegenden entfalten. Zu ihren Füßen lag das breite, in frisches Grün gekleidete Tal des Missouri mit seinem reichen Blumenschmuck und seinen größeren und kleineren Gruppen mächtiger Bäume, zwischen denen der gewaltige Strom seine wilden, wirbelnden Gewässer dahinwälzte. Das Innere des Landes bot einen eigenartigen Anblick: die ungeheure Öde war lediglich von unzähligen, kaum achtzig Fuß hohen, aber steilen und oben zugespitzten grünen Anhöhen unterbrochen. Dem Flußlauf des Missouri folgend erstreckte sich wohl fünfzig Kilometer weit eine Reihe schroffer Klippen, zu deren Füßen sich ein langer, flacher See hinzog — ohne Zweifel ein altes Flußbett des großen Stromes. Die Oberfläche dieses Sees war mit Wasserpflanzen bedeckt, auf deren breiten Blättern sich zahllose Schlangen sonnten.

Als man sich zur Weiterreise rüstete, erklärten zwei von den Jägern, daß sie sich die Sache überlegt hätten und hier umkehren würden; das war eine sehr unangenehme Überraschung, doch mußte Hunt sie schließlich ziehen lassen, ohne ihnen indessen für den Rückweg eine einzige Kugel und ein einziges Körnchen Pulver mitzugeben.

Dann nahmen die Boote ihre langsame und mühselige Fahrt flußaufwärts wieder auf. Bei Nacht wurden stets Wachen aufgestellt, und das erwies sich als durchaus gerechtfertigt, denn in der siebenten Nacht stürmten plötzlich mit wildem Geheul und geschwungenen Tomahawks elf splitternackte Siouxindianer ins Lager. Sie wurden sofort umringt und ergriffen, worauf ihr Anführer seinen Kriegern zurief, sich aller Tätlichkeiten zu enthalten, und vollkommen friedliche Absichten vorschützte. Es stellte sich jedoch heraus, daß sie zu den bereits erwähnten kriegführenden Stämmen gehörten, die sich in ihrer Hoffnung auf Beute betrogen sahen und deshalb „ihre Kleider dem Medizinmann geweiht hätten". Dies ist ein Verzweiflungsakt india-

nischer Krieger, wenn sie besiegt und in Furcht vor Spott und Hohn sind. In solchen Fällen werfen sie all ihre Kleider und Schmuckgegenstände von sich, opfern sie dem Großen Geist und stürzen sich in irgendein waghalsiges Unternehmen, um ihre Schmach zu bemänteln. Und wehe dem Weißen, der ihnen in solchen Augenblicken in die Hände fällt!

Diese Aufklärungen erhielt Hunt von Pierre Dorion, und die Leute gerieten über die blutdürstigen Absichten der Indianer in derartigen Zorn, daß sie dafür stimmten, sie sofort zu erschießen. Hunt bewies jedoch auch bei dieser Gelegenheit seine Menschlichkeit und weise Mäßigung, indem er befahl, die Wilden über den Fluß zu setzen und sie, unter Androhung von Todesstrafe bei der ersten feindseligen Tat, laufen zu lassen.

Am 10. Mai erreichte man das Indianerdorf Omaha. Das Dorf liegt am Fuße eines Hügels unmittelbar am Fluß und besteht aus etwa achtzig Wohnungen. Diese sind rund und kegelförmig und haben einen Durchmesser von etwa sechzehn Fuß; sie bestehen aus zusammengenähten, gegerbten Büffelhäuten, die über gegeneinandergelehnte und auf halber Höhe gekreuzte Stangen gespannt sind. Die Formen der Indianerhütten weichen sehr voneinander ab, so daß es sich verlohnt, sie zu studieren, weil man dann schon aus der Entfernung erkennen kann, welche Stämme darin wohnen. Die Hütten der Omahas boten einen sehr heitern Anblick, da sie mit wellenförmigen Streifen von roter und gelber Farbe, mit roh gezeichneten Pferden und Büffeln und riesenhaften menschlichen Vollmondsgesichtern verziert waren.

Der damals schon bedenklich zusammengeschmolzene Stamm der Omahas war früher nicht nur zahlreich und mächtig, sondern auch ungeheuer hochmütig gewesen. Er war es, von dessen Häuptling, dem berühmten Wash-ing-guh-sa-ba (oder Schwarzdrossel) man sich so grausame und romantische Geschichten erzählte. Wash-ing-guh-sa-ba war vor etwa zehn Jahren gestorben, aber sein Name wurde von seinem Volk noch mit scheuer Ehrfurcht genannt. Als einer der ersten Häuptlinge, der in dieser Gegend mit Weißen gehandelt hatte, erwies er sich als sehr geschickt in der Wahrung seiner Häuptlingsrechte. Sobald ein weißer Händler das Dorf betrat, ließ er all seine Waren in seine Wohnung bringen und öffnen. Nun wählte er daraus, was seinem unumschränkten Willen gefiel: wollene Decken, Tabak, Whisky, Pulver, Kugeln, Glasperlen und rote Farbe, und legte diese Dinge beiseite, ohne zu geruhen, irgendwelche Zahlung zu leisten. Dann rief er seinen Herold oder Ausrufer und befahl ihm, auf die

Hütte zu steigen und die Leute aufzufordern, ihr Pelzwerk herbeizuschleppen und mit dem Weißen zu handeln. Bald wimmelte es in der Hütte von Indianern, die Bären-, Biber-, Otter- und andre Felle mitbrachten. Niemand von ihnen durfte mit dem weißen Händler feilschen; seine Preise galten unbedingt, und er sorgte dafür, sich durch ihre Höhe für die von dem Häuptling beschlagnahmten Sachen um das Fünffache zu entschädigen. Auf diese Weise verstand es Schwarzdrossel, sich selbst und die Weißen zu bereichern, und war bald ungemein beliebt bei den Händlern des Missouri. Doch seine Untertanen waren weniger einverstanden mit diesen Handelsvorschriften und fingen an, Zeichen von Unzufriedenheit an den Tag zu legen. Daraufhin weihte ein schlauer und gewissenloser Händler den Häuptling in ein Geheimnis ein, durch welches er sich unumschränkte Herrschaft über sein unwissendes und abergläubisches Volk verschaffen konnte. Er unterrichtete ihn über die giftigen Eigenschaften des Arseniks und versah ihn mit einem reichlichen Vorrat von diesem tödlichen Gift. Von dem Tage an schien Schwarzdrossel mit übernatürlicher Macht und prophetischen Gaben ausgestattet zu sein und die Verfügung über Tod und Leben in Händen zu haben. Wehe dem, der seine Gewalt anzweifelte oder seine Befehle mißachtete! Schwarzdrossel sagte seinen Tod innerhalb einer bestimmten Zeit voraus und besaß die Mittel, seine Prophezeiung wahr zu machen. Innerhalb des voraus gesagten Zeitabschnitts erkrankte der Bezeichnete an einem geheimnisvollen Leiden und beschloß sein irdisches Leben. Alles war voll Entsetzen über diese wiederholten Beweise übernatürlicher Macht und hütete sich wohl, einem so allmächtigen und rachsüchtigen Wesen zu mißfallen. Schwarzdrossel übte eine unumschränkte und unbestrittene Herrschaft aus.

Doch nicht durch Schrecken allein beherrschte er sein Volk. Er war ein hervorragender Krieger, und jung und alt erzählte von seinen Heldentaten. Er besiegte mehrere Stämme, die den Omahas Unbill zugefügt oder einen der Ihren beleidigt hatten. Beim Angriff auf ein Kanzasdorf ritt er ganz allein rund herum, lud seine Flinte immer wieder und feuerte sie unzählige Male auf die Einwohner ab. Auch im Kriege sorgte er dafür, sich ein geheimnisvolles und übernatürliches Ansehen zu geben. Als er einst mit den Seinen die Fährte des Feindes verfolgte, schoß er wiederholt auf die Spuren, die deren Füße und die Hufe ihrer Pferde hinterlassen hatten, und versicherte seinen Kriegern, daß er die Feinde dadurch verwunde und an schneller Flucht verhindre. Tatsächlich holte er sie ein und machte

sie bis auf den letzten Mann nieder, was seinen Ruhm und das Geheimnisvolle seines Wesens natürlich noch vermehrte.

Trotz all seiner grausamen und furchtbaren Eigenschaften war Schwarzdrossel doch für weiblichen Liebreiz empfänglich und warmer Gefühle fähig. Als er einst mit den Ponkas Krieg führte und sie besiegte, sandte deren Häuptling seine schöne Tochter mit der Friedenspfeife zu ihm, um sein Herz milden Bedingungen zugänglich zu machen. Das liebliche Geschöpf erweichte den harten Sinn Schwarzdrossels; er nahm die Friedenspfeife aus ihren Händen an, und die Feindseligkeiten zwischen den beiden Stämmen hatten ein Ende.

Diese schöne Jungfrau nahm ein tragisches Ende. Der Häuptling liebte sie über alles, war aber so daran gewöhnt, jedem seiner Triebe blind nachzugeben, daß er oft in der Raserei jede Herrschaft über sich verlor. In einem dieser Wutanfälle, als seine Lieblingsgattin ihn unglücklicherweise reizte, zog er sein Messer und stach sie nieder.

Sofort verflog seine Raserei. Erst starrte er stumm und verwirrt auf die Leiche herab; dann zog er sein Büffelfell über sein Haupt, setzte sich neben sein Opfer auf den Boden und verweilte dort Tage und Nächte lang sprachlos und unbeweglich, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen und ohne zu schlafen. Sein Volk geriet schließlich in Angst und Besorgnis; man näherte sich ihm mit Zittern und Zagen und flehte ihn an, sein Gesicht zu enthüllen und sich zu trösten. Er regte sich nicht. Endlich brachte einer seiner Krieger ein kleines Kind herbei, legte es auf den Boden nieder und setzte den Fuß seines Häuptlings auf den Nacken des Säuglings. Das rührte das Herz des Wilden; er warf das Fell zurück, hielt eine lange Rede über seine Tat und schüttelte dann Schmerz und Trauer von sich.

Er war noch immer im Besitz seines furchtbaren Geheimmittels. Aber wenn er auch den Tod verleihen konnte, so doch nicht die Fortdauer des Lebens. Im Jahre 1802 verwüstete eine entsetzliche Pockenepidemie das Land und raffte den größten Teil seines Stammes und auch ihn dahin. Seinem letzten Wunsch gemäß wurde er von den Seinen auf einer am Missouri emporragenden Anhöhe beerdigt, indem man seine Leiche rittlings auf sein Lieblingspferd setzte und über beiden einen Erdhügel aufhäufte. Auf dem Gipfel des Hügels wurde eine Stange mit seinem Banner und allen von ihm erbeuteten Skalpen aufgerichtet. Als Hunt mit seiner Expedition an dieser Anhöhe vorüberkam, waren noch Überreste von Banner und Skalpen vorhanden.

Während Hunt mit seinen Leuten in Omaha war, trafen sechs Siouxindianer vom Yankton-Athna-Stamme ein und brachten recht

beunruhigende Nachrichten mit. Sie berichteten, daß eine Bande von Siouxtetons sich in der Nähe aufhalte und das Kommen der Expedition erwarte, um ihr bewaffneten Widerstand zu leisten.

Diese Siouxtetons waren damals eine Art von Missouripiraten, denen jede reich beladene Barke amerikanischer Händler als willkommene Beute galt. Sie selbst handelten mit den englischen Kaufleuten der Nordwest-Kompanie und wurden von ihnen reichlich mit Waren versehen, die ihnen auf dem St. Peter-Fluß zugeführt wurden. Da sie also ganz unabhängig von den Händlern des Missouri waren, machten sie sich kein Gewissen daraus, diese bei jeder Gelegenheit auszuplündern. Außerdem hatten sie von den Engländern Feuerwaffen eingehandelt, was ihnen große Überlegenheit über andre Stämme verlieh. Überdies hatten sie sich gewissermaßen zu Zwischenhändlern aufgeworfen, indem sie die andern Stämme zu sehr erhöhten Preisen mit allerlei von den Weißen erlangten Waren versahen. Deshalb waren ihnen die immer weiter vordringenden Missourihändler ein Dorn im Auge, denn sie fürchteten, daß die Indianer des oberen Flußlaufs unabhängig von ihren Lieferungen werden oder gar auch in den Besitz von Feuerwaffen gelangen könnten.

Crooks und M'Lellan hatten schon einmal böse Erfahrungen mit diesen Siouxtetons gemacht, die sie bei einer Handelsexpedition flußaufwärts zum Umkehren und zu schleuniger Flucht gezwungen hatten. Man hatte damals gemunkelt, daß Manuel Lisa die Indianer zu diesem Streich veranlaßt habe, und seitdem hegten die beiden Herren einen heißen Groll nicht nur gegen die Siouxtetons, sondern auch gegen Manuel Lisa und die Missouri-Kompanie.

Wenn Hunt sich auch bemühte, all diese besorgniserregenden Dinge vor den Voyageurs geheimzuhalten, so konnte er doch nicht verhindern, daß sie allerlei von den befreundeten Omahas erfuhren. Sofort verloren sie den Mut und baten, sie lieber umkehren zu lassen, da sie gar keine Neigung spürten, sich in die Heimat dieser piratenhaften Indianer hineinzuwagen. Als Hunt sich weigerte, sie zu entlassen, desertierten drei Leute, und die übrigen machten einen so unzufriedenen und unzuverlässigen Eindruck, daß er beschloß, diesen Ort recht bald zu verlassen, da die freundschaftliche Gesinnung der Eingeborenen und die Nähe der Grenze ein heimliches Entweichen zu sehr begünstigten.

So wurde denn am 15. Mai die Reise fortgesetzt, nachdem noch mehrere Voyageurs desertiert waren. In den ersten Tagen war der Wind ihnen günstig, und die Fahrt ging rasch vonstatten.

Da man sich jetzt gewissermaßen in Feindes Land befand, wo an beiden Ufern Indianer auf der Lauer liegen konnten, wurde verabredet, daß man sich bei Jagdausflügen immer zu mehreren zusammentun und sich möglichst auf die oft recht großen Inseln beschränken wollte, die herrlich bewaldet sind und Schatten und gute Weide bieten. Bei einer Gelegenheit wurden drei Büffel und zwei Elche erlegt, worauf man am Rande einer wunderschönen Prärie haltmachte und einen üppigen Jagdschmaus abhielt. Kaum befand man sich wieder auf der Fahrt, als zur allgemeinen Überraschung ein Kanoe mit zwei Weißen in Sicht kam. Es stellte sich heraus, daß dies zwei von jenen seltsamen und furchtlosen Wandrern der Wildnis waren, die sich Trapper* nennen. Diese beiden, Jones und Carson, hatten sich zwei Jahre hindurch am Oberlauf des Missouri mit Jagd und Fang befaßt und trieben nun furchtlos und gleichmütig in einer wahren Nußschale von Boot mitten durch ein von wilden Stämmen bewohntes Land den endlosen Lauf des gewaltigen, reißenden Stromes hinab.

Es war in hohem Grade erwünscht, zwei so abgehärtete, erfahrene und furchtlose Leute für die Expedition zu gewinnen, und glücklicherweise bedurfte es dazu nicht einmal großer Überredungskunst. Der Trapper fühlt sich in der Wildnis zu Hause und kümmert sich ebenso wenig wie der Seemann darum, wohin das Steuer gerichtet ist. Jones und Carson gaben ihre Fahrt nach St. Louis leichten Herzens auf und wandten ihre Gesichter dem Felsengebirge und dem Großen Ozean zu.

Die beiden Botaniker befanden sich noch bei der Expedition und setzten ihre Forschungen mit Eifer fort. Besonders Nuttall war geradezu unermüdlich, und die Voyageurs, denen diese Leidenschaft für Pflanzen und Unkraut aller Arten ganz unerklärlich und sinnlos vorkam, lachten ihn aus und hielten ihn für nicht ganz zurechnungsfähig.

Bradbury war weniger einseitig und hatte auch Freude an Jagd und Geologie. Er fand daher mehr Gefallen vor den Augen der Voyageurs, die bald sahen, daß es ihm Vergnügen machte, ihre Strapazen zu teilen, und daß er eifrig darauf aus war, das Leben in der Wildnis von Grund aus kennen zu lernen. Er neigte jedoch ebenso wie Nuttall zu einsamen Ausflügen und war nicht zu bewegen, diese unter den augenblicklichen gefahrvollen Umständen zu unterlassen. Als er am 22. Mai die Beobachtung machte, daß man

* Trapper: Fallensteller, von to trap: Fallen stellen, Eisen legen.

eine große Krümmung des Flusses vor sich hatte, die den Voyageurs einen vollen Tag der Schiffahrt kosten würde, beschloß er, die Gelegenheit zu benutzen. So füllte er seine Munitionstasche denn am Morgen des 23. mit einem Vorrat von getrockneten Maiskörnern und begab sich auf den Weg, um die Halbinsel zu Fuß zu kreuzen und jenseits der Flußbiegung wieder an Bord zu gehen. Hunt riet ihm besorgt davon ab, sich so allein hinauszuwagen, aber Bradbury verlachte seine Warnungen und trat seine Wandrung in fröhlichster Stimmung an. Der Tag verging ihm auf die angenehmste Weise: er stellte botanische und geologische Forschungen an, beobachtete eine sehr ausgedehnte Ansiedlung von Präriehunden und gab dabei mehrere — übrigens fehlgehende — Schüsse ab, ohne zu bedenken, daß er dadurch Gefahr lief, die Aufmerksamkeit etwa in der Nähe befindlicher Indianer zu erregen.

Tatsächlich hatte er die feindseligen Siouxtetons vollkommen vergessen und stand in völliger Gemütsruhe am Flußufer, um nach den Booten umzuschauen, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte. Er fuhr herum und erblickte einen Indianer mit gespanntem Bogen. Sofort riß er sein Gewehr an die Wange und legte den Finger an den Abzug. Der Indianer spannte seinen Bogen noch strammer, ohne indessen den Pfeil zu entsenden. Nun wurde Bradbury sich mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart darüber klar, daß der Wilde ihn leicht von hinten hätte erschießen können, wenn er feindselige Absichten gehabt hätte. Er streckte ihm daher die Hand entgegen, in die der Indianer freundschaftlich einschlug. Bei den nun folgenden Fragen und Antworten stellte es sich heraus, daß der Indianer kein Teton, sondern ein Ponka war. Inzwischen kamen zwei andre Wilde herbei, und alle drei packten Bradbury bei den Armen und schienen geneigt, ihn mit sich in die Berge zu schleppen. Dieser widersetzte sich sanft, ließ sich auf einem Sandhügel nieder und zog seinen Taschenkompaß hervor, mit dem er die Wilden eine Zeitlang amüsierte. Als dies seine Anziehungskraft verlor, griff er zu seinem Mikroskop, mit dem sich die neugierigen Naturkinder wieder längere Zeit beschäftigten. Doch plötzlich sprang einer der Ponkas mit wildem Geheul in die Höhe. Bradbury griff wieder zum Gewehr, gewahrte aber im selben Augenblick zu seiner großen Erleichterung, daß die Boote soeben hinter den niedrigen Uferweiden zum Vorschein kamen. Er redete seinen neuen Freunden nun lebhaft zu, noch zu bleiben; sie waren jedoch nicht dazu zu bewegen, sondern verschwanden im Dickicht, als die Boote sich näherten.

Am nächsten Tage erschienen sie mit mehreren Stammesgenossen im Lager. Mit ihnen kam ein Weißer, der sich als Bote Manuel Lisas vorstellte und einen Brief überbrachte. Dieser hatte, wie bereits erwähnt, eine Expedition ausgerüstet, um Henry und seinen Leuten, die von den Schwarzfüßen über das Felsengebirge hinübergetrieben waren, Ersatz zu bringen. Er hatte sich sehr beeilt, um Hunt womöglich noch einzuholen und die gefährliche Strecke des Flußlaufs gemeinsam mit ihm zu passieren. Als er vier Tage nach Hunts Abfahrt in Omaha eintraf, sandte er einen Boten voraus und ließ ihn bitten, auf ihn zu warten, damit sie sich zusammentun und den Siouxtetons gemeinschaftlich Widerstand leisten könnten, falls es dazu kommen sollte. In Wirklichkeit wünschte er um jeden Preis zu verhindern, daß diese Expedition vor ihm am Oberlauf des Missouri ankäme. Hunt traute ihm jedoch nicht, um so weniger, da Crooks und M'Lellan viel von der Hinterlist des Spaniers zu erzählen wußten. Er ließ ihm daher eine nichtssagende Antwort zukommen und beschloß, seine Fahrt aufs äußerste zu beschleunigen, da es ihm schien, als ob er weniger von der offnen Feindschaft der Indianer zu befürchten habe, als von der stillen Kriegslist der Missouri-Kompanie.

Trapper.

Aus „Rudolf Cronau, Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika". Berlin, Dietrich Reimer.

Pferderennen der Siouxindianer.

IV.

Die Wasserfahrt im Mai — Siouxindianer auf dem Kriegspfad — Zurüstungen zur Schlacht — Die Friedenspfeife — Manuel Lisa taucht auf — Die ersten Büffel- und Antilopenherden — Das Arickaradorf — Ratsversammlung und Pferdehandel — Sitten der Indianer — Falscher Alarm im Dorf — Festzug der siegreichen Arickarakrieger — Klagende Mütter.

Die Reise wurde also so rasch wie möglich fortgesetzt, und die Einmündung des Quicourt oder Rapidflusses lag schon weit hinter ihnen, als spät abends haltgemacht wurde, um das Lager aufzuschlagen. Als man nach einer wachsam aber ruhig verbrachten Nacht am Morgen an dem schönen Flußufer beim Frühstück saß, kam an der entgegengesetzten Seite des Missouri ein Kanoe herabgetrieben. Mit Hilfe eines Fernrohres wurde festgestellt, daß es von drei weißen Männern geführt wurde, und nun ließ Hunt einen Schuß abgeben, um deren Aufmerksamkeit zu erregen. Daraufhin lenkten die drei Männer ihr Kanoe über den Fluß hinüber und kamen ins Lager. Es waren Kentuckywaldläufer vom echten beherzten Schlag, namens Rizner, Robinson und Hoback, die eine Zeitlang im Dienst der Missouri-Kompanie gestanden hatten und mit

Henry bis zu den Quellen des Columbia vorgedrungen waren, wo er sich niedergelassen hatte. Sie hatten ein bewegtes Leben und manchen Kampf mit Indianern hinter sich, und einer von ihnen (Robinson) hatte seinen Skalp eingebüßt und trug seitdem zum Schutz seines Schädels ein Tuch um den Kopf gewunden. Hunt schlug ihnen sofort aufs dringendste vor, sich seiner Expedition anzuschließen, und zu seiner Freude ließen sie sich leicht bereden, was einen unschätzbaren Zuwachs für die Schar bedeutete.

Jetzt ging die Fahrt bei herrlichem Maiwetter rasch und auf die angenehmste Weise vonstatten. Die Prärien zu beiden Seiten des Stromes prangten in buntem Blumenschmuck, und die zahlreichen Inseln, auf denen gelegentlich Station gemacht wurde, glichen herrlich angelegten Parks. Die Bäume waren vielfach mit blühenden Weinreben berankt, die süße Wohlgerüche ausströmten. Zwischen den gewaltigen Bäumen blühten Rosenbüsche und erstreckten sich saftige Rasenflächen. Diese Inseln waren oft von Büffeln, Elchen und Antilopen bewohnt, die zahllose Pfade austreten und dadurch den Eindruck erwecken, als ob man sich in einem Garten mit vielfach gewundenen Wegen befände. Manchmal sahen die breiten Büffelfährten, die sich am Ufer hinzogen, wie vielbenutzte Landstraßen aus. An andern Stellen war der Fluß von starken Adern von Eisenerz eingefaßt, die das Wasser mit der Zeit freigelegt hatte. An einer Stelle floß der Missouri wohl fünfundzwanzig Kilometer weit schnurgerade dahin. Die baumlosen Ufer senkten sich smaragdgrün zu beiden Seiten zum Wasser hinab. Und an jedem Ufer erstreckte sich ein etwa hundert Meter breiter braunroter Streifen, das Anzeichen eines unerschöpflichen Eisenlagers, durch welches der Missouri sich den Weg gebahnt hat. Auch noch weiter flußaufwärts fand man häufige Spuren von der Fortsetzung dieses riesenhaften Minerallagers der Natur. Bradbury hätte hier gern gründliche Nachforschungen angestellt, was ihm jedoch angesichts der stetig wachsenden Gefahren nicht gestattet wurde.

Während die Boote zwischen den beiden gefahrvollen Ufern entlang fuhren, betrachteten viele von den Voyageurs die endlosen Flächen, die sich rechts und links von ihnen erstreckten, mit furchtsamen, argwöhnischen Blicken. Es blieb jedoch alles still, als wären sie unbewohnt von menschlichen Wesen. Von Zeit zu Zeit sah man ein Rudel Wild, das friedlich auf der grünen, blumengeschmückten Fläche äste, dann wieder eine Reihe von Büffeln, die wie eine wan-

dernde Karawane am fernen Horizont vorüberzog. Dennoch fingen die Kanadier an, hinter jedem Dickicht einen lauernden Feind zu vermuten und die weite, stille Ebene mit mißtrauischen Augen zu mustern, wie der Seemann ein seichtes, verräterisches Fahrwasser, dessen glatte, scheinbar harmlose Oberfläche verborgene Felsen und gefährliche Sandbänke verhüllt. Der Name Sioux wurde zu einem Losungswort des Schreckens. Kein Elch, kein Wolf, kein Tier irgendwelcher Art konnte in der Ferne auftauchen, ohne daß alle Boote von dem Ruf „Voilà les Sioux!" widerhallten. Sooft es sich ermöglichen ließ, wurde das Nachtlager auf einer mitten im Strome gelegenen Insel aufgeschlagen.

Am Morgen des 31. Mai, als man gerade am rechten Flußufer das Frühstück einnahm, wurde wieder der übliche Alarmruf laut. Aber diesmal mit gutem Grund, denn tatsächlich waren auf einem Hügel des jenseitigen Ufers zwei Indianer erschienen, die mit lauter Stimme etwas herüberriefen. Da es unmöglich war, sie auf diese Entfernung zu verstehen, fuhr Hunt mit dem Dolmetscher Dorion hinüber und ging mutig auf sie zu, um mit ihnen zu reden, während die übrigen das Benehmen beider Parteien in stummer Spannung verfolgten. Sobald Hunt ans Land kam, verschwand einer der Indianer hinter dem Hügel, kam jedoch gleich darauf zu Pferde wieder zum Vorschein und sprengte im Galopp von dannen. Hunt hatte eine kurze Unterredung mit dem andern Wilden und kehrte dann wieder zu den Booten zurück.

Diese beiden Indianer erwiesen sich als Kundschafter einer großen Kriegerschar von verschiedenen Siouxstämmen, die in der Nähe ein Lager von zweihundertachtzig Wohnungen aufgeschlagen hatten, sechshundert Krieger zählten und auf Verstärkung durch andre Stämme warteten. Sie lauerten bereits elf Tage lang auf Hunts Kommen und wollten sich seiner Weiterreise mit Gewalt widersetzen, da sie fest entschlossen waren, jeden Handel der Weißen mit ihren Feinden, den Arickaras, Mandans und Minatarees, zu hintertreiben. Der berittene Indianer war davongejagt, um das Nahen der Expedition zu melden, und man durfte sich daher auf einen blutigen Zusammenstoß mit diesen piratenhaften Rothäuten gefaßt machen.

Nun faßten sich alle ein Herz, gingen an Bord und fingen an energisch stromauf zu rudern. Eine Zeitlang lag eine Insel zwischen ihnen und dem jenseitigen Ufer, doch sobald diese ein Ende nahm, kam das feindliche Land in Sicht. Eine große Anzahl von In-

dianern strömte zu Pferde und zu Fuß von einer Hügelkette herab, und mit dem Fernglases konnte man erkennen, daß alle in vollem Kriegsschmuck und voller Bemalung prangten. Ihre Waffen bestanden aus Bogen und Pfeilen und einigen wenigen kurzen Karabinern; fast alle trugen runde Schilde. Mit einem Wort, sie boten einen sehr grimmigen Anblick, als sie eine den Flußlauf beherrschende Landzunge besetzten und sich reihenweise am Wasserrande aufstellten.

Als er diesen imposanten Aufmarsch erblickte, hielt Hunt einen Kriegsrat ab. Die am Morgen vernommenen Gerüchte waren augenscheinlich wahr gewesen: die Sioux schienen entschlossen zu sein, sich ihrer Weiterreise mit Waffengewalt zu widersetzen. Von einem Versuch, ihnen auszuweichen und weiter flußaufwärts zu fahren, konnte keine Rede sein. Der Strom war in der Mitte so reißend, daß die Boote sich immer in der Nähe der Ufer halten mußten. Diese Ufer waren vielfach hoch und steil und gewährten den Wilden häufig Gelegenheit, die unten vorüberziehenden Boote mit einem Hagel von Pfeilen zu überschütten, ohne sich den Kugeln der Weißen auszusetzen. Es blieb also nichts andres übrig, als entweder standzuhalten und den Kampf aufzunehmen, oder umzukehren. Die Sioux waren allerdings sehr in der Überzahl, aber immerhin verfügte die Expedition über etwa sechzig wohlbewaffnete Männer und die kleinen bereits erwähnten Geschütze. Gelang es, die Wilden mittels eines energischen Angriffs zu zersprengen, so war es unwahrscheinlich, daß diese sie zum zweitenmal überfallen würden. Man entschloß sich daher sofort zum Kampf, und die Boote legten dem Feinde gegenüber am Ufer an. Hier wurden alle Waffen besichtigt und instandgesetzt. Dann wurden die Haubitzen mit Pulver geladen und abgefeuert, um die Wilden durch den Kanonendonner in Schrecken zu versetzen. Hierauf wurden sie abermals, diesmal mit Kugeln geladen, und nun gingen alle an Bord und ruderten nach dem jenseitigen Ufer hinüber. Die Indianer sahen ihnen schweigend zu: ihre bemalten Körper und Gesichter leuchteten im Sonnenschein, und ihr Federschmuck flatterte im Winde. Die armen Kanadier betrachteten sie mit wehmütigen Blicken, und dann und wann entfuhr ihnen eine angstvolle Bemerkung. „Parbleu, da stecken wir aber schön in der Patsche, Bruder!“ murmelte einer, und sein Nachbar erwiderte: „Ja, ja, Freundchen, zu 'ner Hochzeit geht es jetzt nicht!“

Als die Boote in Büchsenschußweite kamen, griffen die Jäger zu

ihren Waffen und rüsteten sich zum Kampf. Sobald sie aufstanden, um zu schießen, entstand wilde Bewegung unter den Indianern. Sie breiteten ihre Büffelfelle aus, hoben sie hoch über ihre Köpfe empor und legten sie vor sich auf den Erdboden nieder. Bei diesem Anblick rief Dorion den Seinen zu, nicht zu feuern, denn dies sei ein Friedenszeichen und bedeute eine Aufforderung zu einer Besprechung. Sofort traten etwa ein Dutzend der hervorragendsten Krieger aus den Reihen, stiegen zum Rande des Wassers hinab, zündeten ein Feuer an, nahmen im Halbkreise herum Platz und winkten den Weißen mit der Friedenspfeife zu, an Land zu kommen. Hunt rief nun wieder einen Kriegsrat zusammen. Es handelte sich darum, ob man diesem freundschaftlichen Gebaren trauen sollte.

Nach kurzer Beratung entschloß man sich dazu, da sonst kein andrer Ausweg blieb, als Kampf und Blutvergießen: die Mehrzahl der Leute wurde angewiesen, in den Booten zu bleiben, sich in Schußweite zu halten und beim ersten Anzeichen von Verrat zu schießen, während Hunt und die andern Teilhaber sich in Begleitung des Dolmetschers und Bradburys an Land begaben. Die Häuptlinge blieben regungslos wie Steinbilder im Halbkreise sitzen, ohne ein Glied oder auch nur eine Gesichtsmuskel zu bewegen. Hunt und seine Begleiter traten ohne Zögern näher und nahmen so Platz, daß der Kreis um das Feuer jetzt geschlossen war. Die Krieger oben auf den Hügeln standen in schweigenden Gruppen da und blickten herab: einige von ihnen waren phantastisch bemalt und aufgeputzt, andre völlig nackt, aber alle, wenn auch auf verschiedene Arten, wohl bewaffnet.

Die Friedenspfeife wurde jetzt mit gebührender Feierlichkeit herbeigebracht. Der Kopf bestand aus einer Art porphyrähnlichen roten Steins; das Rohr war sechs Fuß lang und mit Büscheln von rotgefärbtem Pferdehaar verziert. Der Pfeifenträger trat in den Kreis, zündete die Pfeife an, hob sie der Sonne entgegen und dann nach allen vier Kompaßrichtungen, und überreichte sie schließlich seinem Häuptling. Dieser tat ein paar Züge, nahm dann den Pfeifenkopf in die Hand und bot das Mundstück erst Hunt und dann nacheinander jedem im Kreise an. Als alle geraucht hatten, hielt man dafür, daß jetzt eine gegenseitige Versicherung von Treu und Glauben abgegeben worden sei, worauf Hunt eine Ansprache hielt, die Wort für Wort von Pierre Dorion verdolmetscht wurde. Er teilte den Sioux mit, daß der Zweck der Expedition nicht darin bestehe, Han=

delsverbindungen mit den Stämmen des oberen Missouri anzuknüpfen, sondern das Gebirge zu übersteigen und das Ufer „des großen westlichen Salzsees" zu gewinnen, um dort nach weißen Brüdern zu suchen, die er und seine Genossen seit elf Monaten nicht gesehen hätten; daß er von den feindseligen Absichten der Sioux gehört habe, jedoch fest entschlossen sei, die Reise um jeden Preis fortzusetzen; daß er aber dessenungeachtet freundschaftliche Gefühle für die Sioux hege und ihnen zum Beweis dafür Tabak und Korn als Geschenk mitgebracht habe. Dann ließ er etwa fünfzehn Rollen Tabak und ebensoviele Säcke Korn herbeibringen und neben dem Feuer niederlegen.

Der Anblick dieser Freundschaftsgaben besänftigte den Häuptling, der ohne Zweifel schon gefügiger geworden war, als er die entschlossene Haltung der Weißen, ihre kriegerische Ausrüstung und die wohlerwogene Anordnung ihrer Kampfmittel gewahrte. Er hielt nun seinerseits eine Rede und erklärte, sie hätten lediglich verhindern wollen, daß Waffen- und Munitionsvorräte in die Hände der Arikkaras, Mandans und Minatarees gelangten, mit denen sie Krieg führten; nun er aber die Überzeugung gewonnen habe, daß die Weißen keine derartigen Vorräte bei sich führten, sondern nur ihre Brüder jenseits der Berge aufsuchen wollten, werde er ihrer Reise keinen weiteren Widerstand entgegensetzen. Zum Schluß dankte er für die Geschenke und riet Hunt, lieber am jenseitigen Ufer das Lager aufzuschlagen, da es unter seinen Kriegern einige hitzköpfige junge Männer gäbe, für deren Vernunft er nicht einstehen könne, und die vielleicht Unfug treiben würden.

Damit nahm die Unterredung ein Ende; alle standen auf, schüttelten einander die Hände und trennten sich. Hunt und seine Gefährten gingen wieder an Bord, und die Boote fuhren unbehelligt weiter.

Am Morgen des 1. Juni, als die Boote gerade eine große Halbinsel umschifften, tauchten oben auf dem steilen Ufer zwei Indianer auf, die ihre Büffelfelle als Friedenssignal schwenkten und ausbreiteten. Als einige von den Weißen ans Land stiegen und auf sie zu kamen, schienen sie voller Angst zu sein und breiteten gnadeflehend ihre Arme aus. Das hatte seinen guten Grund; es waren nämlich dieselben Häuptlinge, die Crooks und M'Lellan vor zwei Jahren zur Umkehr und Flucht gezwungen hatten. Sie rannten nun auf diese beiden Herren zu und umarmten sie, als ob sie hoch

erfreut wären, sie wiederzusehen; dennoch hatten sie augenscheinlich etwas Angst vor Wiedervergeltung und beruhigten sich erst, nachdem die Friedenspfeife geraucht war.

Hunt konnte sich nicht enthalten, ihnen ernste Vorwürfe zu machen, als er erfuhr, daß sie drei Weiße getötet hätten, und fragte sie nach der Ursache dieses feindseligen Verhaltens. „Wir töten weiße Männer, weil weiße Männer uns töten," lautete die Antwort. „Jener Mann", — der Häuptling deutete auf Carson — „tötete einen unsrer Brüder. Die drei Weißen wurden umgebracht, um seinen Tod zu rächen."

Carson gab in der Tat zu, daß dies die Wahrheit sei. Er hatte damals ohne Überlegung und ohne Grund mit seiner Büchse über den Fluß hinüber geschossen, ohne zu ahnen, daß seine Kugel so weit reichen werde, da der Wasserspiegel an jener Stelle eine halbe englische Meile breit war. Unglücklicherweise aber tötete sein Geschoß einen Sioux, für dessen Tod dann dreifache Rache genommen wurde.

Die beiden Häuptlinge wurden mit einigen Ermahnungen und Geschenken entlassen. Da man nicht wissen konnte, ob vielleicht eine größere Bande in der Nähe sei, die sie herbeirufen würden, so beorderte Hunt alle Mann an Bord und setzte die Fahrt fort, indem er sich in dem großen Boot dicht an der nordöstlichen Seite hielt, während die andern Fahrzeuge an der Südseite entlang fuhren. Auf diese Weise beherrschte jede Partei den Blick auf das jenseitige hochgelegene Ufer und konnte Alarm schlagen, sobald sich Indianer zeigten.

Etwa um vier Uhr nachmittags erreichte das große Boot eine mitten im Strom befindliche Sandbank, die jedoch ein genügendes Fahrwasser zwischen sich und dem nordöstlichen Ufer freizulassen schien. Hunt schlug daher diesen Weg ein, bis es sich nach einiger Zeit herausstellte, daß es hier für das Boot zu seicht wurde. Man mußte also durch den engen Kanal zurück, und gerade als der Befehl dazu erteilt war, wurden von den andern Booten zwei Alarmschüsse abgefeuert. Im selben Augenblick rannte eine Schar kriegerisch geschmückter und bewaffneter Indianer das steile Ufer herab und sammelte sich gegenüber dem unteren Ende der Sandbank; das war eine furchtbare Lage: das Boot schien sich in einer Falle zu befinden, und immer mehr Feinde strömten über die Uferberge herunter.

Von den jenseitigen Booten aus hatte man die Gefahr wohl erkannt, und schon eilte man herbei, um den Kameraden beizustehen. Aber wer beschreibt ihr Staunen, als Hunts Boot unbehelligt an den

wilden Horden vorüberfuhr und ungefährdet in den breiten Fluß hinaussteuerte.

Jetzt gerieten die Indianer in Bewegung, schwenkten ihre Büffelfelle oder wateten oder schwammen sogar an das Boot heran, um den Insassen freundschaftlich die Hände zu drücken.

Alle Besorgnis hatte nun ein Ende. Es waren die Feinde der Sioux, die ihren Feldzug nun unterbrachen, um in die Arickarastadt zurückzukehren, wo sie von den Weißen Feuerwaffen und Munition einzuhandeln hofften. So schlugen sie denn ein Lager auf, und auch Hunt und seine Leute begaben sich für die Nacht ans Land, wo ihre indianischen Freunde sie noch lange mit Gesang und Tanz unterhielten.

Kaum hatte man am nächsten Morgen von den Lagergenossen Abschied genommen und die Weiterfahrt angetreten, als eine große Barke mit zwanzig weißen Ruderern hinter ihnen in Sicht kam. Das war eine unangenehme Überraschung, denn Hunt war sich sofort darüber klar, daß dies Manuel Lisa sein müsse, der jede Fiber angestrengt hatte, um den gefürchteten Nebenbuhler einzuholen. Und so war es in der Tat, zum großen Ärger M'Lellans, der einen persönlichen Groll gegen diesen Spanier hegte und nur mit Mühe davon abzuhalten war, ihn mit einer Kugel zu begrüßen.

Natürlich fiel das Wiedersehen der beiden Führer nicht sonderlich herzlich aus, aber trotz alles Mißtrauens Hunts und seiner Genossen begegnete man sich doch mit einer, wenn auch nur oberflächlichen Höflichkeit. Nur einmal entstand ein heftiger Streit zwischen Pierre Dorion und Manuel Lisa, als dieser den Dolmetscher bereden wollte, seinen Verpflichtungen untreu zu werden und in den Dienst der Missouri-Kompanie zurückzukehren. Es kam dabei zu Tätlichkeiten, und als Crooks und M'Lellan sich hineinmischten, fast zum Blutvergießen. Selbst Hunt wurde durch eine freche Bemerkung Lisas so gereizt, daß er ihn auf Pistolen forderte. Doch gelang es schließlich Bradbury und einigen andern, eine oberflächliche Versöhnung herbeizuführen und den Zweikampf zu verhindern.

Die beiden Parteien setzten die Reise jetzt fort, indem jede von ihnen sich an einem Flußufer hielt und die andre nicht aus den Augen ließ. Hunts Boote fuhren immer ein wenig voraus, um zu verhindern, daß Lisa vor ihm im Arikaradorf einträfe. Die ganze Landschaft und alles was sich den Augen bot, lieferte den Beweis, daß man allmählich immer tiefer in wilde Naturgebiete eindrang. Zu beiden Seiten erstreckten sich endlose Einöden, in denen die Büffelherden

immer zahlreicher wurden. Zuweilen sah man diese plumpen Tiere in langen Zügen über die schweigende Ebene hinziehen; an andern Stellen waren sie einzeln oder in Gruppen teils weidend, teils ruhend über die smaragdnen, blumendurchsetzten Prärien und ihre Anhöhen zerstreut. Das Ganze erinnerte lebhaft an die alten biblischen Beschreibungen des Orients, mit „Vieh auf den Bergen, da sie bei tausend gehen".

An einer Stelle schienen die Büffel die Ufer buchstäblich einzufassen. Einige schwammen schnaubend und unbeholfen über den Fluß. Viele wurden trotz aller Anstrengung von der reißenden Strömung innerhalb Schußweite von den Booten getragen, wobei mehrere erlegt wurden. Dann gewahrte man wieder eine große Anzahl am Ufer einer Insel, wo einige sich unter den Schatten der Bäume begeben hatten, während andre wie Kühe im Wasser standen, um der Hitze und Fliegenplage des Tages zu entgehen.

Mehrere der besten Schützen hatten am Vorderteil des Bootes Posto gefaßt, das langsam aber stetig mit Hilfe eines breiten Segels und starken Windes stromauf zog. Die Büffel blickten in aller Ruhe und ohne eine Ahnung von der Gefahr dem herannahenden Fahrzeug entgegen. Die Jäger suchten sich das fetteste Tier der Herde aus, feuerten alle zu gleicher Zeit und brachten es zur Strecke.

Außer Büffeln zeigten sich zahlreiche Hirsche, viele Rudel Elchwild und flüchtige Scharen muntrer Antilopen, dieser schnellsten und anmutigsten Bewohner der Prärien. Diese graziösen und leichtfüßigen Gazellen des Westens sind scheu und launenhaft; sie halten sich stets auf offner, freier Prärie auf, geraten beim geringsten Anlaß in wilden Schrecken und entspringen dann mit einer Geschwindigkeit, die eine Verfolgung unmöglich macht. Solange diese Tiere auf offner Prärie bleiben und sich auf ihre Schnelligkeit verlassen, sind sie sicher; doch besitzen sie einen Hang zur Neugier, der sie zuweilen ins Verderben treibt. Sind sie eine ganze Strecke geflohen und haben ihre Verfolger weit hinter sich zurückgelassen, so machen sie wohl plötzlich halt und drehen sich um, weil es sie treibt, sich den Gegenstand ihres Schreckens zu betrachten. Wird die Verfolgung nicht fortgesetzt, so lassen sie sich nach einer Zeitlang von ihrer Neugier verleiten, zum Ausgangspunkt ihrer Flucht zurückzukehren.

Der schon erwähnte Jagdveteran John Day verstand sich darauf, Antilopen anzulocken. Er machte sich ihre wohlbekannte Neugier zunutze, indem er sich flach ins Gras legte, sein Schnupftuch über

das Ende seines Ladestockes hängte und es sachte in der Luft hin- und herbewegte. Das wirkte wie ein Zauber. Die Antilope betrachtete den geheimnisvollen Gegenstand ein Weilchen und kam dann schüchtern und vorsichtig witternd näher, indem sie sich in immer enger werdenden Kreisen um den Anziehungspunkt herum bewegte, bis sie endlich in den Bereich der tödlichen Büchse gelangte und ihrer Wißbegier zum Opfer fiel.

Am 11. Juni machten Hunt und seine Gefährten etwa zehn Kilometer unterhalb des Arickaradorfes halt, und Lisa bezog wie gewöhnlich in nächster Nähe ein Lager; doch herrschte immer noch Groll und Mißtrauen, und die beiden Parteien verkehrten nicht miteinander.

Da sich in der Nacht ein Gewitter mit heftigen Regengüssen entladen hatte und alles überflutet und durchnäßt war, brach man schon frühmorgens auf. Als man etwa die Hälfte der Strecke zurückgelegt hatte, kam dem Zuge ein Kanoe mit zwei riesenhaften Indianerhäuptlingen entgegen, in deren Begleitung sich ein Halbblutfranzose als Dolmetscher befand. Durch diesen taten die beiden Würdenträger Hunt kund, daß sie sich seiner Weiterreise widersetzen würden, falls er sich nicht entschlösse, ein Boot zurückzulassen, mit dem sie handeln könnten. Hunt setzte ihnen darauf den Zweck seiner Fahrt auseinander und erklärte, daß er die Absicht habe, in ihrem Dorf anzulegen, um die Reise zu Lande fortzusetzen, und daß er sich eine genügende, Anzahl von Pferden bei ihnen einzuhandeln wünsche. Diese Antwort befriedigte die Häuptlinge vollkommen, und sie kehrten sofort ins Dorf zurück, um alles zum würdigen Empfang der Weißen vorzubereiten.

Das Arickaradorf lag 1430 englische Meilen oberhalb der Mündung des Missouri zwischen dem 46. und 47. Breitengrad. Die Expedition traf dort um zehn Uhr morgens ein, landete jedoch am jenseitigen Ufer des Flusses. Von dort aus hatte man einen vortrefflichen Überblick über das Dorf. Die kegelförmigen Hütten waren aus Holz und Weidengeflecht hergestellt und mit Erde bedeckt. Jenseits des Ortes stieg der Boden zu Hügeln von beträchtlicher Höhe an; aber die ganze Umgegend war völlig baumlos.

Während Hunt das Dorf aufmerksam betrachtete, sah er eine seltsame Flottille den Fluß herabkommen. Sie bestand aus zahlreichen Kanoes, die lediglich aus einem über Stöcke gespannten Büffelfell bestanden und wie runde Tröge aussahen. Jedes wurde von einer

am Boden knienden Indianerfrau geführt, und hinter jedem gebrechlichen Fahrzeug schwamm ein Bündel Holz zum Feueranzünden. Diese Art von Kanoes sind bei den Indianern sehr viel in Gebrauch, da man das Büffelfell leicht zusammenlegen und mit aufs Pferd nehmen, oder auch zum Transport von Waren bei Flußübergängen benutzen kann.

Die zahlreichen Pferde, die um den Ort herum, auf Hügeln und in den Tälern weideten, zeugten von der Pferdeliebhaberei der Arikkaras, die vorzügliche Reiter sind. Tatsächlich besteht der Reichtum der Prärievölker in der Anzahl ihrer Pferde, und diese Indianer gleichen in ihrer Pferdepassion dem Araber und tummeln ihre Tiere mit derselben Gewandtheit wie jene Wüstenbewohner.

Nach einiger Zeit erscholl die dröhnende Stimme des Arickara-Häuptlings und verkündete über die Wasserfläche hinüber, daß die Versammlungshütte bereit sei, und daß er die weißen Männer einlade, zur Beratung zu erscheinen.

Um zwei Uhr wurde Hunts großes Boot bemannt, und er begab sich mit M'Kenzie und M'Lellan an Bord. Gleichzeitig bestieg auch Manuel Lisa seine Barke. Die beiden Deputationen zählten zusammen vierzehn Personen, und wohl nie sind die Bewegungen rivalisierender Herrscher mit so ängstlicher und mißtrauischer Genauigkeit wie hier geleitet worden.

Sie gingen inmitten einer dichtgedrängten Indianermenge an Land und wurden von dem hünenhaften Häuptling mit ernster Zuvorkommenheit ins Dorf geführt. Obwohl dieser die zudringlichen Weiber und Kinder streng verscheuchte, war der Gang durch die ungemein schmutzige und übelriechende Dorfstraße doch nichts weniger als angenehm.

Endlich langte man in der ziemlich geräumigen Versammlungshütte an. In ihrer Mitte bildete eine Vertiefung die Feuerstelle, und darüber befand sich eine runde Öffnung im Dach, durch welche der Rauch entwich. Ringsumher waren alkovenartige Schlafstellen angebracht, die durch Vorhänge aus Fellen von dem inneren Raume getrennt waren. Die obere Schmalseite der länglichen Hütte war mit zwei buntbemalten Büffelschädeln und verschiedenen Waffen und Schilden geschmückt.

Beim Eintreten deutete der Häuptling auf eine Anzahl von Matten und Kissen, auf denen die Weißen Platz nahmen, während er sich auf einen kleinen Schemel niederließ. Nachdem er die Friedens-

Cheyenneindianer.

pfeife herbeigebracht, und jeder der Anwesenden mit der üblichen Feierlichkeit ein paar Züge getan hatte, kletterte der Pfeifenträger, der auch das Amt eines Herolds zu versehen schien, an der Wand der Hütte empor und faßte neben der kreisförmigen Rauchöffnung Posto, von wo aus er auf Geheiß seines Häuptlings mit bewunderungswürdiger Lungenkraft alle Krieger und großen Männer zur Beratung zusammenrief und seinem Herrn zwischendurch von Zeit zu Zeit über den Verlauf der Sache Bericht erstattete.

Nach einiger Zeit kamen die Helden und Weisen des Stammes einzeln hinter dem als Tür dienenden Büffelfell zum Vorschein, schritten stumm und steif durch die Hütte, während ihre Namen laut ausgerufen wurden, und kauerten sich schweigend auf einer der Matten nieder. Auf diese Weise erschienen nach und nach etwa zwanzig und bildeten eine Versammlung, die eines Malerpinsels würdig gewesen wäre; denn die Arickaras sind eine edle Rasse, und ihre hochgewachsenen und wohlgestalteten Krieger haben sich bei ihren Feierlichkeiten eine grimmige, ernsthafte Großartigkeit des Benehmens bewahrt.

Nachdem die Pfeife nun nochmals von Mund zu Mund gewandert war, ergriff der Häuptling das Wort, indem er die Weißen willkommen hieß, seiner Freude über ihre Ankunft Ausdruck gab, und dann dazu überging, seine und seines Volkes Armut zu beklagen — der übliche Übergang der Indianer zum Betteln und Feilschen.

Lisa erhob sich, um zu antworten, und Hunt und seine Genossen blickten erwartungsvoll zu ihm empor, während M'Lellan ihn mit Basiliskenblicken anstarrte. Er begann mit den gewöhnlichen Freundschaftsbeteuerungen und fing dann an, den Zweck seiner Reise auseinanderzusetzen. „Diese gehören jedoch nicht zu uns und verfolgen ganz andre Zwecke," fuhr er darauf fort, indem er auf Hunt und dessen Begleiter deutete. „Trotzdem machen wir gemeinschaftliche Sache, wenn es sich um Gefahren oder Beleidigungen handelt. Jede ihnen angetane Unbill werde ich als mir zugefügt betrachten und dementsprechend rächen. Ich hoffe deshalb, daß Ihr ihnen ebenso freundlich entgegenkommen werdet, wie Ihr es mir stets getan habt, und daß Ihr euer möglichstes tun werdet, um ihnen zum Weiterkommen behilflich zu sein." Diese in aufrichtigem, ehrlichem Ton gehaltene Rede Lisas überraschte seine Nebenbuhler auf sehr angenehme Weise.

Jetzt begann Hunt zu sprechen, erzählte noch einmal, daß der große Salzsee jenseits des Gebirges sein Reiseziel sei, und erklärte, daß er dazu Pferde brauche, die er gegen mitgebrachte Waren einzuhandeln

bereit sei. Er sowohl wie Lisa beschlossen ihre Reden, indem sie den Indianern Tabak zum Geschenk machten.

Der Häuptling erwiderte ihnen und versprach, den Weißen nach Kräften beizustehen und ihnen den Aufenthalt bei den Arickaras recht angenehm zu machen. Er fügte hinzu, daß sie leider nicht so viele Pferde abgeben könnten, wie Hunt brauche; ja, es sei fraglich, ob sie überhaupt welche entbehren könnten. Daraufhin rief ein andrer Häuptling aus, daß sie den Weißen sehr gut die nötige Anzahl von Pferden liefern könnten, da es ihnen, falls der eigne Vorrat nicht ausreiche, ein leichtes sein werde, sich welche dazu zu stehlen. Dieser redliche Vorschlag beseitigte die Hauptschwierigkeit, doch verschob der Häuptling den Handel noch um einige Tage, um die Preise mit den Seinen zu besprechen und festzustellen; denn es ist das Recht des vornehmsten Häuptlings im Dorfe, in Gemeinschaft mit seinem Rat zu bestimmen, zu welchen Preisen alle Handelsartikel verkauft und gekauft werden sollen.

Die Versammlung wurde nunmehr aufgehoben. Hunt verlegte sein Lager auf das andre Flußufer in nächste Nähe des Dorfes, und der Häuptling stellte einige Wachen, die Befehl hatten, ihre zudringlichen Stammesgenossen fernzuhalten. Lisa schlug sein Lager dicht daneben auf. Seine Rede hatte einen friedlichen Einfluß auf die gegenseitigen Beziehungen geübt, und wenn das alte Mißtrauen auch nicht vergangen war, so verkehrten er und Hunt jetzt doch in höflicher, wenn auch kühler, Weise miteinander.

Nun begann unter der Aufsicht der Häuptlinge „Linkshand" und „Grau-Auge" der Handel mit den Arickaras. Bald glich das Dorf einem geschäftigen Marktplatz und stellenweise sogar einem Tatarenlager. Hier wurden Pferde im Schritt und im Trabe vorgeführt, und dort sprengten die Reiter hin und her, um ihre Tiere mit jener Leichtigkeit und Gewandtheit in allen Gangarten vorzuführen, für die der Stamm der Arickaras geradezu berühmt war. Sobald ein Pferd verkauft war, stutzte man ihm den Schwanz: ein sicheres Mittel, um es von den andern zu unterscheiden, da ein Indianer sein Reittier niemals auf diese garstige Weise verstümmelt.

Die Arickaras trugen sich mit der Absicht neuerlicher Kriege gegen ihre Feinde, die Sioux, und waren daher vor allem darauf aus, sich Flinten, Tomahawks, Skalpiermesser, Pulver, Kugeln und andre Kriegsmunition zu verschaffen. Der von den Häuptlingen festgesetzte Preis eines Pferdes betrug gewöhnlich einen Warenvorrat im Wert von

Cheyenneindianer.

10 Dollars. Um die plötzlich entstandene Nachfrage zu decken, waren Banden von jungen Männern und Kriegern auf Pferderaub ausgezogen: eine Art von Dienstzweig, der bei den Indianern höher als die Jagd steht und als ehrenvolle Kriegsführung betrachtet wird.

Während die Führer der Expeditionen eifrig mit Vorbereitungen für die bevorstehende Reise beschäftigt waren, gab es für alle, die nur aus Neugier oder zum Vergnügen mitmachten, im Dorf und bei seinen Bewohnern reichliche Gelegenheit zu Beobachtungen. Wohin sie auch kamen, überall wurden sie aufs freundlichste aufgenommen, denn bevor der Indianer viel mit Weißen in Berührung kommt und ihre geizigen Gewohnheiten annimmt, ist er gastfrei wie ein Araber: niemals tritt ein Fremder über seine Schwelle, ohne mit Speise und Trank bewirtet zu werden, und niemals wird mit Speise und Trank ein schnöder Handel getrieben.

Das häusliche Leben des Indianers in seiner Heimat ist ein Leben der Trägheit und des Vergnügens. Alle Haus- und Feldarbeit wird auf die Frau abgeschoben: sie hält die Hütte in Ordnung, sie sammelt Holz fürs Feuer, sie kocht, sie dörrt Wild- und Büffelfleisch, sie gerbt die Felle der auf Jagd erlegten Tiere und bebaut den kleinen Fleck Land mit Mais, Kürbis und Hülsenfrüchten. Ihre Muße- und Erholungszeit beginnt erst nach Sonnenuntergang; dann sitzen die Squaws plaudernd beisammen oder vergnügen sich mit harmlosen Spielen.

Der männliche Indianer dagegen ist ein stolzes Geschöpf, das nicht durch nützliche oder häusliche Arbeit erniedrigt werden darf. Es genügt, daß er sich den Beschwerden der Jagd und den Gefahren des Krieges aussetzt, daß er Nahrung für die Seinen mit nach Hause bringt und für sie wacht und kämpft. Alles andre ist unter seiner Würde. Ist er zu Hause, so sorgt er für seine Waffen und seine Pferde und bereitet so die Mittel für künftige Heldentaten vor. Oder er beteiligt sich mit seinen Kameraden an allerlei körperlichen Spielen und Übungen, oder auch an Glücksspielen, bei denen er alles was er besitzt mit einer Leichtfertigkeit aufs Spiel setzt, die im zivilisierten Leben nur selten vorkommt.

Übrigens beklagen sich die Frauen keineswegs über ihr hartes Los. Im Gegenteil, sie würden ihre Männer verachten, wenn diese sich zu Knechtsarbeiten erniedrigten, und würden finden, daß es ein schlechtes Licht auf ihr eignes Verhalten werfe. Es ist die ärgste Beleidigung, die ein Zankteufel dem andern im Streit zuschleudert:

„Elendes Weib!“ heißt es da wohl. „Ich habe deinen Mann Holz fürs Feuer herbeitragen sehen. Wo war seine Squaw (Frau), daß er sich so zum Weibe herabwürdigen mußte!“

Hunt und seine Reisegefährten waren noch nicht lange bei den Arickaras, als man zu munkeln begann, daß eine Schar von vier- bis fünfhundert Siouxkriegern in der Nähe aufgetaucht sei. Dies Gerücht erregte lebhafte Besorgnisse bei den Weißen sowohl wie bei ihren freundlichen Wirten. Die Jäger wagten sich nicht mehr ins Freie, und die Arickaras hielten es für notwendig, auf den umliegenden Anhöhen Kundschafter aufzustellen. Das ist bei diesen Wilden auf Jagd und im Kriege eine gebräuchliche Vorsichtsmaßregel. Man benutzt diese Späher sozusagen als lebendige Telegraphen. Wollen sie z. B. mitteilen, daß draußen auf der Prärie eine Herde Büffel auftaucht, so galoppieren sie auf dem Kamm des Höhenzuges zu zweien hin und her. Haben sie dagegen einen Feind erspäht, so galoppieren sie hin und her, indem sie einander kreuzen, worauf das ganze Dorf spornstreichs zu den Waffen eilt.

Am Nachmittag des 15. wurde das Dorf auf diese Weise alarmiert. Es entstand ein Geschrei, die Sioux seien da. Im Nu befand sich die ganze Einwohnerschaft in Aufruhr. Männer, Frauen und Kinder schrien und kreischten durcheinander; Hunde bellten und heulten. Einige der Krieger stürzten hinaus, um die Pferde aus der Prärie hereinzutreiben, andre rannten, um ihre Waffen zu holen. So rasch sie sich bewaffnen und ausrüsten konnten, stürmten sie zu Fuß oder zu Pferde von dannen. Einige in hastig angelegtem Kriegsschmuck, mit wallendem Federkopfputz und farbenbeschmiertem Körper; andre nackt und nur mit eilig aufgerafften Waffen ausgerüstet. Weiber und Kinder schrien ihnen nach, Greise hielten ermutigende Ansprachen an die vorüberrennenden Krieger. Auf diese Weise ergoß sich Hals über Kopf mit scheußlichem Geschrei und Kriegsgeheul die ganze wilde Ritterschaft des Dorfes, etwa fünfhundert an der Zahl. Es war, als ob Tollhäusler oder Dämonen losgelassen würden.

Nach einer Weile strömte die Flut mit weit geringerem Lärm zurück. Entweder es war ein falscher Alarm gewesen, oder der Feind hatte sich still zurückgezogen, als er sich entdeckt sah. Da die Umgegend aber immer noch für unsicher galt, steigerte sich die Aufregung im Dorfe mit jedem Tage. Schon am Morgen nach diesem falschen Alarm trafen aus verschiedenen Richtungen mehrere Banden von Indianern ein, die draußen vorm Dorf von den Kriegern und Weisen

der Arickaras empfangen und begrüßt wurden, worauf sie über ihre kriegerischen Erfolge und ihre Jagdergebnisse berichteten. Diese Nachrichten wurden dann von gewissen alten Männern im Dorf verbreitet. Unter diesen Banden war eine, die von einem Pferderaubausflug im Gebiet der Snakeindianer heimkehrte und reiche Beute mit sich führte. Als sie im Triumph durchs Dorf zogen, wurden sie von den Einwohnern mit Jubel begrüßt, und von den Greisen zur Großmut im Handel mit den Weißen ermahnt.

Da Hunt seine Boote hier zurücklassen mußte, erbot sich Manuel Lisa sie ihm abzukaufen, sowie auch alle ihm entbehrlichen Waren zu übernehmen, und ihn dafür mit Pferden zu bezahlen, die er sich von einem weiter oben am Missouri gelegenen Fort seiner Kompanie verschaffen wollte. Der Handel wurde sofort abgeschlossen, und Lisa und Crooks machten sich gleich auf den Weg, um die Pferde zu holen. Schon nach vierzehn Tagen kehrten sie zurück und führten die ausbedungene Anzahl von Pferden mit sich. Doch man hatte immer noch nicht genug zum Transport von Gepäck und Waren, und es waren daher noch mehrere Tage erforderlich, um die Vorbereitungen zur Reise zu vollenden.

Am 9. Juli entstand bei Tagesanbruch ein ungeheurer Lärm im Dorf. Da dies bei Indianern eine beliebte Stunde für Angriffe und Überfälle ist, und man die Sioux in der Nähe wußte, war man im Lager sofort in Kampfbereitschaft. Als es hell wurde, sah man auf den flußabwärts gelegenen Uferbergen eine große Anzahl von Indianern. Das Geschrei und die Erregung im Dorf dauerte fort. Auf allen Hütten standen dichtgedrängte Einwohner, die gespannt zu den Hügeln hinübersahen und leidenschaftlich schnatterten. Endlich sprengte ein indianischer Krieger am Lager vorüber nach dem Dorf zu, und gleich darauf strömten die Legionen heraus.

Jetzt erfuhr man, um was es sich handelte. Die Indianer auf den Bergen waren dreihundert Arickarakrieger, die aus dem Kampf heimkehrten. Sie waren mit der in der Nähe lauernden Siouxbande zusammengetroffen, hatten am Tage zuvor mit ihr gekämpft, mehrere der Feinde verwundet und sie unter Verlust von zwei oder drei Kriegern und etwa zwölf Verwundeten aus den eignen Reihen besiegt. Jetzt warteten sie in einiger Entfernung, um ihren Stammesgenossen Zeit zu lassen, ihnen entgegenzuziehen und das Gepränge ihres triumphierenden Einzuges ins Dorf zu vermehren.

Im Dorf wurden nun Vorbereitungen für diese große kriegerische

Feier getroffen. Man sandte den Kriegern all ihre Schmuck- und Ausrüstungsgegenstände hin, damit sie sich recht schön herausputzen konnten. Die Zuhausegebliebenen suchten all ihre Garderobenschätze hervor, um eine möglichst gute Figur im Festzuge abzugeben.

Die Arickaras pflegen für gewöhnlich wie alle Wilden nackt umherzugehen, doch besitzen sie auch Festgewänder, auf die sie nicht wenig stolz sind. Diese bestehen in der Regel aus einem grauen Überwurf und langen Gamaschen aus gegerbtem Antilopenleder, das wie Gemsleder aussieht und mit bunt gefärbten Igelstacheln bestickt ist. Ein Büffelfell wird über die rechte Schulter geworfen, und an der linken hängt ein Köcher mit Pfeilen. Den Kopf schmückt eine stolze Federkrone, wozu mit Vorliebe Schwanenfedern verwendet werden; aber am höchsten schätzt man die Federn des Adlers, der bei den Indianern als heiliger Vogel geehrt wird. Wer einen Feind in seinem eignen Lande getötet hat, ist berechtigt, an jedem seiner Mokassins ein Fuchsfell hinter sich herzuschleppen; und wer einen Grislybären erlegt hat, trägt ein Halsband aus seinen Klauen — die stolzeste Trophäe, die es für einen Jäger gibt.

Die Toilette eines Indianers kostet Mühe und Arbeit: der Krieger muß sich häufig von Kopf bis zu Fuß bemalen. Deshalb verging denn auch ein großer Teil des Morgens, bis man die ersten Anzeichen des bevorstehenden Triumphzuges gewahrte. Inzwischen lagerte tiefe Stille über dem Dorf. Die meisten Einwohner waren schon fort; die übrigen verharrten in stummer Erwartung. Alle Spiele und Beschäftigungen waren eingestellt; nur die emsigen Squaws befaßten sich in den Hütten mit der Zubereitung der Mahlzeit für die Krieger.

Schon stand die Mittagsstunde nahe bevor, als ein aus der Ferne herüberschallender Ton von Stimmen und primitiver Musik vernehmlich wurde. Die Greise und alle Frauen, die sich dazu Zeit lassen konnten, stürzten aus den Hütten hervor, um dem Zug entgegen zu eilen. Nach kurzer Zeit kam er über einen Hügel herüber zum Vorschein und gewährte einen wilden und malerischen Anblick, indem er sich langsam und gemessen im Takt von Gesängen und barbarischen Musikinstrumenten über die Höhe herab bewegte; die Fahnen und Kriegstrophäen flatterten im Winde, und der Federschmuck, die Bemalung und die silbernen Schmuckgegenstände der Krieger leuchteten im Sonnenschein.

Das ganze Schauspiel hatte wirklich etwas Ritterliches. Die Arikkaras hatten sich in mehrere Trupps geteilt, deren jeder einen Tier-

namen, wie z. B. Büffel, Bär, Hund oder Fasan trug. Der ganze Festzug umfaßte vier solcher Trupps, worunter sich der besonders hochgeachtete des Hundes befand, dem nur junge Männer unter dreißig Jahren und von hervorragender Tapferkeit angehörten. Dieser wird bei verzweifelten Fällen in den Kampf geschickt. Die Trupps marschierten unter ihren verschiedenen Anführern in einzelnen Rotten. Zuerst kamen die Krieger zu Fuß, in Gliedern zu zehn bis zwölf Mann; dann folgten die Reiter. Jede Abteilung trug als Standarte einen mit Glasperlen, Igelstacheln und gemalten Federn geschmückten Speer oder Bogen. Jede trug die selbst eroberten, an Stangen befestigten Skalpe, deren lange schwarze Haare im Winde flatterten. Jede führte ihre eigne barbarische Musik und ihre eignen Sänger mit sich. Auf diese Weise dehnte sich der Zug auf etwa vierhundert Meter Länge aus. Die Krieger waren verschieden bewaffnet: einige mit Gewehren, andre mit Bogen und Pfeilen, sowie mit Keulen; alle hatten Schilde aus Büffelhaut, ein Schutzmittel, dessen sich die Indianerstämme der Prärien fast immer bedienen, weil es dort keine Wälder oder Bäume zur Deckung gibt. Alle waren auf schaurige Weise bemalt. Einige trugen den Stempel einer roten Hand quer über den Mund: ein Zeichen, daß sie das Lebensblut eines Feindes getrunken hatten.

Als sie sich dem Dorfe näherten, begannen die Greise und Frauen ihnen entgegen zu eilen, und jetzt entwickelte sich ein Schauspiel, das die Hinfälligkeit der Behauptung von der Unempfindlichkeit und dem Stoizismus der Indianer bewies. Eltern und Kinder, Männer und Frauen, Brüder und Schwestern begegneten einander mit überschwenglichen Freudenbezeugungen, während die Anverwandten der Gefallenen und Verwundeten sich in lautem Jammergeschrei ergingen. Der Zug bewegte sich jedoch im Takt des feierlichen Gesanges mit langsamen und gemessenen Schritten weiter, und die Krieger behielten ihre unbeweglichen grimmigen Mienen bei.

Zwischen den zwei vornehmsten Häuptlingen ritt ein junger Krieger, der sich im Kampf ganz besonders ausgezeichnet hatte. Er war schwer verwundet, so daß er sich nur mühsam auf dem Pferde halten konnte; aber er blickte zufrieden und gelassen drein, als ob ihm nicht das geringste fehlte. Seine Mutter hatte von seinem Zustand gehört. Sie drängte sich durch die Menge, stürzte auf ihn zu, umfing ihn mit ihren Armen und weinte laut. Er bewahrte bis zuletzt den Geist und die Haltung eines echten Kriegers und starb kurze Zeit nachdem er sein Vaterhaus erreicht hatte.

Das Dorf war jetzt ein Schauplatz höchsten Jubels und Triumphes. Banner, Trophäen, Skalpe und Schilde wurden an hohen Stangen neben den Hütten befestigt. Nun gab es einen Festschmaus, Skalptänze, kriegerische Lieder und barbarische Musik. Alle Einwohner prangten in Festgewändern, und die greisen Herolde wanderten von Hütte zu Hütte und rühmten mit lauter Stimme die Kampf- und Heldentaten der einzelnen Krieger.

Hier herrschte also eitel Freudigkeit. Doch von den umliegenden Höhen ertönten andre Laute: klägliches Wehgeschrei von Frauen, die sich dorthin zurückgezogen hatten, um in Dunkelheit und Einsamkeit ihre Toten zu beklagen. Dort ließ die arme Mutter des jungen Kriegers, der ruhmgekrönt heimgekehrt war, nur um zu sterben, dem verzweifelten Schmerz eines zerrissenen Mutterherzens freien Lauf. Wie sehr erinnert diese Sitte der Indianerfrauen, bei Nacht auf die Berge zu steigen und um die Toten zu klagen, an jene schönen und ergreifenden Bibelworte: „Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens, Weinens und Heulens; Rahel beweinete ihre Kinder und wollte sich nicht trösten lassen; denn es war aus mit ihnen."

Krähenindianer.

Lederzelt eines Indianerhäuptlings.

V.

Drohende Gefahren in den schwarzen Bergen — Rose, der Dolmetscher und Halbindianer — Wanderung durch die Prärien — Die freundlichen Cheyenneindianer und ihre Geschichte — Roses verräterischer Plan — Die Donnergeister in den schwarzen Bergen — Der Grislybär — Besuch der roten Gebirgsvagabunden — Rose bleibt bei den Krähenindianern — Schwerer Zug durch das Gebirge — Die Schlangenindianer (Schoschonen und Flachköpfe) — Rast an den Quellen des Colorado.

Während Hunt die Vorbereitungen für die anstrengende Reise auf das eifrigste betrieb, fingen einige seiner Leute an, den Mut zu verlieren. Ihre Bedenken wurden noch durch Männer von Manuel Lisas Gesellschaft vermehrt; denn diese, die nicht an der Unternehmung beteiligt waren, fanden ein boshaftes Vergnügen daran, ihre Gefahren zu übertreiben. Sie schilderten den armen Kanadiern in beredten Worten den Hunger und Durst, dem sie aller Wahrscheinlichkeit nach ausgesetzt sein würden. Sie sprachen die Vermutung aus, daß sie von kriegerischen Siouxbanden abgeschnitten, von den Krähenindianern ihrer Pferde beraubt oder von den grausamen Schwarzfüßen hingemetzelt werden würden. Mit einem Wort, sie taten, als ob die Wahrscheinlichkeit, lebendig übers Felsengebirge zu gelangen, äußerst gering sei.

Übrigens drohten der Expedition wirklich sehr ernste Gefahren von seiten der „Crows" oder Krähenindianer. Dieser Stamm, dessen Gebirgsgebiet sie passieren mußte, war wegen seiner waghalsigen Unternehmungen und seines Geschicks im Pferdestehlen bekannt. Hunt war daher außerordentlich froh, einen Mann gefunden zu haben, der ihm im Umgang mit diesen Wilden von großem Nutzen sein konnte. Das war ein herumwandernder Mensch namens Edward Rose, dem er irgendwo am Missouri begegnet war — eins jener seltsamen Geschöpfe, die weder Familie noch Heimat zu haben scheinen. Er hatte eine Zeitlang bei den Krähenindianern gelebt und ihre Sprache und Sitten kennen gelernt. Dabei war er ein eigensinniger, mürrischer und wortkarger Mensch von finsterm Aussehen, und hatte in seinem Äußern mehr von einem Wilden, als von einem Kulturmenschen. Er war verpflichtet worden, für gewöhnlich als Jäger, und im Krähenlande auch als Führer und Dolmetscher zu dienen.

Am 18. Juli trat Hunt seinen Marsch an. Trotz aller Bemühungen war er nicht imstande gewesen, sich Pferde genug für alle seine Leute zu verschaffen. Seine Kavalkade bestand aus zweiundachtzig Pferden, von denen die meisten schwer mit Handelsartikeln, Biberfallen, Munition, Maiskörnern, Mehl und andern Erfordernissen beladen waren. Die Teilhaber waren alle beritten, und auch der Dolmetscher Dorion bekam für den Transport seiner Habe und seiner zwei Kinder ein Pferd zugewiesen. Seine Squaw marschierte meistens wie alle Übrigen zu Fuß mit, und keiner der Männer war geduldiger und ausdauernder im Ertragen von Mühsal und Strapazen, als dies beherzte Frauenzimmer.

Nachdem Hunt anfangs eine nordwestliche Richtung eingeschlagen hatte, wandte er sich bald nach Südwesten, um das Gebiet der Schwarzfüße zu vermeiden. Seine Marschroute führte ihn über einige Nebenflüsse des Missouri und über ungeheure, nur vom Horizont begrenzte, völlig baumlose Prärien. Es war jetzt Hochsommer, und diese kahlen Ebenen würden in dieser Jahreszeit unerträglich für den Wandrer sein, wenn nicht während der heißesten Tagesstunden vom Gebirge herab ein erfrischender, reiner Luftzug wehte. Auch die Eintönigkeit dieser endlosen Flächen würde so ermüdend wie der Anblick des Ozeans wirken, wenn sie nicht durch die Reinheit und belebende Kraft der Atmosphäre und den herrlichen Himmel gemildert würde. Das köstliche Blau des Firmaments wetteifert mit dem berühmten italienischen Himmel; die Sonne strahlt,

unbeeinträchtigt durch Wolken oder Nebel, in wunderbarem Glanz, und eine sternhelle Nacht auf den Prärien ist unbeschreiblich schön.

Am zweiten Marschtage verteilte Hunt seine Leute in kleine, zweckentsprechende Tischgesellschaften und wies jeder ihre eignen Lagerkessel zu. Man lagerte sich zur Nacht ebenso wie bisher, indem einige in Zelten schliefen und andre unter freiem Himmel biwackierten. Die Kanadier erwiesen sich zu Lande als ebenso geduldig im Ertragen von Mühe und Entbehrungen, wie zu Wasser; die Gutmütigkeit und Geduld dieser Leute war geradezu erstaunlich. Sie waren die immer fröhlichen Arbeitsbienen der Gesellschaft, denn sie verrichteten all die häuslichen Arbeiten und Knechtsdienste, die von den Indianern ihren Frauen aufgeladen werden, und gleich jenen Frauen überließen sie andern die Jagd und den Kampf. Ein Kanadier hat keine Vorliebe für den Gebrauch der Büchse.

Am Abend des 23. Juli wurde das Lager am Ufer eines Flusses aufgeschlagen, der als Big River angeführt wird, und da diese Gegend reich an Büffelherden war, so blieb man dort mehrere Tage, um sich Vorräte zu verschaffen und einigen Kranken Zeit zur Erholung zu lassen.

Als Ben Jones, John Day und einige andre Jäger sich am zweiten Tage dieses Aufenthalts auf der Jagd befanden, stießen sie in einer kleinen, von einem Bach durchflossenen Senkung der Prärie auf ein Indianerlager. Eine große Menge von Pferden weidete in der Nähe dieses Lagers und auch auf der offnen Prärie: ein Anblick, der die Herzen der Weißen mit Freude erfüllte. Nach vorsichtigem Rekognoszieren stellten sie fest, daß man es mit Cheyenneindianern zu tun hatte. Diese empfingen die Jäger aufs freundlichste, luden sie ein, in ihre Hütten zu kommen, die für Indianerwohnungen ungewöhnlich reinlich waren, und bewirteten sie mit echt indianischer Gastfreiheit. Mehrere von ihnen begleiteten die Jäger zum Lager zurück, wo sofort ein lebhafter Handel eröffnet wurde. Die Cheyennes waren voller Entzücken über die Schmucksachen und andern wertvollen Waren, die ihnen so unvermutet ins Land gebracht wurden, und Hunt begrüßte die Gelegenheit zum Ankauf von mehr Pferden mit wahrem Jubel.

Während des vierzehntägigen Verweilens an dieser Lagerstelle hatten die Weißen vielfach Gelegenheit, die Reitkunst dieser Indianer zu bewundern. Manche von ihnen trieben großen Aufwand, wenn sie zu Pferde stiegen, und putzten sich selbst und ihre Tiere aufs herrlichste heraus. Einige hingen ihren Pferden die kostbarsten Schmuck-

sachen, die sie von den Weißen erstanden hatten, um den Hals; andre durchflochten ihre Mähnen und Schweife mit Federn. Die Indianerpferde scheinen auch sehr an ihren wilden Reitern zu hängen; man sagt sogar, daß sie den Indianer durch den Geruch sofort vom Weißen unterscheiden und ihm den Vorzug geben. Dennoch sind die Indianer sehr rücksichtslose Reiter und behandeln ihre Pferde, so wert sie sie halten, mit Härte und Nachlässigkeit. Gelegentlich schlossen sich die Cheyennes den Weißen auf ihren Jagden auf Elche und Büffel an, und wenn sie vom Jagdfieber erfaßt wurden, schonten sie weder sich noch ihre Pferde, stürmten in gestrecktem Lauf über die Prärien und stürzten sich in Abgründe und Schluchten hinab, die Roß und Reiter den Hals kosten konnten. Das geübte Indianerpferd wird dann ebenso toll wie sein Herr und verfolgt die Beute so hitzig, als ob es das Wild für sich selbst zu erjagen suchte, um sich von seinem Fleisch zu nähren.

Die Geschichte der Cheyennes ist die vieler wandernder Stämme der Prärie-Indianer. Sie waren ein Überrest eines einstmals mächtigen Volkes, der Shaways. Jeder Indianerstamm hat irgendeinen andern Stamm, mit dem er in unausrottbarer Feindschaft lebt. Die Todfeinde der Shaways waren die Sioux, von denen sie nach langjährigen Kämpfen überwältigt und über den Missouri hinübergedrängt wurden. Dort setzten sich die Besiegten nochmals in einem befestigten Dorf fest, wurden aber von den unerbittlichen Sioux auch von hier vertrieben und gezwungen, sich bis an den Fuß der Black Hills (Schwarzen Berge) am Oberlauf des Cheyenneflusses zurückzuziehen. Hier büßten sie sogar ihren Namen ein und wurden von den französischen Kolonisten nur nach dem Fluß benannt, an welchem sie Zuflucht gefunden hatten.

Jetzt waren der Mut und die Widerstandskraft des Stammes gebrochen; auch hatte er bei den endlosen Kämpfen sehr an Zahl verloren. Er versuchte nicht mehr, eine neue Niederlassung zu gründen, befaßte sich nicht mehr mit Ackerbestellung, und wurde so zu einem Nomadenstamm, der von der Jagd lebt und den Wandrungen der Büffelherden folgt. Sein einziger Besitz bestand in Pferden, die man entweder auf den Prärien einfing oder aufzog, oder auf Raubzügen auf mexikanischem Gebiet an sich brachte. Einmal im Jahr brachte man eine Anzahl von diesen Pferden nach den Arickaradörfern, tauschte sie gegen Korn, Bohnen, Kürbis und europäische Waren ein und kehrte dann in die Prärie zurück.

Am 6. August nahmen die Reisenden von ihren indianischen Freunden Abschied und begaben sich wieder auf den Marsch. Da sie jetzt sechsunddreißig Pferde mehr besaßen, traf Hunt eine neue Anordnung. Das Gepäck wurde in kleinere Lasten verteilt. Jeder der sechs besten Jäger erhielt ein Pferd zugewiesen, und andre wurden unter die Voyageurs verteilt, und zwar so, daß immer ein Pferd auf zwei von ihnen kam und sie also abwechselnd gehen und reiten konnten.

Das Gebiet der Siouxindianer lag jetzt bereits hinter ihnen, und sie waren so tief ins Innere vorgedrungen, daß Hunt keine weiteren Desertionen befürchtete. Es waren ihm aber neue Sorgen beschieden. Als er einmal nach Einbruch der Dunkelheit in seinem Zelt saß, kam einer seiner Leute zu ihm und meldete im Vertrauen, daß man im Lager schon wieder dabei sei, Unheil zu brüten. Der Dolmetscher Edward Rose habe einigen von den Mannschaften zugesetzt und sie zum Verrat an der Expedition aufgestachelt. Mit der Zeit mußte man in den von den Upsarokas oder Krähenindianern unsicher gemachten Gebirgsgegenden ankommen, und Rose trug sich mit dem Gedanken, mit einigen Spießgesellen zusammen eine Anzahl von Pferden samt ihren Warenladungen davonzuführen und zu den Krähenindianern zu desertieren. Er verbürgte sich für freundliche Aufnahme bei den Krähenindianern, deren Häuptlinge und Krieger er persönlich kannte, und versicherte, sie würden großes Ansehen unter ihnen genießen, die schönsten Mädchen und die Töchter der Häuptlinge als Frauen heimführen und durch die geraubten Pferde und Waren zeitlebens zu reichen Männern werden.

Die Nachricht von diesem verräterischen Treiben erfüllte Hunt mit lebhafter Besorgnis, denn er kannte seine Leute zu gut, um nicht zu wissen, daß es Rose leicht werden würde, sie zu beeinflussen. Da man aber nicht wissen konnte, wie weit seine niederträchtigen Pläne gediehen waren, und da ein übereiltes Eingreifen den Funken zur Flamme anfachen konnte, hielt man es für ratsam, sich einstweilen ganz arglos zu stellen, Rose und die Pferde jedoch unausgesetzt aufs wachsamste zu beobachten.

Die Ebenen, über welche die Reisenden jetzt hinzogen, sind so überaus arm an Bäumen und Sträuchern, daß man den Pferdedung als Feuerung benutzen mußte, wie es die Araber zu tun pflegen. Dies Ersatzmittel für Brennholz ist bei den Indianern der Prärien durchaus gebräuchlich und soll, mit einigen Holzspänen vermischt, ein

helles und wärmendes Feuer abgeben. An Lebensunterhalt war dagegen kein Mangel, denn überall wimmelte es von Büffeln. Diese Tiere sind in der Regel sehr friedfertiger Natur und grasen so ruhig wie unser heimatliches Rindvieh; aber jetzt war ihre Brunstzeit, in der die Stiere gewöhnlich sehr wild und kampflustig sind. Daher waren die Herden in unabläßiger unruhiger Bewegung, und ihr Gebrüll ertönte von allen Seiten gleich fernem Donner. Hier und da fanden auch hitzige Zweikämpfe zwischen erbitterten Nebenbuhlern statt, die sich mit den plumpen Körpern aufeinander stürzten, sich mit den kurzen schwarzen Hörnern zerfleischten, und das Erdreich in ihrer rasenden Wut mit den Hufen aufwühlten.

Eines Abends, als das Lager aufgeschlagen war, wurden Dorion und die Jäger Carson und Gardpie vermißt, und fehlten auch noch am folgenden Morgen. Da man annahm, daß sie eine Büffelherde verfolgten und die Fährte der Expedition mit Leichtigkeit auffinden würden, machte man sich ihretwegen keine Sorgen, ließ aber ein Feuer brennen, um sie durch die Rauchsäule auf den rechten Weg zu leiten, bevor man weiterzog. Abends wurde auf einem dicht beim Lager befindlichen Hügel wieder ein Signalfeuer angezündet und morgens vorm Abzug so reichlich mit Feuerung versehen, daß es bis zum Abend brennen mußte. Obgleich man diese Rauchsäulen bei der Durchsichtigkeit der dortigen Atmosphäre sehr weit sehen kann, vergingen zwei bis drei Tage, ohne daß die Vermißten eintrafen, und nun wurden kleinere Tagesmärsche gemacht, um ihnen Zeit zu lassen, ihre Kameraden einzuholen.

Die Marschroute wurde jetzt recht beschwerlich, denn sie führte über steile, mit losem Geröll bedeckte felsige Berge. Dazwischen gab es tiefe Taleinschnitte, die von zwei Nebenflüssen des Big River herrührten und die man beide überschreiten mußte. Zu beiden Seiten der Flüsse zogen sich Wiesen hin, auf denen zahllose Büffel weideten. Die Jäger brachten Unmengen Fleisch ins Lager, und die Reisenden wurden so verwöhnt durch diesen Überfluß, daß sie nur noch die leckersten Bissen zubereiteten.

Man hatte jetzt schon seit mehreren Tagen ganz kleine Märsche gemacht und überall Signalfeuer und Merkzeichen hinterlassen Dennoch war von den drei Vermißten nichts zu sehen und nichts zu hören. Das war um so beunruhigender, als die Nachricht von dieser großen Expedition längst zu den benachbarten Indianern gedrungen sein mußte, denen es nun ein leichtes sein mußte, einzelne Weiße abzuschneiden.

Auch wegen Rose geriet man immer mehr in Sorge. Hunt und die andern Teilhaber waren sich vollkommen darüber klar, daß es durchaus in der Macht dieses mürrischen und waghalsigen Menschen stehen werde, sie in die größten Verlegenheiten zu bringen, sobald sie sich in den ihnen vollkommen unbekannten Gebirgspässen und Schluchten befinden würden, in denen die ihm befreundeten Krähenindianer ihr Wesen trieben. Wie leicht konnte er dort mit Pferden und Waren auf und davon gehen, wenn er nur einige wenige Helfershelfer fand. Und hatte er sich erst einmal zu seinen indianischen Freunden geflüchtet, so war jede Verfolgung umsonst. Deshalb faßte Hunt nach reiflicher Überlegung den Entschluß, den Verräter durch geschickte Behandlung von seinem Vorhaben abzubringen, indem er es so einrichtete, daß es ihm zum Vorteil gereichen mußte, treu zu bleiben. Er nahm Gelegenheit, Rose gesprächsweise zu verstehen zu geben, daß er ihn hauptsächlich als Dolmetscher und Führer im Lande der Krähenindianer angeworben habe und seiner Dienste jenseits dieser Gebiete eigentlich nicht bedürfen werde. Wenn es ihm also wegen seiner Beziehungen zu diesem Stamme erwünscht sein sollte, so stelle er es ihm vollkommen frei, nachher zu seinen Adoptivbrüdern zurückzukehren und bei ihnen zu bleiben. Falls er bis dahin gute Dienste leiste, werde man ihm sogar beim Abschied einen halben Jahreslohn auszahlen und ihm überdies ein Pferd, drei Biberfallen und andre nützliche Dinge schenken, die ihn zum wohlhabenden Mann machen würden.

Dieser unerwartete und großmütige Vorschlag entwaffnete Rose vollkommen. Unter solchen Umständen war es ja ebenso vorteilhaft und weit weniger gewagt, den ehrlichen Mann zu spielen. Von jenem Tage an veränderte sich sein ganzes Benehmen und Aussehen. Seine düstre Miene klärte sich auf, er sah fröhlich und zufrieden aus und machte keine Versuche mehr, die Treue seiner Gefährten zu erschüttern.

Am 13. August änderte Hunt seine Marschrichtung ein wenig nach Westen zu, weil man es jetzt für möglich hielt, daß die Jäger sich zur Rechten des Big River gehalten hätten. Diese Route brachte sie bald zu einem etwa hundert Meter breiten Arm des Kleinen Missouri, den sie überschritten, um sich dann am nordwestlichen Ufer zu lagern, wo es gute Weide und Büffel in Hülle und Fülle gab. Das Wetter war trübe und regnerisch, und die Stimmung im Lager sehr gedrückt. Die Voyageurs saßen mit trübselig hochgezogenen

Schultern beisammen, rauchten und gaben ihren traurigen Vermutungen Ausdruck, als plötzlich gegen Abend ein lautes Freudengeschrei verkündete, daß die verloren gegebenen Männer gefunden waren. Langsam und wegmüde, mit erschlafften Zügen und abgehetzten Pferden zogen sie ins Lager ein. Seit mehreren Tagen waren sie unausgesetzt unterwegs gewesen. Sie hatten die Verfolgung der Büffel auf ihrem Jagdausflug so weit fortgesetzt, daß sie ihre Fährte auf dem Rückweg zwischen den zahllosen Büffelspuren nicht wiederzufinden vermochten. So waren sie hin- und hergeritten, bis sie kaum noch die Himmelsrichtungen wußten, und hatten sich schließlich vollständig verirrt. Auch die Feuer- und Rauchsäulen hatten sie nicht gesehen. Endlich, vor zwei Tagen, als sie vor Sorge und Anstrengung schon fast ganz erschöpft waren, stießen sie zu ihrer größten Freude auf die Fährte der Expedition, der sie nun langsam, aber beharrlich folgten.

Nur wer selbst erfahren hat, wie herzlich das Verhältnis der Teilnehmer solcher großen und gefahrvollen Unternehmungen zueinander ist, kann sich vorstellen, mit welchem Jubel die Vermißten im Lager empfangen wurden. Alles drängte sich um sie her, um Fragen zu stellen und von ihren Strapazen zu hören, und sogar die Squaw des mürrischen Halbblut-Dolmetschers Dorion vergaß die strenge Herrschaft ihres Eheherrn und die Wucht des ehelichen Knüttels, um ihrer Freude freien Lauf zu lassen.

Hunt befand sich jetzt mit seinen Leuten in den Vorbergen der Black Hills oder Black Mountains, in deren einsamen Schlupfwinkeln verschiedene zusammengeschmolzene und räuberische Indianerstämme hausen.

Die Black Hills bestehen in der Hauptsache aus Sandstein und sind an einigen Stellen so zerrissen und zerklüftet und so phantastisch geformt, daß sie manchmal an Burgen und zinnengekrönte Festungen erinnern. Da die unwissenden Indianer es sich nicht erklären können, daß die Gipfel dieser Berge oft in Wolken gehüllt sind, die Blitz und Donner entsenden, während die benachbarten Prärien hell und friedlich im Sonnenschein erstrahlen, so halten sie das Gebirge für die Wohnung der Donnergeister, die Stürme und Gewitter hervorrufen. Deshalb hängen sie an Felsen und Bäumen Opfergeschenke auf, die bestimmt sind, die unsichtbaren „Götter der Berge" zu erweichen und gutes Jagdwetter zu schaffen. Auch den Echos dieser felsigen Abgründe legen sie eine besondre Bedeutung bei; doch mag

dieser Aberglaube auch aus einer natürlichen Erscheinung dieser merkwürdigen Natur hervorgegangen sein. Selbst bei stillstem, schönstem Wetter und zu allen Tages- und Nachtzeiten hört man in diesen Bergen dröhnendes, wiederholt aufeinanderfolgendes Donnergetön, das lebhaft an Geschützfeuer erinnert. Auch im Felsengebirge gibt es dieselbe Erscheinung, und die Indianer schreiben sie dem Bersten der in den Bergen verborgenen reichen Silberadern zu.

Wie es auch immer mit den übernatürlichen Einflüssen in diesen Bergen stehen mag, jedenfalls wurde es der Expedition sehr schwer, die natürlichen Hindernisse zu überwinden. Sooft man auch versuchte, einen Paß oder einen Durchgang zu finden, immer wieder mußte man vor unersteigbaren Felswänden umkehren. Auch die Tierwelt dieser Gegenden war anders als die bisherige. Der Blacktail-Hirsch floh beim Nahen der Expedition in langen Sätzen talaufwärts, während das Bighorn- oder Argalischaf furchtlos von den Felsschroffen herabblickte und fröhlich von Stein zu Stein hüpfte.

Da es nicht gelingen wollte, das Gebirge zu übersteigen, zog Hunt in südwestlicher Richtung an seinem Rande entlang, denn er hoffte noch immer einen Durchgang zu finden. Eines Abends wurde das Lager zu verhältnismäßig früher Stunde am Rande eines herrlich klaren, binsenreichen Teiches in einem engen Tal aufgeschlagen, dessen Dickichte den Wandrern wilde Kirschen, Johannisbeeren und gelbe und rote Stachelbeeren in Hülle und Fülle boten. Während der Zubereitung des Abendessens bestieg Hunt einen nahegelegenen Hügel und hatte von dort aus einen weiten Ausblick über die von zahllosen Büffeln belebte Ebene. Fern im Westen ragte eine hohe Bergkette mit schneebedeckten Gipfeln in den klaren Himmel empor, die er für die Bighorn-Berge hielt.

Bei seiner Rückkehr ins Lager fand er die kanadischen Voyageurs in einiger Erregung und Besorgnis vor, denn sie hatten beim Durchstreifen der Dickichte verschiedene Spuren von Grislybären gefunden, die sich ohne Zweifel durch die Früchte angezogen fühlten. Sie wurden von Schrecken erfaßt, als sie merkten, daß sie sich an einem Lieblingsaufenthalt dieses gefürchteten Tieres befanden, und machten während der Nacht kaum ein Auge zu, weil sie bei dem geringsten Laut angstvoll zusammenfuhren.

Der Grislybär ist der einzige wirklich furchtbare Vierfüßler des amerikanischen Kontinents. Er wehrt sich, wenn man ihn angreift, und macht, wenn er Hunger hat, auch wohl selbst den Angreifer.

Ist er verwundet, so gerät er in Wut und verfolgt den Jäger. Er läuft ebenso schnell wie ein Mensch, vermag aber kein Pferd einzuholen. Beim Angriff richtet er sich auf den Hinterbeinen auf und springt die Länge seines eignen Körpers. Wehe dem Roß oder Reiter, der in den Bereich seiner furchtbaren Klauen kommt, die bis zu zweiundzwanzig Zentimeter lang werden und alles zerreißen, was sich ihnen bietet.

In damaliger Zeit gab es am Missouri und im Unterlande noch viele Bären, und die Jäger des fernen Westens erzählen mit Vorliebe von ihnen. Indianer sowohl wie Weiße betrachten den Bären als das eines Helden würdigste Wild.

Die Reisenden zogen nun zwei Tage lang auf einem Höhenrücken entlang, der die Wasserscheide zwischen Missouri und Yellowstone bildet. Sie richteten sich dabei nach den fernen Berggipfeln, die ihrer Ansicht nach zum Bighorn-Gebirge gehörten.

Am 22. August stießen sie auf die Fährte einer zahlreichen Menschenschar. Rose und andre Jäger betrachteten sie auf das eingehendste und kamen überein, daß es eine Bande von Krähenindianern sei, die von der alljährlichen Handelsexpedition zu den Mandans zurückkehre. Da diese Fährte eine bequemere Wandrung verhieß, folgte man ihr über steile Berge und durch zerrissene Schluchten.

Am 30. August endlich erreichte man den Fuß des Gebirges: es waren wirklich die Bighorn-Mountains, ein Teil von dem ungeheuren System der Rocky Mountains, die sich mitten aus den Prärien erheben, die Gewässer des Großen und des Atlantischen Ozeans voneinander scheiden und mit Recht das Rückgrat von Nordamerika genannt worden sind.

Die Indianer betrachten dieses riesige Gebirge mit scheuer, abergläubischer Ehrfurcht. Sie nennen es den „Kamm der Welt" und glauben, daß Wacondah oder der Herr des Lebens, wie sie das Höchste Wesen nennen, zwischen diesen erhabenen Gipfeln seinen Wohnort aufgeschlagen habe. Die Stämme der östlichen Prärien nennen sie „die Berge der sinkenden Sonne", und einige von ihnen glauben, daß sich ihr ideales Paradies, „die ewigen Jagdgründe", inmitten dieser Berge befinde. Auch das „Land der Seelen" soll dort sein, in welchem die „Städte der freien und großmütigen Geister" liegen, wo alle, die dem Herrn des Lebens zu Gefallen gelebt haben, nach dem Tode in Freuden und Wonnen schwelgen.

Die Expedition befand sich jetzt in der Nähe der Gebirgsgegenden,

in denen die Krähenindianer hausten. Diese räuberischen Wilden liegen beständig irgendwo am Saum des Gebirges auf der Lauer, und selbst wenn sie einmal in einer tiefen, abgelegenen Schlucht ein Lager bezogen haben, stehen ihre Kundschafter fortwährend auf Klippen und Vorbergen Posten, wo sie alles erspähen können, was sich in den umliegenden Tälern und Prärien regt, ohne selbst gesehen zu werden. Es stand nicht zu erwarten, daß die Reisenden unentdeckt durch ein so sorgsam bewachtes Land hindurchgelangen würden, und wirklich hatten sie sich an diesem Abend noch nicht lange am Fuße der Bighorn-Berge gelagert, als man zwei spärlich mit Fellen bekleidete, aber wohlbewaffnete Geschöpfe auf ebenso wild aussehenden Pferden langsam und vorsichtig zwischen den Felsen herankommen sah. Man hätte sie für zwei jener furchterregenden bösen Geister der Berge aus den indianischen Sagen halten können.

Rose wurde unverzüglich ausgesandt, um mit ihnen zu sprechen und sie ins Lager einzuladen. Die beiden Reiter erwiesen sich als Kundschafter der Indianerbande, deren Fährte man seit einigen Tagen verfolgt hatte, und die jetzt in einiger Entfernung zwischen den Bergen ein Lager aufgeschlagen hatte. Sie ließen sich leicht überreden, ins Lager zu kommen, wo man sie freundlich aufnahm. Nachdem sie dort bis zu später Stunde geblieben waren, machten sie sich wieder auf, um ihren Genossen über ihre Erlebnisse und alles, was sie gesehen hatten, Bericht zu erstatten.

Kaum tagte der nächste Morgen, als auch bereits ein Trupp dieser wilden Gebirgsvagabunden mit Geheul und Geschrei ins Lager gesprengt kam, um die Weißen im Auftrage ihres Häuptlings einzuladen, ihn zu besuchen. Sofort wurden die Zelte abgebrochen und die Pferde beladen. Nach kurzer Zeit befand sich die ganze Gesellschaft auf dem Marsch. Die Indianer, die als Eskorte dienten, fanden augenscheinlich Vergnügen daran, ihre Reiterkünste zu produzieren; sie galoppierten auf ihren halbwilden Pferden hin und her und jagten sorglos zwischen den Felsen hindurch und an den gefährlichsten, zerklüftetsten Stellen hinauf und hinab.

Das Lager der Krähenindianer kam erst am Nachmittag in Sicht. Die ledernen Zelte waren am Ufer eines klaren Flüßchens aufgeschlagen, das am Fuß eines Berges entlang durch eine Wiese dahinfloß. Von der großen Anzahl von Pferden, die in der Nähe grasten, waren sicherlich viele auf Raubzügen erbeutet worden.

Der Häuptling kam seinen Gästen mit lebhaften Freundschafts-

beteuerungen entgegen und führte sie ins Lager, indem er ihnen gleichzeitig eine geeignete Stelle zum Aufschlagen ihrer eignen Zelte zeigte. Sobald dies geschehen war, ließ Hunt einige Ballen öffnen und schenkte dem Häuptling eine rotwollene Decke und eine gehörige Portion Kugeln und Pulver; auch überreichte er ihm Schmuckgegenstände, Messer und Tabak zum Verteilen unter seine Krieger. Dies alles schien den grimmen Potentaten einstweilen sehr zu befriedigen. Da die Krähenindianer indessen für außerordentlich falsch gelten und ebenso unverbesserliche Freibeuter sind wie die Vögel, nach denen man sie so treffend benannt hat, und da sie bekanntermaßen keine Freunde der Weißen sind, so befleißigte man sich im Verkehr mit ihnen der äußersten Vorsicht.

Der nächste Tag wurde damit verbracht, Felle von den Indianern einzuhandeln und lahme und erschöpfte Pferde gegen gesunde und frische umzutauschen. Einige von Hunts Leuten kauften sich auch auf eigne Rechnung Pferde, so daß man jetzt im ganzen über einhundertundeinundzwanzig gute und brauchbare Tiere verfügte.

Sobald ihr Bedarf gedeckt war, stellten die Weißen jeden weiteren Handel ein, was die Indianer so verdroß, daß sie immer wieder darauf drangen, Geschäfte zu machen, und schließlich einen unverschämten und drohenden Ton anschlugen. Alles dies wurde von Hunt dem verräterischen Einfluß des Dolmetschers Rose zugeschrieben, und er sprach den Verdacht aus, daß dieser zur Förderung seiner eignen übeln Pläne den Groll der Wilden zu nähren bemüht sei. M'Lellan beschloß sofort in seiner rücksichtslos energischen Weise, den treulosen Menschen beim ersten Anzeichen von Verrat ohne weiteres über den Haufen zu schießen. Es geschah jedoch nichts der Art. Die Indianer waren vermutlich durch das ruhige, aber entschlossene Verhalten und die stetig bewaffnete Wachsamkeit der Weißen eingeschüchtert, und Rose mochte eingesehen haben, daß man ihm mißtraute, und daß er sich durch Ausführung seiner verräterischen Pläne womöglich ins Verderben stürzen würde.

Am nächsten Morgen in aller sonnigen Frühe trat Hunt die Weiterreise an. Er verabschiedete sich aufs feierlichste von dem Häuptling und seinen landstreicherischen Kriegern und empfahl ihnen, der vorhergegangenen Verabredung gemäß, seinen Dolmetscher Rose zu geneigtem Wohlwollen; da dieser einst unter den Flußpiraten des Missouri eine Rolle gespielt hatte, ließ sich annehmen, daß er mit der Zeit auch unter den Landpiraten des Felsengebirges zu

hohem Ansehen gelangen werde. Tatsächlich wurde der nichtswürdige Mensch mit offnen Armen in den Stamm der Krähenindianer aufgenommen und schien selbst mit dieser Wendung seines Lebens sehr zufrieden zu sein. Er fühlte sich vielleicht wohler unter Wilden als unter Weißen.

Hunt, der sich herzlich freute, von diesem treulosen Menschen befreit zu sein, setzte seinen Marsch nun in südlicher Richtung am Rande des Gebirges entlang fort, denn er hoffte noch immer, einen gangbaren Weg durch die Berge zu finden. Als sich aber bis zum Abend keiner gefunden hatte, schlug er an einem Gebirgsbach das Lager auf. Die grünen Wiesen, die diese Bäche einfassen, pflegen besonders reich an Wild zu sein, und die Jäger erlegten denn auch mehrere feiste Elche, die das Lager mit frischem Fleisch versorgten. Weniger angenehm berührte es die Reisenden, als plötzlich ein paar Krähenindianer auftauchten, die nicht zu der eben verlassenen, sondern zu einer andern Bande gehörten. Das Bewußtsein, auf allen Seiten von so gefährlichen Nachbarn umringt und dabei noch immer im Bereich des Verräters Rose und seiner Spießgesellen zu sein, nötigte Hunt und seine Leute, unausgesetzt auf der Hut zu sein und auch bei Nacht sorgsame Wacht über ihre Pferde zu halten.

Als das Gebirge sich auch am 3. September noch immer als unzugänglich und unübersteigbar erwies, und alle Versuche in dieser Richtung vorzudringen, durch Felswände, Abgründe und überdies durch Wassermangel vereitelt worden waren, sah sich Hunt gezwungen, wieder zu dem Flüßchen zurückzukehren, an welchem man die vorige Nacht verbracht hatte.

Zum allgemeinen Erstaunen erschien am nächsten Morgen Edward Rose in Begleitung einiger indianischer Genossen im Lager. Sein unwillkommener Besuch erregte erneutes Mißtrauen, doch er erklärte, er sei nur im Auftrag des „Häuptlings der Krähen" gekommen, der gehört habe, daß sie eine verkehrte Richtung eingeschlagen hätten, und ihn und seine Begleiter schicke, um ihnen einen näheren und besseren Weg durchs Gebirge zu zeigen.

Da ihnen bei ihrer Ratlosigkeit nichts andres übrig blieb, machten die Reisenden sich unter dieser recht unbehaglichen Eskorte auf den Weg. Sie waren noch nicht weit gekommen, als sie auf die ganze Bande von Krähenindianern stießen, die, wie sich jetzt herausstellte, denselben Weg wie sie hatten. Die beiden Kavalkaden von Weißen und Rothäuten marschierten nun also gemeinschaftlich weiter und

boten einen barbarischen und malerischen Anblick, als sie mit ihren mannigfachen Waffenausrüstungen und Bekleidungen und langen Zügen von Packpferden durch zerrissene Schluchten und über Felsen hinauf- und hinabzogen.

Die Weißen hatten dabei wieder Gelegenheit, die Reitkunst dieses Reiterstammes zu bewundern. Mann, Weib und Kind — alles war beritten, denn die Krähenindianer haben einen solchen Überfluß an Pferden, daß niemand zu Fuß zu gehen braucht. Die Kinder sitzen wie kleine Kobolde zu Pferde. Eins von ihnen war noch so klein, daß es noch nicht sprechen konnte. Es war auf einem zweijährigen Hengstfohlen festgebunden, führte die Zügel mit instinktivem Geschick und brauchte die Peitsche mit echt indianischer Verschwendung. Hunt erkundigte sich nach dem Lebensalter dieses kindlichen Jockeis und erhielt die Antwort, daß er „zwei Winter gesehen habe". Das klingt wie eine Verwirklichung der Zentaurenfabel, und es ist kein Wunder, daß alle diese Wilden so hervorragende Reiter sind, da sie sozusagen im Sattel groß geworden und von klein auf geradezu mit ihrem Reittier verwachsen sind.

Die Gebirgspässe waren sehr steil und beschwerlich, und die schwerbeladenen Pferde hatten es nicht leicht. Die Reisenden kamen daher nur langsam vorwärts und wurden allmählich von den Indianern weit zurückgelassen. Es scheint nebenbei mehr als wahrscheinlich, daß Hunt den Marsch absichtlich verzögerte, um seine unzuverlässigen Reisegefährten loszuwerden. Jedenfalls fühlte er sich sehr erleichtert, als er die ganze Bande mitsamt dem Verräter Rose zwischen den Windungen der Felsklüfte verschwinden sah und das letzte Geheul der Wilden in der Ferne ersterben hörte.

Als man sie glücklich ganz aus dem Gesicht verloren hatte, beschloß er an den Quellen eines Flusses das Lager aufzuschlagen. Hier blieben die Reisenden auch noch den ganzen nächsten Tag, um den Indianern Zeit zu lassen, ihnen weiter vorauszukommen.

Am nächsten Morgen wurde der Marsch wieder angetreten. Er führte durch rauhe Gebirgsgegenden, die jedoch stellenweise durch enge grüne Täler mit kristallklaren Quellen, Tannengruppen und leuchtendem Blumenflor unterbrochen wurden. Bei dem frostigen Wetter waren diese lieblichen grünen Winkel sehr erquickend für den Wandrer.

Im Laufe des Morgens wand sich der Zug gerade durch eine lange Schlucht hindurch, als oben auf dem Felsen eine kleine Schar von Wilden auftauchte, die vorsichtig herabspähten, ehe sie sich heran-

wagten. Einige von ihnen ritten auf reichgeputzten Pferden mit Zügeln und Halftern aus Büffelhaut, deren eines Ende auf der Erde entlang schleifte. Es stellte sich heraus, daß man es mit Flachköpfen und mit Schoschonen (oder Snakes) zu tun hatte, einem Stamm, mit dem die Reisenden bisher noch nicht zusammengekommen waren.

Diese Flachköpfe dürfen nicht mit den gleichnamigen Anwohnern des Columbia verwechselt werden; sie haben nichts mit ihnen zu tun, und auch die Sitte des Plattdrückens der Köpfe ist ihnen nicht bekannt. Sie werden als gutmütige, gastfreie Menschen beschrieben, die sich von Weißen sowohl als von Rothäuten leicht betrügen ließen und viel unter den kühnen Pferderäubern des Stammes der Schwarzfüße zu leiden hatten.

Die Schoschonen sind ein Nebenzweig des einst so mächtigen und wohlhabenden Stammes der Snakes (oder Schlangen), denen ehemals die herrlichen Jagdgebiete an den oberen Nebenflüssen des Missouri mit ihrem Überfluß an Büffeln und Bibern gehörten. Sie wurden häufig durch Einfälle der Schwarzfüße in diese Jagdgebiete beunruhigt, setzten ihnen aber mutigen und hartnäckigen Widerstand entgegen. Aus diesen Grenzstreitigkeiten ging eine andauernde, blutige Fehde hervor, in der bald der eine, bald der andre Stamm vom Glück begünstigt war. Doch als die Hudson Bay Kompagnie ihre Handelsverbindungen immer weiter in das Innere erstreckte, trat sie auch mit den Schwarzfüßen in Beziehung und verkaufte ihnen Feuerwaffen. Die Snakes, die vielfach mit den Spaniern handelten, versuchten, von diesen Gewehre zu erlangen; aber die spanischen Händler waren zu verständig, um die Wilden mit solchen Waffen zu versehen. Nun hatten die Schwarzfüße ein großes Übergewicht. Sie vertrieben die armen Snakes mit Leichtigkeit aus ihrem geliebten Jagdgebiet und drängten sie immer weiter zurück, bis sie gezwungen waren, in den abgelegensten Schlupfwinkeln des Felsengebirges Zuflucht zu suchen. So wurden die Snakes allmählich zu einem verarmten Stamm, der sich an entlegenen Flüssen aufhielt und von Fischen nährte. Diejenigen, die noch im Besitz von Pferden sind und gelegentlich auf Jagd gehen, werden Schoschonen genannt; aber es gibt noch eine ganz elende und verachtete Klasse, die man als „Wurzelesser" zu bezeichnen pflegt. Das ist eine scheue, einsame Rasse, die sich gleich Gnomen in den entlegensten Gebirgsgegenden aufhält, in Höhlen und Klüften wohnt und in der Hauptsache von Pflanzenwurzeln lebt.

Die Schoschonen, die noch „Rosse reiten und Waffen tragen", sind etwas kühner von Geist und unternehmender in ihren Wandrungen. Wenn im Herbst der Lachs aus den Flüssen verschwindet und der Hunger sich meldet, wagen sie sich sogar in die alten Jagdgründe hinab, um einen Raubzug auf Büffel zu machen. Bei diesen gefährlichen Ausflügen schließen die Flachköpfe sich ihnen gewöhnlich an, denn die Verfolgungen der Schwarzfüße haben bewirkt, daß die unglücklichen mißhandelten Stämme fest zusammenhalten. Trotzdem gehen sie bei diesen Unternehmungen mit Furcht und Zittern zu Werke, und es soll vorkommen, daß fünfhundert bewaffnete Krieger die Berge besetzen und Umschau halten, während nur fünfzig unten auf der Prärie der Jagd obliegen. Sobald sie aber einen genügenden Fleischvorrat für den Winter erlegt und gedörrt haben, beeilen sie sich, in die Berge zurückzukehren, und sind froh, wenn ihnen die gefürchteten Schwarzfüße nicht nachjagen.

Einer solchen Schar von vereinigten Schoschonen und Flachköpfen waren die Reisenden diesmal begegnet. Sie befand sich auf dem Wege zu einem befreundeten Stamm am Nebraskafluß und hatte sich so schön herausgeputzt, wie ihre armseligen Mittel es erlaubten; einige von den Schoschonen hatten sogar mit Federn und ledernen Fransen verzierte Büffelhautschilde, die in ihren Augen gefeit sind, weil ihre „Medizinmänner" sie unter Beobachtung geheimnisvoller Zeremonien angefertigt haben.

Die Expedition befand sich jetzt inmitten der zweiten Bergkette des Bighorn-Gebirges und erreichte am Abend des 9. September den nördlichen Arm des Bighorn- oder Windflusses, den sie fünf Tage lang verfolgte, nachdem sie einen ganzen Tag über mit den Indianern zusammen marschiert und dann im besten Einvernehmen von ihnen geschieden war.

Hunt hatte eigentlich auf Anraten der Jäger, die ihm als Führer dienten, beschlossen, den Bighornfluß weiter zu verfolgen, da ihm versichert wurde, man brauche dann nur eine einzige Bergkette zu übersteigen, um zu den Quellen des Columbiaflusses zu gelangen. Da der Wildmangel aber immer bedenklicher wurde, kam er zu der Überzeugung, daß ihnen in diesen öden und unfruchtbaren Bergen wohl gar eine Hungersnot drohe, und daß er daher eine andre Richtung einschlagen müsse. So wandte er denn dem Fluß den Rücken und marschierte auf einer vielbegangenen Indianerfährte nach Südwesten zu.

Im Laufe des Tages erreichte man eine Höhe, die eine endlose Aussicht gewährte. Hier blieb einer der Führer stehen, betrachtete

die ungeheure Landschaft mit aufmerksamen Blicken und deutete dann auf drei ferne schneebedeckte Berggipfel, indem er verkündete, daß diese sich dicht bei einem Arm des Columbia erhöben. Die Reisenden begrüßten sie mit derselben Freude, mit welcher Seeleute nach langer gefahrvoller Fahrt einen Leuchtturm begrüßen. Es lag freilich noch ein weiter und beschwerlicher Weg zwischen ihnen und den schneeglitzernden Wegweisern, aber immerhin war es doch ein Zeichen, daß der Columbia in erreichbarer Entfernung lag. Diese drei Berggipfel sind unter dem Namen der Tetons oder Pilot Knobs bekannt.

Man befand sich jetzt schon in so beträchtlicher Höhe, daß an manchen Stellen Schnee lag. Die Reisenden hielten jedoch die eingeschlagene Richtung inne und erreichten endlich den ersten Fluß, dessen Gewässer nach Westen flossen; es war ein Arm des in den Golf von Kalifornien mündenden Colorado, der Spanish River. Der Anblick dieses Flusses und seiner Umgebung wirkte erquickend auf die Herzen der wegmüden und hungrigen Reisenden. Die Flußufer waren grün, und nach allen Seiten verliefen grasbewachsene Täler mit friedlich weidenden Büffelherden ins Gebirge. Die Jäger machten sich eiligst auf und kehrten bald mit Beute beladen ins Lager zurück.

Am 17. verfolgte man den Lauf des hier nach Südwesten fließenden Stromes. Es wimmelte geradezu von Enten und Gänsen, und an vielen Stellen fanden sich auch Spuren von Bibern und Fischottern. In der Tat näherte man sich jetzt den Gegenden, in denen ein Überfluß von diesen für den Pelzhändler so kostbaren Tieren herrschen sollte. Am nächsten Morgen wurde eine nordwestliche Richtung eingeschlagen. Eine kurze Rast führte die Reisenden zu einem kleinen Nebenfluß des Spanish River, der hier aus dem Innern der Berge hervortritt und sich durch grüne Wiesen schlängelte, auf welchen zahlreiche Büffel weideten. Da anzunehmen war, daß man diese Tiere so bald nicht wieder zu Gesicht bekommen werde, machte man hier halt, um mehrere Tage zu jagen und einen Vorrat an gedörrtem Büffelfleisch anzusammeln, der bis zur Ankunft am Columbia vorhalten würde, wo man sich dann von Fischen nähren zu können hoffte. Außerdem bedurften Menschen und Pferde der Ruhe, denn sie hatten in den letzten siebzehn Tagen über steiles und ödes Gebirge hinüber eine Entfernung von zweihundertsechzig englischen Meilen zurückgelegt.

Auf diesem freundlichen Fleck Erde verbrachten Hunt und seine Gefährten fünf Tage. Die Jäger richteten ein großes Blutbad unter den Büffeln an und brachten Unmengen von Fleisch ins Lager; die

Voyageurs waren emsig am Feuer tätig, brieten und schmorten für gegenwärtige Zwecke und dörrten Vorräte für die Reise; die ihrer Bürden entledigten Packpferde wälzten sich im Gras oder weideten auf den üppigen Wiesengründen; diejenigen Mitglieder der Expedition, an deren Dienste man keine Ansprüche stellte, genossen die Wonne vollkommener Ruhe.

Auf einem ihrer Ausflüge erblickten die Jäger eine kleine Indianerschar, die sofort voller Schrecken die Flucht ergriff. Sie kehrten unverzüglich ins Lager zurück, um es zu melden, worauf Hunt und vier andre sich aufs Pferd warfen und sich auf einen Rekognoszierungsritt begaben. Nach einiger Zeit stießen sie auf eine wilde Gebirgsszene. Eine Büffelherde jagte in rasendem Galopp durch ein von steilen Höhen umgebenes grünes Tal, und hinter ihnen her sprengte in voller Jagd eine Bande von Wilden und überschüttete sie mit einem Regen von Pfeilen. Das Erscheinen der Weißen machte der Jagd sofort ein Ende. Die Büffel rannten nach einer Richtung davon, und die Indianer schwangen ihre Peitschen und galoppierten nach der andern von dannen, so rasch ihre Pferde laufen konnten. Hunt setzte den Wilden nach; es war eine arge Hetzjagd, die aber nicht lange dauerte. Zwei junge, nicht sonderlich gut berittene Indianer waren bald überholt. Sie waren in tödlicher Angst und hielten sich augenscheinlich für verloren. Allmählich verging ihre Furcht ein wenig unter der freundlichen Behandlung; aber sie fuhren fort, die Fremden mit einem Gemisch von Scheu und Verwundrung anzustarren, denn sie hatten noch nie in ihrem Leben einen Weißen gesehen.

Sie gehörten zu einer Bande von Schlangenindianern, die über das Gebirge herübergekommen war, um wie alljährlich im Herbst auf Jagd zu gehen und sich Fleischvorräte für den Winter zu verschaffen. Nachdem sie sich endlich von den friedfertigen Absichten der weißen Männer überzeugt hatten, erklärten sie sich bereit, sie zu ihrem Lager hinzuführen. Es war in einem engen Tal am Ufer eines Baches aufgeschlagen. Die Zelte aus gegerbten Fellen waren zum Teil phantastisch bemalt und von weidenden Pferden umringt. Die Ankunft der Fremden erregte im ersten Augenblick großen Schrecken, denn diese armen Wilden waren stets darauf gefaßt, von grausamen Feinden überfallen zu werden. Doch kaum gewahrten sie die Hautfarbe ihrer Gäste, als ihre Befürchtungen sich auch schon in Freude verwandelten, denn einige von ihnen hatten bereits mit Weißen gehandelt und wußten, daß sie ihnen freundlich gesonnen waren und reiche Schätze an wertvollen Waren mit sich zu führen pflegten. Sie

Krähenindianer.

hießen sie daher freudig in ihren Zelten willkommen, setzten ihnen Speise und Trank vor und bewirteten sie so gut es ihnen möglich war.

Ihre Jagd war sehr ergiebig gewesen, und das Lager war voll von auserlesenem und außerordentlich fettem gedörrtem Büffelfleisch. Hunt kaufte ihnen einen solchen Vorrat davon ab, daß sämtliche Pferde, bis auf die für die Teilhaber und Pierre Dorions Squaw bestimmten, damit beladen werden konnten.

Da er nun so reichlich mit Vorräten versehen war, brach Hunt das Lager am 24. ab und setzte seinen Marsch gen Westen fort. Nachdem sie etwa fünfundzwanzig Kilometer zurückgelegt hatten, erreichten sie ein Wasser, das einer der Führer als einen Quellarm des Columbia erkannte. Sie verfolgten seinen Lauf zwei Tage lang, in denen er allmählich zu einem kleinen Fluß wurde. Seiner vielfachen Windungen wegen waren sie mehrfach genötigt, ihn zu durchwaten, wobei die Leute sehr oft durch die Gewalt seines Stromes beinahe umgerissen wurden. Die Berge traten manchmal so nahe ans Wasser heran, daß man genötigt war, über die Felsvorsprünge hinauf und hinab zu klettern oder an den Felswänden entlang zu gehen, wo man kaum Fuß zu fassen vermochte. Die Pferde stürzten mehrmals auf sehr gefährliche Weise; eins rollte mit seiner Ladung einen zweihundert Fuß hohen Abhang hinab, ohne indessen irgendwelchen Schaden zu nehmen. Endlich nahm dies steile Defilee ein Ende, und nun ging es eine Zeitlang durch eins der finstern Gebirgstäler hindurch. Hier floß der kleine Strom mit einem größeren und reißenderen zusammen, und die vereinigten Gewässer tosten nun mit solcher Gewalt durch das Tal, daß man den Strom mit Recht den Mad River (Rasender Fluß) getauft hat. Die Reisenden bezogen am Vereinigungspunkte der beiden Flüsse ein Lager. Ein großer Teil ihrer beschwerlichen Reise lag nun hinter ihnen, denn nicht weit von ihrem Lagerplatze strebten die schneebedeckten Gipfel der Tetons zum Himmel empor, die ihnen Wochen hindurch als Wegweiser in diesen wilden Gebirgsgegenden gedient hatten. Zu ihren Füßen strömte der Mad River, der hier breit genug war, um die Schiffahrt mit Kanoes zu gestatten, und auf dem sie vielleicht bis zum Columbia hinabfahren konnten.

Nun das ungeheure Hindernis des Felsengebirges überwunden war, konnte der Rest der Reise ihrer Ansicht nach nur noch in einem bequemen Bergabwandern bestehen. Die Armen ahnten nichts von den Strapazen und Entbehrungen, die sie noch in der zwischen ihnen und dem Großen Ozean gelegenen furchtbaren Wildnis durchmachen sollten.

Indianerlager.

VI.

Ankunft in Henrys Fort — Bau von Kanoes — Herr Miller geht unter die Trapper — Die Wasserfahrt beginnt — Der erste Unglückstag — Traurige Lage der Reisenden — Teilung der Expedition — „Caches" — Mühsame Fußwandrung unter Hunt und Crook — Die ängstlichen Schlangenindianer — Der ungünstige Pferdekauf — Unerwartetes Zusammentreffen — Krankheit Crooks — Der Kampf um Dorions Mähre — Wahnsinn Prevosts — Abschied vom Schlangenfluß — Der Columbia ist erreicht — Freudenfest in Astoria.

Am Ufer des Mad River hielt Hunt eine Beratung mit den andern Teilhabern über die Art und Weise ihrer weiteren Reise ab. Die heftige Strömung des Flusses ließ es ihm zweifelhaft erscheinen, ob man nicht weiter unten auf so große Schwierigkeiten und Hemmnisse stoßen werde, daß die Schiffahrt nicht nur zeitraubend und gefährlich, sondern geradezu unmöglich sein werde. Die Jäger, die bisher als Führer gedient hatten, wußten nichts Näheres über den Lauf des unteren Flusses; sie vermochten nicht zu sagen, was für Klippen, Wirbel und Sandbänke ihn versperrten und durch welche Gebirge und Wüsten er hindurchfließen werde. War es daher ratsam, die Pferde im Stich zu lassen und sich in zerbrechlichen Kanoes diesen wilden und unbekannten Gewässern anzuvertrauen? Oder tat man besser, die mühevollere und langwierige, aber vielleicht sichere Reise zu Lande vorzuziehen?

Wie es nicht anders zu erwarten stand, stimmten alle für die Wasserreise; wenn man sich in Not befindet, erscheint eben jede Veränderung wünschenswert. Jetzt handelte es sich darum, Bäume von genügender Größe für die Herstellung von Kanoes zu finden, denn in diesen hohen Gebirgsregionen gab es nur niedrige buschartige Tannen, Zedern, Espen, Weißdorn, Spierlingsvogelbeeren und eine kleine Pappelart mit weidenähnlichen Blättern. Eine eigenartige große Tanne war zwar vorhanden, aber so verästelt, daß sie Axt und Säge gefährdete. Nachdem man eine Zeitlang gesucht hatte, fand sich weiter unten am Flusse ein Baumwuchs von genügender Größe, und dorthin wurde nun das Lager verlegt.

Die Leute wurden angewiesen, Bäume zu fällen, und bald hallten die Berge vom ungewohnten Klange der Äxte wider. Während diese Vorbereitungen ihren Fortgang nahmen, entsandte der immer noch zweifelnde Hunt eine kleine Forschungsexpedition flußabwärts, um den Lauf und die Beschaffenheit des Mad River zu erkunden. Er wählte dazu John Reed, den Buchhalter, den Jäger John Day und Pierre Dorion.

Nachdem diese drei gegangen waren, beschäftigte er sich mit einer andern ebenfalls sehr wichtigen Angelegenheit. Man befand sich jetzt an den Quellen des Columbia, einem der Hauptpunkte, die Astor bei dem ganzen Unternehmen ins Auge gefaßt hatte. Man sagte, daß diese oberen Flußarme sehr reich an Bibern und noch nicht von weißen Trappern ausgebeutet wären. Es schien daher ratsam, hier mit der Entsendung jener Gruppen von Biberjägern zu beginnen, die von solchen Expeditionen in der Wildnis ausgesetzt zu werden pflegen. Man wählte dazu vier Männer namens Carson, St. Michel, Détayé und Delaunay. Solche Trapper ziehen in der Regel paarweise aus, um einander auf ihren einsamen und gefahrvollen Ausflügen gegenseitig beizustehen. So taten sich denn Carson und St. Michel und Détayé und Delaunay zusammen. Sie wurden mit Fallen, Waffen, Munition, Pferden und andern Erfordernissen ausgerüstet und sollten am Mad River und den benachbarten Flüssen auf Beute ausgehen. Hatten sie nach einigen Monaten einen genügenden Vorrat von Fellen angesammelt, so sollten sie ihre Pferde damit bepacken und sich nach der Columbiamündung oder irgendeiner andern bis dahin gegründeten Niederlassung der Kompanie begeben. Sie verabschiedeten sich also von ihren Kameraden und machten sich furchtlos und heiter auf den Weg, denn für sie hatten diese Unternehmungen in der Wildnis keinerlei Schrecken.

Kaum waren diese Trapper entlassen, als zwei Schlangenindianer im Lager erschienen. Als sie sahen, daß die Weißen Kanoes herstellten, schüttelten sie die Köpfe und gaben ihnen zu verstehen, daß der Fluß nicht schiffbar sei. Ihre Versicherungen fanden jedoch keinen Glauben, denn die meisten Mitglieder der Expedition hatten es sich nun einmal fest in den Kopf gesetzt, die Reise zu Wasser fortzusetzen. Doch bald kehrten auch die drei Männer zurück, die den Flußlauf erforscht hatten, und bestätigten die Angaben der Indianer. Sie waren unter großen Beschwerden zwei Tage lang am Fluß entlang gewandert und berichteten, daß er schmal, vielfach gekrümmt und so eng von Felsen eingefaßt sei, daß die Ufer oft nichts weiter als jähe Abgründe wären; dabei sei er reich an Wirbeln und Stromschnellen. Von einem hohen Berge aus hatten sie gesehen, daß der Charakter des Flußlaufs auf weite Entfernung derselbe blieb, und hatten es daher für unnötig gehalten, ihre Forschungen noch weiter fortzusetzen.

Diese übereinstimmenden Angaben bewogen Hunt, den Mad River aufzugeben und einen schiffbaren Fluß aufzusuchen. Sein Entschluß wurde von all seinen Gefährten mit Ausnahme von Miller gebilligt, denn dieser Herr fühlte sich nicht wohl und war deshalb dafür, die Strapazen des Marsches zu vermeiden und in Kanoes weiterzufahren. Er war überhaupt seit einiger Zeit gereizt und verdrießlich, weil er seiner Ansicht nach keine genügend hervorragende Rolle spielte. Aber seine unverständigen Einwendungen blieben unbeachtet, und man begann, sich auf die Fortsetzung des Marsches vorzubereiten.

Robinson, Hoback und Rezner, die bisher als Führer gedient hatten, machten nun den Vorschlag, die Richtung nach der kürzlich von Henry gegründeten Niederlassung der Missouri-Kompanie einzuschlagen, die ihrer Ansicht nach irgendwo in der Nähe sein mußte. Dieses Fort lag an einem oberen Arm des Columbia, und sie waren der Ansicht, daß dieser sich als schiffbar erweisen werde.

Als man die beiden Indianer um Rat fragte, erklärten sie, daß es ihnen ein leichtes sein werde, die Weißen nach jener Station zu führen, und zu Millers größtem Mißvergnügen wurde ihr Anerbieten angenommen.

Das Lager wurde nun am 4. Oktober abgebrochen, und als erstes wurde der Fluß passiert, wobei das Wasser bis an die Gurte der Pferde reichte. Der Weg führte nun über einen hohen Berg, dessen Überwindung mehrere Tage in Anspruch nahm, und darauf über verschiedene, von Nebenflüssen des Mad River bewässerte Ebenen.

Am Abend des 8., nach einem kalten, beschwerlichen Tage mit starkem Wind und wiederholtem Schneegestöber, trafen sie auf der ersehnten Station Henrys ein. Sie war jedoch verlassen, da Henry schon im Frühling über die Berge zurückgekehrt war und sich, wie man nachher erfuhr, wenige Tage nach Hunts Trennung von Manuel Lisa bei diesem eingefunden hatte.

Die erschöpften Reisenden ergriffen voller Freuden von den leeren Blockhäusern Besitz und begaben sich alsbald an die Arbeit, Kanoes zu bauen, wozu Holz in Hülle und Fülle vorhanden war. Der Fluß hatte etwa eine Breite von hundert Metern und schien sich zur Schifffahrt zu eignen. Da man die Pferde hier zurücklassen mußte, beschloß Hunt, aus dieser verlassenen Niederlassung einen Handelsposten zu schaffen, wo sich die in der Gegend verstreuten Jäger und Trapper treffen und die Händler auf dem Wege zum Columbia Station machen konnten. Er gab den beiden Indianern von seinem Entschlusse Kenntnis und forderte sie auf, bis zur Rückkehr der Weißen hierzubleiben und für die Pferde zu sorgen, wofür er sie reichlich zu belohnen versprach. Es schien zwar ein verzweifelter Ausweg, auf Treu und Glauben zwei indianischer Landstreicher zu bauen; da die Pferde aber jedenfalls zurückbleiben mußten und sonst in die Hände der ersten vorüberziehenden Indianerhorde gefallen wären, war dies immerhin die einzige Möglichkeit, sie vielleicht einmal wiederzuerlangen.

Von hier aus wurden wieder einige Trapper entsandt, um sich dem Biber- und Otterfang zu widmen. Diesmal wurden dazu Robinson, Hoback und Rezner erwählt, die ja schon an Henrys Expedition teilgenommen hatten und die Gegend ein wenig kannten. Als sie im Begriff waren, sich von ihren Reisegefährten zu verabschieden, setzte Miller alle Welt in grenzenloses Erstaunen, indem er erklärte, sich diesen Trappern anschließen zu wollen und seine Teilhaberschaft an der Kompanie fallen zu lassen.

Hunt und die übrigen Teilhaber waren wie vom Donner gerührt und taten alles, was in ihrer Macht stand, um den eigenwilligen Menschen von seinem Vorhaben zurückzubringen. Sie stellten ihm vor, daß er sich als gebildeter Mann nicht in die harte Lebensweise eines Trappers schicken werde und daß dieses Leben überdies sehr unsichere Erträgnisse verspreche, die sich jedenfalls nicht annähernd mit den Aussichten eines Teilhabers vergleichen ließen. Hunt bat ihn aufs dringendste, doch wenigstens bis zur Mündung des Columbia mitzukommen und auf einem Schiffe der Kompanie heimzukehren,

falls er dann wirklich noch entschlossen sein sollte, die Unternehmung aufzugeben.

Es war alles umsonst! Miller erwiderte ungeduldig, man könne ihm die erforderlichen Ausrüstungsgegenstände natürlich verweigern, sein Entschluß stehe jedoch unumstößlich fest, und er werde sich auf jeden Fall den Trappern anschließen. Mit diesen Worten brach er das Gespräch ab und verweigerte jede weitere Antwort.

So sehr dieser Eigensinn die Teilhaber auch bekümmerte, so mußten sie doch einsehen, daß jeder fernere Widerspruch vergeblich gewesen wäre, und ließen es sich nun angelegen sein, ihn wenigstens auf die freigebigste Weise auszurüsten. Er bekam vier Pferde und alles, was man nur irgend bei einer derartigen Unternehmung brauchen konnte. Die beiden Indianer übernahmen es, ihn und seine Begleiter zu einem im Gebirge befindlichen Lager ihrer Stammesgenossen hinzuführen, wo man ihnen Auskunft über die biberreichsten Gegenden geben werde. Dann wollten die Indianer zu der neuen Niederlassung zurückkehren, die Hunt Fort Henry benannt hatte, und die Sorge für die von der Expedition zurückgelassenen siebenundsiebzig Pferde übernehmen. Nachdem all diese Verabredungen getroffen waren und Miller von den immer noch aufrichtig bekümmerten Teilhabern Abschied genommen hatte, traten die vier Weißen mit ihren beiden Führern die Reise an.

Während die Kanoes in Arbeit waren, streiften die Jäger in der Nachbarschaft umher, ohne indessen viel Erfolg zu haben. Ihre ganze Beute belief sich auf zwei Elche, eine Anzahl von Bibern und einige Lachsforellen von geringer Größe.

Am 18. waren die fünfzehn Kanoes fertiggestellt, und am 19. schiffte man sich ein, indem man die Pferde auf der Weide zurückließ und auf die Redlichkeit der zwei Schlangenindianer baute.

Die Strömung trug die Boote rasch von dannen, und die fröhliche Stimmung der Voyageurs, die auf dem Marsch zuweilen ein wenig nachgelassen hatte, steigerte sich bald bis zu der alten Höhe, als sie sich wieder auf dem ihnen heimischen Elemente sahen. Sie führten die Ruder mit gewohnter Geschicklichkeit, und zum erstenmal widerhallten diese Berge von den alten kanadischen Schifferliedern.

Im Laufe des Tages erreichte die kleine Flottille den Zusammenfluß des Henry und des Mad River, die so vereinigt zu einem schönen, schiffbaren Fluß von hellgrüner Farbe anschwollen, der von nun ab den Namen Snake River führt. Das Wetter war rauh,

es schneite fast unaufhörlich, und große Schwärme von Gänsen und Enten verkündeten das Herannahen des Winters. Aber die Reisenden waren frohen Muts und schmeichelten sich, indem sie flußabwärts glitten, daß sie nun bald den Columbia erreichen würden.

Am nächsten Tage wurde der Fluß zwar breiter und schöner, begann jedoch zu schäumen und zu tosen und jenen wilden Charakter anzunehmen, der für alle Gewässer westlich des Felsengebirges bezeichnend ist. Die Strömung wurde immer reißender, und es gab Stromschnellen und Gefälle zu überwinden, bei denen zwei Kanoes kenterten. Die Bemannung wurde zwar gerettet, aber ein großer Teil der Ladung ging verloren oder wurde beschädigt. Ein Kanoe trieb flußabwärts und zerschellte an den Felsen.

Einige Tage später kam man an eine besonders gefährliche Stelle, wo der Fluß sich schäumend und tobend zwischen ganz dicht zusammentretenden, fast senkrechten Felswänden hindurcharbeitete. Hier mußte man die Kanoes vorsichtig von den Klippen aus an Tauen hindurchführen, was einen großen Teil des Tages in Anspruch nahm. Und kaum hatte man sich wieder eingeschifft, als die Fahrt abermals durch rasende Stromschnellen unterbrochen wurde, die es erforderlich machten, die Ladung samt den Kanoes eine ganze Strecke über Land zu tragen. Bei diesen Tragestellen, die „Portages" genannt werden, kommen die besten Eigenschaften des kanadischen Voyageurs zur Entwicklung; da schleppt er schwere Lasten, rennt unermüdlich hin und zurück und plackt sich zu Wasser und zu Lande, über Felsen und Abgründe, durch Gestrüpp und Dornen — und das alles nicht nur ohne ein Wort der Klage, sondern mit größter Heiterkeit und Bereitwilligkeit, lachend, scherzend und singend.

Einstweilen schienen die Schwierigkeiten der Fahrt, die schon lebhafte Besorgnisse zu erregen begannen, wieder ein Ende zu nehmen, denn der Fluß wand sich jetzt zeitweise durch Prärien hin, auf denen man noch Spuren von zahlreichen Büffelherden gewahrte.

Seit der Abfahrt von Fort Henry hatte man kein menschliches Wesen und keine menschliche Wohnung gesehen; einsame, leblose Wildnis lag zu beiden Seiten des Flusses. Endlich, am 24. Oktober, kam ein Indianerdorf in Sicht, dessen Bewohner jedoch beim Anblick der Weißen voller Schrecken die Flucht ergriffen. In den Zelten gab es nichts weiter als große Mengen von winzigen Fischen, sowie Wurzeln und Samenkörner oder Korn; lauter Vorräte, die für den Winter getrocknet wurden. An Werkzeugen irgendwelcher

Art schien völliger Mangel zu herrschen; nur gute, haltbar gearbeitete Bogen und Pfeile waren vorhanden, sowie außerordentlich fest geflochtene, wasserdichte Gefäße aus Gras und Weiden.

Die armselige Habe dieser Wilden wurde natürlich von den Weißen nicht angerührt; dagegen ließ man allerlei kleine Gebrauchsgegenstände, sowie auch ein paar Messer zurück, die ohne Zweifel von den heimgekehrten Indianern mit Jubel begrüßt worden sind.

Die folgenden Reisetage verliefen ziemlich günstig, aber der 28. Oktober war ein Unglückstag. Der Fluß zeigte sich wieder reißender und voller Strudel, so daß es der größten Umsicht und Geschicklichkeit bedurfte, die Kanoes hindurch zu steuern. Crooks saß in dem zweiten Boot und hatte als Steuermann einen der älteren und erfahrensten Voyageurs namens Antoine Clappine. Das führende Kanoe war glücklich zwischen den tosenden Wirbeln hindurchgeglitten; doch als das seinige nachfolgte, bemerkte Crooks, daß es sich einem Felsen näherte. Er rief es dem Steuermann zu; aber seine warnende Stimme verhallte ungehört oder unbeachtet. Im nächsten Augenblick schon prallten sie gegen den Felsen. Das Kanoe zerbrach und kenterte. Crooks und einer seiner Gefährten flogen in die schäumende wirbelnde Flut hinaus, vermochten sich aber durch angestrengtes Schwimmen ans Ufer zu retten. Clappine und zwei andre klammerten sich an das zertrümmerte Boot und wurden gegen eine Klippe getrieben. Das Wrack schlug mit einem Ende gegen den Felsen, drehte sich um sich selbst und schleuderte den armen Clappine in den reißenden Strom, wo er fortgerissen wurde und ertrank. Seinen Kameraden gelang es, sich auf der Klippe in Sicherheit zu bringen und von dort aus eins der andern Kanoes zu erreichen.

Dieser unglückliche Vorfall machte der Fahrt einstweilen ein Ende. Er wirkte nicht nur betrübend, sondern geradezu entmutigend, zumal da sich herausstellte, daß man sich noch vor einer furchtbaren Stromenge befand, die keinen Gedanken an die Möglichkeit einer Fortsetzung der Wasserfahrt zuließ. Und selbst jenseits dieser „Felsklamm" blieb der Flußlauf noch immer wild und tosend und verlor sich bald zwischen neuen Felsenwänden.

Das Scheitern des Kanoes hatte sogar die leichtherzigen Voyageurs in Bestürzung versetzt, und das Schicksal ihres allgemein beliebten Kameraden Clappine, der wegen seiner Erfahrung und Gewandtheit ganz besondres Ansehen genoß, erfüllte ihre Herzen mit aufrichtigem Kummer. Nach reiflicher Überlegung wurde beschlossen, zwei Re-

kognoszierungs-Expeditionen zu entsenden, die an beiden Ufern entlang vordringen sollten, um festzustellen, ob die Schiffahrt auf dem Flusse weiterhin zu ermöglichen sein werde. Das geschah denn auch, aber das Ergebnis war überaus ungünstig. Bald hatte man festgestellt, daß der Fluß sich mindestens sechzig bis siebzig Kilometer weit zwischen eng zusammentretenden, steilen Felsen hindurcharbeitete, und daß es dieser senkrecht abfallenden und oft überhängenden Felswände wegen mit wenigen Ausnahmen unmöglich war, an den Rand des Flusses heranzukommen. Trotzdem machte an noch einmal einen Versuch, an einer einigermaßen geeigneten Stelle die vier besten Kanoes ins Wasser zu lassen und die Weiterfahrt zu erzwingen, verlor dabei aber eins mit Waffen und Habe von vier Voyageurs, während die andern drei Boote sich derartig zwischen den Felsen festrannten, daß sie nicht wieder loszubringen waren.

Es stand nun also fest, daß der Fluß nicht schiffbar war, und die Lage der Expedition war infolgedessen überaus ernst. Man befand sich inmitten einer unbekannten, noch nie vom Fuß eines Weißen begangenen Wildnis. Man wußte nicht, welchen Weg man einschlagen sollte, noch wie weit man vom Ziel der Reise entfernt war; in dieser Einöde war kein menschliches Wesen zu finden, das Auskunft darüber hätte geben können. Infolge der wiederholten Bootsunfälle war der Mundvorrat auf eine Fünftageration zusammengeschmolzen, und man mußte sich daher darauf gefaßt machen, daß sich allen andern Unbilden noch der Hunger hinzugesellen werde.

Dieser Umstand namentlich ließ es als gefährlicher erscheinen, beisammen zu bleiben, als sich zu trennen. Dementsprechend kam man nach kurzer sorgenvoller Beratung zu dem Ergebnis, daß unter dem Oberbefehl einiger Teilhaber mehrere kleine Abteilungen nach verschiedenen Richtungen aufbrechen sollten. Traf eine von ihnen innerhalb erreichbarer Entfernung auf freundschaftlich gesinnte Indianer und erlangte von ihnen Lebensmittel und Pferde, so sollte sie sofort zum Gros der Expedition zurückkehren; andernfalls sollte sie nur für sich selbst sorgen und sich irgendwie durchzuschlagen suchen, indem sie die Mündung des Columbia als Reiseziel festhielt. So machten sich denn drei verschiedene Gesellschaften in entgegengesetzten Richtungen auf den Weg. M'Lellan zog mit drei Leuten flußabwärts; Crooks wendete sich mit fünf andern flußaufwärts, um zu versuchen, Fort Henry zu erreichen und die dort gebliebenen Pferde zu holen; die dritte Abteilung, unter M'Kenzie dagegen wanderte landeinwärts

und schlug eine nördliche Richtung ein, weil sie hoffte, so zu den Quellen des Columbia zu gelangen.

Bei Hunt befanden sich nun noch einunddreißig Mann, samt der Frau und den Kindern des Dolmetschers Dorion. Wild war in der ganzen Nachbarschaft nicht vorhanden; dagegen wurden gelegentlich Biber gefangen, die spärliche Nahrung boten. Man tröstete sich indessen mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß eine der ausgesandten Expeditionen zurückkehren und Hilfe bringen werde.

Um sich allmählich auf den Weitermarsch vorzubereiten, wurden emsig „Caches" (Verstecke) zur Aufnahme der Waren und Gepäcksachen vorbereitet, deren man sich würde entledigen müssen, ehe man die mühsame Reise wieder antrat.

„Cache" ist der gebräuchliche Ausdruck, mit welchem Händler und Jäger einen Versteck für Vorräte und andre Habseligkeiten bezeichnen. Obwohl das Wort von dem französischen Zeitwort cacher (verbergen) entlehnt ist, stammt die Sitte dieser verborgenen Aufbewahrungsorte von den indianischen Eingeborenen her. Es bedarf äußerster Vorsicht und Geschicklichkeit, um diese Verstecke so herzustellen, daß sie den Luchsaugen eines Indianers entgehen. Sobald man einen geeigneten Platz ausfindig gemacht hat, breitet man wollene Decken, Satteldecken u. a. m. über das umliegende Gras und Gebüsch, um jegliche Fußspuren und andre Anzeichen von Störungen zu verhüten. Nun schneidet man sorgsam ein rundes Stück Rasen von zwei Fuß Durchmesser heraus, das mit dem daran hängenden Erdreich abgehoben und an irgend einer sichern Stelle niedergelegt wird. Der freigelegte Fleck Erde wird darauf etwa zwei Fuß tief ausgegraben, worauf man die Grube zu einer kegelförmigen Höhlung von sechs bis sieben Fuß Tiefe erweitert. Das ganze ausgehobene Erdreich wird in Gefäßen herausgeschafft und auf ein Tuch oder Fell getan, in welchem man es nach einem benachbarten Loch oder Fluß trägt, um es dort so zu versenken, daß man sicher sein darf, die Strömung werde es mit sich davontragen. Ist kein Fluß in der Nähe, so wird die Erde möglichst weit weggetragen und so zerstreut, daß keine Spur von ihr übrig bleibt. Wenn die Höhlung fertig ist, wird sie mit Gras, Baumrinde, Stöcken, Zweigen oder auch mit einem Fell ausgepolstert. Dann legt man die aufzubewahrenden Sachen hinein, bedeckt sie mit Fellen, Heu, Reisig und Steinen und tritt alles nieder, bis das Loch bis an den Rand gefüllt ist. Nun holt man die beiseite gelegten Rasensoden, legt sie mit großer

Genauigkeit auf ihren alten Platz und besprengt sie mit Wasser, um zu verhindern, daß Bären und Wölfe den Versteck wittern und aufwühlen. Nachdem man die Grashalme mit der Hand zu ihrer ursprünglichen Stellung aufgerichtet hat, werden die ringsum ausgebreiteten Decken und alle, auch die geringsten Spuren der Arbeit beseitigt und etwaige Stöcke und Zweige, die herumlagen, sorgsam auf ihren alten Platz gelegt. Nun erst geht man fort und besucht die Stelle nicht wieder, bis es erforderlich ist, die „Cache" wieder zu öffnen. Vier Männer genügen, um Waren im Gewicht von drei Tonnen auf diese Weise im Laufe von zwei Tagen zu verbergen. Hunt mußte im ganzen neun Verstecke herstellen lassen, um alles unterzubringen, was er hier zurücklassen mußte.

So waren zwei Tage hingegangen, als Crook zur allgemeinen Überraschung mit seinen Leuten ins Lager zurückkehrte. Man freute sich zunächst, weil man hoffte, daß er Hilfe bringe. Aber sein Bericht lautete sehr trübe. Der Rückmarsch durch die öde, winterliche Gegend war so mühselig und langsam vonstatten gegangen, daß er zu der Überzeugung gekommen war, es werde ihm nicht möglich sein, Fort Henry zu erreichen. Deshalb hatte er beschlossen, zu den Genossen zurückzukehren und ihr Los zu teilen.

Man wartete nun noch auf die beiden andern Expeditionen und nährte sich inzwischen von Fischen, die man entweder in Netzen fing oder nachts beim Schein von Zederfackeln mit Speeren erlegte. Auch wurde eine geringe Anzahl von Bibern gefangen, deren Schwänze und Bauchfleisch man dörrte und als Reisevorrat beiseite legte.

Als schließlich auch noch zwei von den Gefährten Mr. Reeds entmutigt zurückkehrten und erzählten, daß nicht ein einziger Indianer sich gezeigt habe, und daß der Fluß auf Meilen hinaus keine Möglichkeit zur Schiffahrt biete, verfiel das ganze Lager in sehr gedrückte, ja nahezu verzweifelte Stimmung.

Hunt und die andern Teilhaber kamen nun überein, die Weiterreise sofort, und zwar notgedrungen zu Fuß anzutreten. Auf die Rückkehr der beiden andern Rekognoszierungs-Abteilungen war kaum noch zu rechnen, und der Winter mit all seinen Gefahren und Entbehrungen rückte mit Riesenschritten heran.

Da die umliegende Gegend ihnen keinerlei Lebensunterhalt bot, hielt man es für geratener, dem Laufe des Flusses zu folgen, der sie doch wenigstens immer mit Wasser und vielfach mit Fischen und Bibern versorgen würde. Außerdem lag die Wahrscheinlichkeit vor,

hier gelegentlich auf Indianer zu stoßen, von denen sich vielleicht Lebensmittel erstehen ließen.

Nun wurden die letzten Reisevorbereitungen getroffen. Der gesamte noch übrige Proviantvorrat bestand aus vierzig Pfund Mais, zwanzig Pfund Fett, etwa fünf Pfund konservierter Suppe und so viel gedörrtem Fleisch, daß jedem Mann fünfeinviertel Pfund zugewiesen werden konnten, die jedoch für den äußersten Notfall aufgehoben werden sollten. Nachdem alles in gleichmäßige Lasten eingeteilt worden war, wobei man sorgsam darauf Bedacht nahm, auch nicht das geringste irgendwie Entbehrliche mitzunehmen, stellte es sich heraus, daß jeder doch außer seiner eignen Habe und Ausrüstung etwa zwanzig Pfund zu tragen hatte.

Um sich in dieser öden und kargen Gegend möglichst viel Aussicht auf Beschaffung von Lebensunterhalt zu sichern, teilte man die Leute in zwei Abteilungen ein, von denen eine von achtzehn Mann samt Dorion und seiner Familie unter Hunt am nördlichen Flußufer bleiben sollte, während die andern unter Crook an der südlichen Seite entlang zogen.

Am 9. November trennten sich die beiden Gesellschaften und traten ihre Wandrung an. Hunt und seine Gefährten marschierten am rechten Ufer und stießen nach drei Tagen auf einen stark begangenen Saumpfad, der auf ein in der Nähe befindliches Indianerdorf oder -lager schließen ließ. Es währte denn auch nicht lange, bis ihnen zwei Schlangenindianer begegneten. Sie näherten sich mit augenscheinlichen Anzeichen von Furcht und hielten ein Messer in die Höhe, um Hunt zu verstehen zu geben, daß sie schon mit den von ihm vorausgesandten Weißen zu tun gehabt hätten. Es gelang Hunt nur mit Mühe, diese Wilden zu bewegen, ihn und seine Gefährten zu ihren Hütten hinzuführen, und ihr Erscheinen erregte wieder höchstes Entsetzen bei den Bewohnern. Die Weiber versteckten die Kinder, die zu groß zum Tragen waren, unter Stroh und entflohen mit ihren Säuglingen an der Brust in die Prärie. Die Männer hielten stand, erwarteten die Annäherung der Weißen jedoch mit Zittern und Zagen.

Hunt betrat einige von den kleinen Strohhütten und entdeckte beim Umherschauen die versteckten Kinder; ihre schwarzen Augen glitzerten wie Schlangenaugen durch das Stroh hindurch. Er schob die Strohbündel beiseite, um sie zu betrachten, und die kleinen Geschöpfe vergingen fast vor Angst, während die Väter bebend daneben standen, als ob sich ein Raubvogel anschickte, auf ihre Brut herabzustoßen.

Doch bald schwanden diese Befürchtungen vor Hunts freundlichem Wesen dahin. Es gelang ihm sogar, eine Portion vortrefflichen gedörrten Lachses und einen Hund zu erstehen, und als er zum Fluß zurückkehrte, gaben ihm einige Indianer das Geleite. Von nun an traf man immer häufiger auf Indianer-Niederlassungen und kaufte noch mehrmals Hunde, die besonders schmackhaft und nahrhaft sein sollen.

Die Hütten der Eingeborenen waren oft mit Haufen von Lachsköpfen und Lachshäuten umgeben, deren Fleisch sie getrocknet und eingegraben hatten. Die Frauen waren sehr armselig gekleidet, und die Kinder noch kläglicher; sie trugen nur Büffelhäute oder Felle von Füchsen, Wölfen, Hasen und Dachsen, oder zuweilen auch Häute von Enten mit dem ganzen Gefieder dran. Die meisten Felle müssen von andern Stämmen erworben worden sein, denn auf den öden Prärien der Umgegend gab es keine andern Tiere, als Pferde im Überfluß.

Am 15. November machte man einen starken Tagesmarsch am Fluß entlang, dessen Ufer dicht mit übelduftenden toten Lachsen besät waren, ein Beweis, daß kürzlich Indianer dagewesen waren.

Einige Tage darauf traf man wieder mit einigen Indianern zusammen, von denen einer beritten war. Hunt wünschte dringend das Pferd zu kaufen, da die Leute immer mehr unter ihren schweren Lasten zu leiden begannen. Aber der Besitzer des Pferdes war wie alle Indianer jener Flußgegend durchaus nicht geneigt, sich von ihm zu trennen. Gegenstände von höchsten Wert im Auge eines Wilden wurden Stück für Stück angeboten und abgelehnt. Endlich erwies sich der Reiz eines alten Zinnkessels als unwiderstehlich, und der Handel wurde abgeschlossen.

Ein großer Teil des nächsten Morgens wurde damit verbracht, das Gepäck der einzelnen Leute zu erleichtern und das Pferd zu beladen. Glücklicherweise gelang es einige Tage darauf, noch ein Pferd zu erstehen, wofür Hunt einen Tomahawk, ein Messer, einen Feuerstahl und einige Schnüre Glasperlen bezahlte. Leider gaben diese Indianer den Reisenden aber den unheilvollen Rat, den Flußlauf zu verlassen und einer in die Prärie hinausführenden Straße oder vielmehr Fährte zu folgen. Hunt mußte die Befolgung dieses Rates bald schwer bereuen. Der Weg führte durch eine trübselige Einöde ohne jegliches Grün, in der es weder Quellen, noch Teiche oder Bäche gab. Bald steigerte sich der Durst der Kanadier zu unerträglicher

Qual; sie vermochten sich kaum weiterzuschleppen und sanken abends erschöpft und mutlos am Lagerfeuer nieder. Zum Glück fing es in der Nacht an zu regnen, und das frische kühle Naß wirkte belebend auf die Stimmung.

Am Tage darauf erreichten sie einen reizenden, mit Weiden und Pappeln bestandenen Fluß, an dessen Ufer eine Indianerniederlassung lag. Eine Menge von Pferden weideten in der Nähe. Welch ein erquickender Anblick für die armen, ausgehungerten Wandrer! Sofort wurde das Lager aufgeschlagen, und nachdem man von den Eingeborenen Fische und ein paar Hunde erstanden hatte, wurde ein üppiges Mahl eingenommen. Leider ereignete sich jedoch ein Vorfall, der die Freude der Reisenden sehr beeinträchtigte. Einer der Indianer erhob nämlich Anspruch auf eins ihrer Pferde, indem er erklärte, es sei ihm erst kürzlich gestohlen worden. Da Hunt keinen Gegenbeweis liefern konnte, und die Umstehenden die Behauptung ihres Stammesgenossen bestätigten, war er genötigt, das Pferd nach einem mißglückten Versuch, es durch Kauf an sich zu bringen, dem vorgeblichen Eigentümer zu überlassen.

Nun wurde der Marsch wieder fortgesetzt, und wieder begegnete man einzelnen Indianern, wobei zwei Leute so glücklich waren, ein Pferd für ein Büffelfell einzuhandeln. Einer von diesen beiden war der Dolmetscher Dorion, für dessen Weib und Kinder das Pferd eine hochwillkommene Errungenschaft bedeutete.

Die nächsten Tage marschierte man an dem kleinen Fluß entlang, bis zu der Stelle, wo er sich in den Snake River ergoß. Hier kam man wieder ins Gebirge, und die Lebensmittel wurden nun so knapp, daß man sich schweren Herzens entschließen mußte, eins von den Pferden zu schlachten.

Der Monat Dezember setzte sehr trübe und unbehaglich ein, mit Schnee auf den Bergen und Regen in den Tälern. Man freute sich, wenn es glang, einen Biber zu erlegen, und nährte sich unterwegs von gefrorenen Brombeeren, Mehlbeeren und Holzkirschen. Bald sah man sich genötigt, dem Hunger wieder eins der doch so unentbehrlichen Pferde zu opfern. Die Tagemärsche wurden bei Schnee und Regen und mühseligem Erklettern der Berge immer kleiner. Von den Gipfeln bot sich den Reisenden eine trostlose Aussicht, die geeignet war, sie ganz zum Verzagen zu bringen. Nach allen Richtungen erstreckten sich schneebedeckte Berge; der Wind fuhr heulend über die öde winterliche Landschaft und drang ihnen bis ins innerste

Mark der Knochen. Dabei watete man oft bis über die Knie im Schnee.

Am Morgen des 6. Dezember waren Hunt und seine Leute noch nicht weit marschiert, als sie zu ihrer größten Überraschung am jenseitigen Ufer eine Anzahl von Weißen entdeckten. Beim Näherkommen erkannte man Crooks und seine Begleiter, die kaum in Hörweite gelangt waren, als sie auch schon übers Wasser hinüberriefen, man möchte ihnen um Gottes willen zu essen geben, denn sie wären halb verhungert. Hunt kehrte sofort ins Lager zurück, in welchem er am Abend zuvor schon wieder ein Pferd hatte schlachten lassen, und ließ aus dem Fell dieses Tieres mit Stöcken und Trümmern von Ruderbänken nach Indianerart ein Kanoe anfertigen. In diesem zerbrechlichen Fahrzeug fuhr einer der Kanadier mit einer Portion Pferdefleisch hinüber und brachte Crooks und den Kanadier Le Clerc mit zurück. Das elende und heruntergekommene Aussehen dieser beiden Männer erfüllte Hunts Begleiter mit wahrem Entsetzen. An den Anblick ihrer eignen Gefährten und die allmähliche Einwirkung von Hunger und Strapazen auf ihre Gesichter und Gestalten waren sie gewöhnt; aber als sie gewahrten, wie sich diese Männer verändert hatten, seit sie von ihnen geschieden waren, stieg zum erstenmal der furchtbare Gedanke in ihren Seelen auf, daß sie vielleicht alle miteinander vor Hunger umkommen würden.

Nachdem Crooks den ärgsten Hunger gestillt hatte, berichtete er über seine Wandrung. Es war ihm und seinen Gefährten nicht viel anders ergangen, als Hunt und seinen Leuten; nur waren sie sehr selten auf Indianer-Niederlassungen gestoßen und hatten in weit höherem Maße unter Schwierigkeiten und Entbehrungen aller Art zu leiden gehabt.

Hunt ging während der Nacht mit sich zurate, was unter diesen Umständen zu tun sei. Es blieb nichts andres übrig, als umzukehren und die Indianerdörfer aufzusuchen, die an den kleinen Flüssen oberhalb der Berge lagen. Vielleicht ließ sich dort eine genügende Anzahl von Pferden erstehen, um die Reisenden zu erhalten, bis man den Columbia erreicht hatte.

Nach einer schlaflos verbrachten Nacht verkündete Hunt seinen Leuten den traurigen Entschluß, zu dem er schweren Herzens gekommen war. Es wurden nun sofort Vorbereitungen getroffen, um Crooks und Le Clerc über den Fluß zurückzuschaffen, weil diese mit ihren Gefährten am andern Ufer marschieren sollten. Da das Kanoe

leider während der Nacht verloren gegangen war, wurde ein aus Weiden hergestelltes Floß zurechtgemacht, das aber wegen der reißenden Strömung nicht hinüber zu bringen war. Die Leute wurden daher angewiesen, drüben auf gleicher Höhe mit den diesseitigen Kameraden zu bleiben, während Crooks und M'Lellan mit Hunt weiterzogen. So wurde denn in sehr gedrückter Stimmung der Rückmarsch angetreten.

Schon nach kurzer Zeit stellte es sich heraus, daß Crooks und Le Clerc vor Schwäche kaum zum Gehen imstande waren. Man mußte deshalb ein langsameres Tempo anschlagen, um ihnen das Mitkommen zu ermöglichen. Die Leute waren über diese Verzögerung sehr mißvergnügt und drangen in Hunt, die Unglücklichen ihrem Schicksal zu überlassen und nur daran zu denken, sich und seine eignen Leute in Sicherheit zu bringen. Als sie merkten, daß er dazu nicht zu bewegen war, marschierten sie einzeln oder in ganzen Gruppen ohne ihn weiter. Einer der ersten, der sich auf diese Weise davonmachte, war Pierre Dorion, der Dolmetscher, der Eigentümer des einzigen noch übrigen Pferdes, das freilich auch schon bis auf die Knochen abgemagert war. Hunt hatte vorgeschlagen, das Tier in dieser äußersten Not zu schlachten, aber der Halbblutfranzose lehnte das Ansinnen energisch ab, trieb die elende Kreatur mit Stockschlägen vorwärts und marschierte mit düstrer, trotziger Miene allein voran. Auf diese Weise verlor Hunt seine Leute einen nach dem andern aus dem Gesicht, bis nur noch fünf übrigblieben, um ihm Gesellschaft zu leisten.

In der folgenden, sehr kalten Nacht erkrankte Crooks und war morgens außerstande, die Reise fortzusetzen. Man befand sich in einer verzweifelten Lage, da der Proviantvorrat inzwischen auf drei Biberhäute zusammengeschmolzen war. Hunt beschloß daher, seine Leute einzuholen und darauf zu bestehen, daß Dorions Pferd geschlachtet würde. Er ließ zwei von seinen Leuten zurück, um Crooks und Le Clerc unterwegs behilflich zu sein, gab ihnen zwei von den Biberhäuten und behielt nur eine als Mundvorrat für sich und seine andern Begleiter zurück, mit denen er nun so rasch wie möglich weiterzog.

Nach einem sehr anstrengenden Marsch und einer bei Hunger und eisiger Kälte verbrachten Nacht holten Hunt und seine Begleiter ihre vorangezogenen Kameraden am 10. Dezember ein. Diese waren auch vollkommen ausgehungert, da sie seit drei Tagen so gut wie nichts

gegessen hatten. Hunt schlug nun nochmals vor, Pierre Dorions Pferd zu opfern. Er stieß jedoch wieder auf sehr bestimmten und leidenschaftlichen Widerspruch dieses Halbwilden, und sonderbarerweise legten die andern Leute trotz ihrer Hungerqualen ein gutes Wort für das Pferd ein. Sie erklärten, daß es besser wäre, sich so lange wie möglich weiter zu placken und das Tier für den äußersten Notfall aufzuheben; es sei nicht unmöglich, daß die Indianer, zu denen sie auf dem Wege waren, ihr Lager inzwischen verlegt hätten, und dann werde es immer noch Zeit sein, das Pferd zu töten, um dem Hungertode zu entgehen. So wurde Hunt schließlich bewogen, dem Tier noch eine Gnadenfrist zu gönnen.

Zum Glück kam noch am selben Abend eine Schoschonenhütte mit vielen in der Nähe weidenden Pferden in Sicht. Der Anblick war ebenso unerwartet, wie erfreulich. Hunt, der aus Erfahrung wußte, wie ungern sich diese Indianer von ihren Pferden trennen, und wie sehr sie dazu neigen, beim ersten Alarm mit ihnen davonzujagen, um sie in Sicherheit zu bringen, war vor allem darauf bedacht, den blinden Eifer seiner Leute zu bezähmen. Es war jetzt nicht an der Zeit, sich einer solchen Gefahr auszusetzen. Man schlich sich also leise und behutsam heran und überraschte die Indianer, die sofort voller Schrecken die Flucht ergriffen. Fünf von den Pferden wurden eingefangen, von denen eins sofort sein Leben lassen mußte. Nachdem man eiligst einen Teil des Fleisches gekocht und mit Heißhunger verschlungen hatte, wurde einer von den Leuten auf ein Pferd gesetzt und mit einer Portion Fleisch zu Crooks und seinen Gefährten zurückgeschickt. Als er sie mitten in der Nacht erreichte, waren sie so ausgehungert, daß die ihnen zugeteilte Ration ihren Hunger nur noch mehr zu reizen schien, und sie drauf und dran waren, das Pferd des Überbringers zu töten und zu verzehren. Sie bezähmten sich indessen und trafen am nächsten Abend mit Hilfe dieses verschonten Tieres im Lager ein.

Bei seiner Ankunft erkundigte sich Crooks sofort nach seinen jenseits des Flusses marschierenden Leuten und erfuhr zu seinem Schrecken, daß man ganz vergessen hatte, sie mit Fleisch zu versehen. Er ließ schleunig ein Fellkanoe anfertigen und rief seinen Mannschaften zu, sie möchten schon immer Feuer anzünden, die Kochkessel mit Wasser füllen und übers Feuer hängen, damit keine Zeit verloren gehe, sobald sie das Fleisch bekämen. Der Fluß war hier zwar tief, aber so schmal, daß man sich leicht von einem Ufer zum andern ver-

ständigen konnte. Die Kessel wurden also zu Feuer gebracht, und das Wasser kochte bereits, als das Kanoe fertig war. Doch nun war niemand zu bewegen, sich mit dem Fleisch über den Fluß zu wagen. Hunts Leute, die durch die überstandenen Leiden und trüben Erfahrungen geschwächt und erregt waren, wurden plötzlich von einer unerklärlichen, abergläubischen Angst befallen. Sie betrachteten die drüben am Ufer kauernden ausgemergelten und gespensterhaften Gestalten mit einer vagen Empfindung von Scheu und Ehrfurcht, als ob man sich von ihnen irgendwelcher furchtbaren und gefährlichen Dinge zu versehen habe.

Crooks bemühte sich vergeblich, sie durch Vernunftgründe oder durch Appell an das Schamgefühl aus dieser seltsamen Gemütsverfassung herauszureißen. Dann versuchte er das Kanoe selbst hinüberzuführen, mußte sich aber bald überzeugen, daß seine schwachen Kräfte der Strömung nicht gewachsen waren. Endlich überwog die Gutmütigkeit des Kentuckiers Jones seine Befürchtungen, und er wagte sich hinüber. Das Fleisch, das er brachte, wurde mit bebender Gier in Empfang genommen. Aber ein armer Kanadier namens Prevost war durch den Hunger derartig von Sinnen gekommen, daß er, nachdem Jones wieder zurückgekehrt war, wie toll am Ufer auf und nieder lief und Hunt zurief, er möge das Boot schicken und ihn aus dieser fürchterlichen Hungergegend wegholen; sonst werde er keinen Schritt mehr weitergehen, sondern sich gleich niederlegen und sterben.

Kurz darauf kam Delaunay mit dem Kanoe herüber, um noch mehr Lebensmittel zu bringen. Prevost stürzte sofort herbei, um einzusteigen. Delaunay weigerte sich ihn mitzunehmen, indem er ihm versicherte, daß sie jetzt an seiner Seite des Flusses vollauf zu essen hätten. Er versetzte, es müßte erst gekocht werden, und er werde sterben, ehe es so weit sei; er möge ihn doch um Gottes willen mitnehmen, damit er gleich seinen entsetzlichen Hunger stillen könne. Da der Kanadier sich doch anschickte, ohne ihn abzufahren, drängte er sich mit Gewalt ins Kanoe, und als es sich dem andern Ufer näherte und er ein Stück Fleisch am Feuer braten sah, sprang er auf, schrie laut, klatschte in die Hände und tanzte vor Freude, bis das Kanoe kenterte. Der arme Mensch wurde von der Strömung fortgerissen und ertrank, während es Delaunay mit knapper Not gelang, das Ufer zu erreichen.

Hunt behielt nun zwei oder drei Leute zurück und schickte alle andern voraus. Abends ließ er noch ein Pferd schlachten und aus

seinem Fell ein Kanoe anfertigen, in welchem er nochmals Vorräte über den Fluß hinüberschickte. Mit diesem Kanoe kehrte John Day zurück, der sich gern seinem alten Befehlshaber Crooks anschließen wollte. Der einst so frische und tatkräftige Day war jetzt noch magerer und schwächer als seine Gefährten. Crooks schätzte diesen Kentuckier wegen seiner früheren Leistungen und seiner Treue so hoch, daß er sich unter keinen Umständen von ihm trennen wollte; doch beschwor er Hunt, seinen Leuten nachzueilen, da seine Gegenwart für die Leitung der Expedition von höchster Wichtigkeit sei. Einer der Kanadier, namens Dubreuil, blieb auch bei Crooks zurück, so daß der Kranke so gut versorgt war, wie die Umstände es gestatteten. Hunt ließ auch zwei Pferde und einen Vorrat von Pferdefleisch für sie da und hoffte, daß dies hinreichen werde, um sie vor Hunger zu schützen, bis sie die Indianerniederlassung erreichten.

Nachdem er so für die Zurückbleibenden vorgesorgt hatte, eilte Hunt seinen Leuten nach und holte sie noch am selben Abend ein.

Die nächsten Tage waren kalt und stürmisch; der Schnee nahm zu, und der Fluß führte ziemlich viel Eis mit sich. Dagegen wurde der Marsch weniger beschwerlich, da man allmählich aus den Bergen hinauskam und sich der Ebene näherte.

Am 16. wurde das Lager in der Nähe einiger Schoschonenhütten aufgeschlagen, und Hunt erstand einige Pferde, einen Hund, etwas getrockneten Fisch und einen Vorrat von Wurzeln und getrockneten Kirschen. Er gab sich auch die größte Mühe, zu erfahren, welchen Weg man einschlagen müsse, und wieviel Zeit man ungefähr brauchen werde, um zu den Schiatogas zu gelangen, einem an der Westseite des Gebirges wohnenden gastlichen Indianerstamm, der besonders reich an Pferden war. Die Antworten auf seine Fragen fielen recht verschieden aus, stimmten aber darin überein, daß die Entfernung sehr groß sei und etwa siebzehn bis zwanzig Tage in Anspruch nehmen werde. Nun versuchte Hunt sich einen Führer zu verschaffen; aber obwohl er verschiedene Niederlassungen aufsuchte und Gegenstände ausbot, die nach Ansicht der Indianer von höchstem Wert waren, getraute sich doch keiner, die Aufgabe zu übernehmen. Alle erklärten, der Schnee liege auf den Bergen mehr als kniehoch, und wiederholten schaudernd: „Wir würden erfrieren! Wir würden erfrieren!"

Schließlich schlug Hunt in seiner Not einen andern Ton an: er verspottete die Krieger und sagte ihnen, sie wären Weiber, daß sie

vor den Gefahren einer solchen Wandrung zurückscheuten. Das half! Ein Indianer erklärte sich bereit, die Führung zu übernehmen, wogegen ihm als Lohn ein Gewehr, eine Pistole, drei Messer, zwei Pferde und ein wenig von jedem im Besitz der Expedition befindlichen Handelsartikel versprochen wurden: eine Belohnung, die ihn zu einem der wohlhabendsten unter seinen Stammesgenossen erheben mußte.

So machte man sich denn am 21. wieder auf den Weg, und war in gehobener, hoffnungsvoller Stimmung. Der Führer, dem sich noch zwei andre Schoschonen angeschlossen hatten, schlug den Weg nach dem Snake River ein und suchte dessen Ufer ab, um einige Indianerflöße aufzufinden; da diese nicht zu entdecken waren, ließ Hunt ein Pferd töten und aus seinem Fell ein Kanoe anfertigen. Während das geschah, kamen am jenseitigen Ufer die dreizehn Leute von Crooks' Abteilung in Sicht und riefen übers Wasser hinüber, daß sie bisher nichts von ihm und seinen Begleitern gesehen hätten.

Da sich das Kanoe als zu klein fürs Übersetzen erwies, mußte noch ein Pferd geschlachtet werden, um nun aus beiden Fellen ein Fahrzeug von genügender Größe herzustellen. Darüber brach die Nacht herein; man machte Feuer an und nahm die schlecht zusammengesetzten Felle bei ihrem Schein noch einmal auseinander. Endlich war das Kanoe fertig, aber die Nacht war kalt und die Mannschaft müde und entmutigt, so daß manche Leute den Wunsch aussprachen, lieber hierzubleiben, als sich den Gefahren des mit Eisschollen bedeckten Stromes auszusetzen, in dessen Gewässern bereits zwei ihrer Kameraden umgekommen waren.

Am nächsten Morgen fing man in aller Frühe an, über den Fluß zu setzen. Es hatte während der Nacht so stark gefroren, daß man das Eis an beiden Ufern eine Strecke weit aufhauen mußte. Endlich befanden sich glücklich alle an der andern Seite, und die Stimmung hob sich wieder nach der überstandenen Gefahr. Hier schlossen sich ihnen die völlig ausgehungerten Crookschen Leute an, und nun lagerte man nach den Anstrengungen des Tages noch einmal am Snake River. Es war die letzte Nacht, die man an seinem Ufer verbrachte. Er hatte den Reisenden viel Mühe und Not bereitet, und die Erinnerung daran machte ihn den Leuten so verhaßt, daß die kanadischen Voyageurs ihn immer nur „la maudite rivière enragée" zu nennen pflegten.

Als am 24. Dezember alles geordnet war, wandte Hunt den ver-

hängnisvollen Ufern des Snake River den Rücken und schlug die Richtung nach Westen ein. Die Gesellschaft zählte mit Einschluß der Crookschen Leute zweiunddreißig Mann, drei Indianer und Weib und Kinder des Dolmetschers Dorion. Fünf matte, abgemagerte Pferde waren mit dem Gepäck beladen und sollten im Notfall als Nahrung dienen. Man marschierte mühselig bei Schnee und Regen zwischen niedrigen Bergen hindurch und über kahle Ebenen; für den Unterhalt mußte eine recht knappe Tagesmahlzeit von Pferdefleisch genügen.

So ging es mehrere Tage weiter, bis man halb verhungert und sehr abgemattet ein großes, schönes, von einem Bach durchflossenes Tal erreichte. Hier schien ein mildes Klima zu herrschen, denn obwohl die ringsum emporsteigenden Berge alle mit Schnee bedeckt waren, war im ganzen Tal keine Spur davon vorhanden. Die müden Wandrer ließen ihre Blicke voll Entzücken auf der sonnigen Landschaft ruhen; aber ihre Freude erreichte den Höhepunkt, als sie sechs Schoschonenhütten entdeckten, die von weidenden Pferden umringt am Ufer des Baches standen. Alle drängten eifrig vorwärts, und bald stand man zwischen den Hütten und ließ es sich vor allem angelegen sein, Lebensmittel einzuhandeln. Eine Büchse, eine alte Muskete, ein Tomahawk, ein Zinnkessel und etwas Munition reichten hin, um vier Pferde, zwei Hunde und einige Wurzeln zu erstehen. Einige von den Tieren wurden sofort geschlachtet, in größter Eile gekocht und ebenso eilig verzehrt. Diese ungewohnte reichliche Mahlzeit versetzte alle in die fröhlichste Stimmung; endlich konnte man sich einmal wieder gesättigt und ohne zu frieren zur Ruhe legen.

Der nächste Tag war der 31. Dezember. Hunt wollte den Marsch fortsetzen, doch als er seine Befehle erteilte, baten die Leute um Erlaubnis, heute ausruhen und den Neujahrstag festlich begehen zu dürfen. Besonders die kanadischen Voyageurs drangen auf Erfüllung dieser Bitte, denn sie hätten gar zu lange nicht gefeiert, und Neujahr sei immer ihr liebstes Fest gewesen. Natürlich konnte Hunt diesem Wunsch nicht widerstehen. Der Tag verging also nach kanadischer Sitte; die armen Voyageurs brachten es sogar trotz aller Entkräftung fertig, zu tanzen und zu singen, und abends beschloß ein üppiges Mahl von Pferde- und Hundefleisch die Neujahrsfeier.

Nach zwei hochwillkommenen Ruhetagen begaben sich die Reisenden wieder auf ihren beschwerlichen Marsch. Nachdem sie das Tal hinter sich gelassen hatten, begannen bald wieder die alten Mühseligkeiten. Es

ging durch Felsenschluchten und zwischen umgestürzten Bäumen hindurch; man watete oft bis an die Knie im Schnee oder versank wohl gar bis unter die Achseln darin. Trotz strenger Kälte war der Himmel mit Wolken bedeckt, so daß man die Sonne tagelang nicht zu Gesicht bekam.

Am 6. Januar war der Kamm des Gebirges jedoch überschritten, und man befand sich nun offenbar unter dem Einfluß eines milderen Klimas. Der Schnee nahm ab; die Sonne kam wieder zum Vorschein und erquickte die Herzen mit ihren warmen Strahlen; und schließlich zeigte sich auch etwas wie eine weit nach Westen reichende Ebene. Sie begrüßten sie, wie die armen Kinder Israel das gelobte Land, denn sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, daß es die große Ebene des Columbia sei, und daß ihre mühselige Pilgerfahrt sich ihrem Ende zuneige.

So wurde der Marsch denn am folgenden Morgen mit großem Eifer fortgesetzt, und bald stießen die Wandrer auf einen Gebirgsbach, der sie zwischen gewaltigen Felsen durch eine tiefe, enge Schlucht hindurchführte. Hier zwischen Klippen und Abgründen sah man ganze Rudel von Hirschen, und bald darauf auch Spuren von Pferden in großer Menge.

Von Schnee war nichts mehr zu sehen, und in der Hoffnung, recht bald zu den Indianern zu gelangen, beschleunigte Hunt den Marsch nach Möglichkeit. Einige von den Leuten waren jedoch so schwach, daß sie bald zurückblieben und auch am Abend nicht alle im Lager eintrafen.

Am nächsten Morgen zog man weiter, ohne auf die Nachzügler zu warten. Der Gebirgsbach war nach Aufnahme eines andern zum Fluß angeschwollen; die Abhänge der Berge waren grün, und die Täler mit Gras bedeckt. Endlich erscholl der Freudenschrei: „Ein Indianerdorf!“ Es lag noch in beträchtlicher Ferne, im Hintergrund eines grünen Tals; aber man sah bereits, daß es aus zahlreichen Hütten bestand und von Hunderten von weidenden Pferden umringt war. Der Gedanke an einen Überfluß von Pferdefleisch erregte wahren Jubel, denn der Reiseproviant bestand jetzt nur noch aus Dorions skelettähnlichem Pferd und einem andern ebenso jammervollen Roß, denen man beiden auf dem Marsch immer wieder eine neue Galgenfrist gewährt hatte.

Ein Gewaltmarsch brachte die wegmüden und hungrigen Wandrer bald zu der Niederlassung. Es stellte sich heraus, daß man eine

ſtarke Abteilung von Schiatogas und Touche-pas vor ſich hatte. Alle waren gut gekleidet, und die aus Matten hergeſtellten Hütten machten einen behaglichen Eindruck. Auf den umliegenden Weiden ſtreiften über tauſend Pferde umher. Aber was Hunt am meiſten erfreute, war der Anblick von Meſſingkeſſeln, Äxten, kupfernen Teekeſſeln und andern Artikeln ziviliſierter Länder, die den Beweis lieferten, daß dieſe Indianer in indirekter Verbindung mit den an der Meeresküſte angeſeſſenen und mit Weißen handelnden Stämmen ſtanden. Er zog eifrigſt Erkundigungen ein und brachte in Erfahrung, daß der „große Fluß“ (der Columbia) nur zwei Tagemärſche entfernt war.

Allmählich fanden ſich auch nacheinander alle Nachzügler im Lager ein. Alle gaben ſich der wohlverdienten Ruhe hin und konnten es kaum faſſen, daß nun der gefahrvollſte Teil der Unternehmung überſtanden war und die mühevolle Wandrung bald ein Ende nehmen würde.

Man hielt ſich noch mehrere Tage lang bei dieſer Niederlaſſung auf, ruhte ſich von allen Strapazen aus und tat ſich an Pferdefleiſch und Wurzeln gütlich. Einige von den Leuten aßen ſo gierig, daß ſie krank wurden, andre waren lahm von der beſchwerlichen Wanderung; aber mit der Zeit taten Ruhe und gute Ernährung das ihre, ſo daß alle ſich erholten.

Dieſer Indianerſtamm, der als außerordentlich ſtolz und ſauber geſchildert wird, aß weder Pferde noch Hunde und ließ niemals zu, daß das rohe Fleiſch dieſer Tiere auch nur über die Schwelle ſeiner Hütten kam. Jeder von ihnen hatte einen kleinen Vorrat von Wildbret im Hauſe, ſetzte dafür aber ſo hohe Preiſe an, daß die Weißen ſie in ihrem verarmten Zuſtande nicht bezahlen konnten. In ihren Sitten und Gebräuchen waren ſie noch vollſtändige Naturkinder und hielten auch dann noch an barbariſcher Lebensweiſe feſt, wenn ſie ſchon über allerlei Hilfsmittel der Kultur verfügten. So beſaßen ſie z. B. Äxte; aber beim Holzzerkleinern benutzten ſie flaſchenförmige Steinhammer und Keile aus Elchgehörn. Auch wenn zwei bis drei Meſſingkeſſel in ihrer Hütte hingen, pflegten ſie das Waſſer in Gefäßen aus geflochtenen Weiden zu tragen und ſogar ihr Eſſen auf heißen Steinen darin zu kochen. Ihre Frauen trugen zierlich geflochtene und gemuſterte Mützen aus Weiden.

Als der Kanadier Carriere noch immer ausblieb, wurden berittene Leute ausgeſchickt, um nach ihm zu ſuchen. Man fand aber keine Spur von ihm, und es war daher anzunehmen, daß er ſich verirrt

hatte und vor Hunger und Erschöpfung umgekommen oder von Indianern getötet worden war.

Der Fluß, an dem jetzt das Lager aufgeschlagen war, mündete in den Columbia und hieß Umatalla; er war überaus reich an Bibern, und die Schiatogas waren hocherfreut, als sie vernahmen, daß die Weißen wiederkommen würden, um mit ihnen zu handeln. Sie versprachen, bis dahin einen großen Vorrat von Biberfellen zusammenzubringen. Am 20. Januar nahm Hunt von diesen freundlichen Wilden und vom Umatalla Abschied und setzte seinen Marsch gen Westen fort.

Endlich, am Tage darauf, erblickten die reisemüden Wandrer vor sich den heiß ersehnten Columbiafluß. Der Anblick wurde mit solcher Begeisterung begrüßt, als ob sie schon das Ende ihrer Pilgerfahrt erreicht hätten. Die Stelle, wo sie auf den Columbia stießen, war nicht weit von der Einmündung des Walla-Walla entfernt.

Da es sich herausstellte, daß die Straße an seiner Nordseite hinführte, setzte Hunt mit seinen Leuten über den Fluß und marschierte fünf bis sechs Tage lang ziemlich langsam an seinen Ufern entlang.

Das Wetter blieb milde, und es wurde den Reisenden immer fühlbarer, daß sie sich jetzt auf der westlichen, wärmeren Seite des Felsengebirges befanden. Die Luft war meistens weich und klar, wie an schönen Oktobertagen der atlantischen Küste. Die Gegend war in der Nähe des Flusses ziemlich flach, stieg jedoch allmählich an, je mehr sie sich von ihm entfernte; Bäume waren überhaupt nicht vorhanden, und auch nur wenige Sträucher und andre Pflanzen, außer einigen Buschweiden. Nachdem sie etwa hundert Kilometer zurückgelegt hatten, kamen sie in bergiges Gelände, wo der Fluß sich in zahlreichen Fällen zwischen Felsen hindurchzwängte.

Am 31. Januar langte Hunt bei den Stromschnellen des Columbia an und schlug bei dem Dorfe Wish-ram ein Lager auf.

Die Einwohner von Wish-ram waren durch den von ihnen betriebenen lebhaften Handel gewitzte Leute geworden, doch hatte ihre Redlichkeit dadurch nicht gerade gewonnen. Das ganze war eine Gemeinde von Hallunken und Freibeutern.

Da Hunt hier keine Kanoes aufzutreiben vermochte, zog er weiter flußabwärts und schlug dort sein Lager auf, das wegen der häufigen Besuche diebischer Indianer aufs sorgsamste bewacht werden mußte. Nun machte er wieder einen Versuch, sich Kanoes zu verschaffen, deren er bereits mehrere gesehen hatte; die dortigen Fahrzeuge waren

außerordentlich gut gearbeitet, hatten erhöhten Bug und ebensolches Heck und eine Tragfähigkeit bis zu dreißig Zentnern. Es war jedoch recht schwer, mit diesen verschlagenen Wilden handelseinig zu werden, denn sie schienen weit mehr Vergnügen am Stehlen zu finden, als am Tauschen. Trotz größter Wachsamkeit der Weißen gelang es ihnen, allerlei Gegenstände und sogar mehrere Pferde zu entwenden, darunter auch das vielgeliebte Roß Pierre Dorions. Dieser Ehrenmann hatte sein Zelt aus irgendeiner Laune in einiger Entfernung von den andern aufgeschlagen und sein kostbares Pferd daneben angepflöckt; am nächsten Morgen war es zum grenzenlosen Kummer und Ärger des Mestizen verschwunden.

Als er sich nach mehrtägigen Verhandlungen die erforderliche Anzahl Kanoes verschafft hatte, wäre Hunt am liebsten sofort aufgebrochen, um aus dieser diebischen Nachbarschaft herauszukommen, doch wurde er durch heftigen Gegenwind mit Schneefall und Regenschauern bis zum 5. Februar im Lager zurückgehalten. Auch nachdem er sich eingeschifft hatte, mußte er anfangs mit widrigen Winden kämpfen. Aber man hatte die Strömung auf seiner Seite, und nachdem man sie an den großen Stromschnellen vorbeigetragen hatte, glitten die Kanoes ohne weitere Hemmnisse flußabwärts, schossen am 15. Februar um eine Landzunge herum und kamen in Sicht der jungen Ansiedlung Astoria.

Man begreift, mit welchem Entzücken Hunt und seine Leute nach ihrer elfmonatigen Wandrung durch pfadlose Wildnis diese Niederlassung begrüßten, die auf einer Anhöhe gelegen mit ihren Wohnhäusern, Vorratsschuppen und Palisaden eine kleine liebliche Bucht beherrschte, in der sich zu Füßen des Forts eine zierliche Schaluppe schaukelte. Aus jedem der Kanoes erscholl bei dem langersehnten Anblick ein Jubelschrei. Sie lenkten in die Bucht ein und ruderten mit fieberhaftem Eifer auf die Ansiedlung zu, aus der alles hervorströmte und ans Ufer hinabeilte, um sie zu empfangen und willkommen zu heißen.

Unter den ersten, die sie beim Landen begrüßten, waren einige ihrer alten Reise- und Leidensgefährten, die sich am Snake River unter Führung von Reed, M'Lellan und M'Kenzie von ihnen getrennt hatten. Diese waren vor vier Wochen in Astoria angekommen und hatten Hunt und seine Leute schon für verloren gehalten. Ihre Begrüßung fiel deshalb besonders herzlich aus. Was nun gar die kanadischen Voyageurs betraf, so beglückwünschten sie einander in gewohnter lebhafter, wortreicher Weise, und es war oft geradezu

komisch anzusehen, wie diese alten „camarades“ und „confrères“ einander umarmten und küßten.

Nun waren die leitenden Persönlichkeiten der Huntschen Expedition wieder alle vereinigt, mit Ausnahme von Crooks, über den man sich keine großen Hoffnungen mehr machte, da er schon krank und schwach gewesen war, als man sich gezwungen gesehen hatte, ihn mitten in der Wildnis zurückzulassen.

Man verbrachte einen vollen Tag unter Schmausen und Jubeln, um die Ankunft Hunts und seiner Leute, sowie die glückliche Wiedervereinigung aller verschiedenen zerstreuten Teile seiner Expedition gebührend zu feiern. Die Fahnen wurden gehißt und alle großen und kleinen Geschütze abgefeuert, darauf folgte ein Festmahl von Fisch, Biberfleisch und Wildbret, das den an Pferde- und Hundefleisch gewöhnten Gaumen gar köstlich mundete. Auch an reichlichen Grogrationen ließ man es nicht fehlen, was die festliche Stimmung noch mehr belebte. Den Schluß der Feier bildete wie gewöhnlich ein großer Ball der kanadischen Voyageurs.

Pferdehandel zwischen Indianern und Reisenden.

VII.

Der Winter in Astoria — Fischfang, Klima und Boden an der Küste und im Innern — Ausrüstung von Expeditionen — Das Spitzbubendorf — Reeds Briefbüchse — Kampf mit den Wilden — Rückkehr nach Astoria — Astor rüstet den „Biber" aus — Ankunft des „Bibers" am Columbia — Neue Expeditionen — Robert Stuart bricht nach New York auf — Der Schlangenindianer und sein Pferd — Der verschmitzte Dieb — Ein Wiedersehen — Die geplünderten „Caches" — Verdächtige Freunde — Der spaßhafte Krähenhäuptling — Indianische „Scherze".

In Astoria war der Winter sehr still vergangen. Die Befürchtungen in Bezug auf Feindseligkeiten seitens der Indianer hatten sich allmählich gelegt, da diese bei Eintritt der kalten Jahreszeit zum größten Teil aus den Küstengegenden verschwanden, so daß die weißen Ansiedler in Ermanglung ihres Beistandes oft ernstlich unter Mangel an Lebensmitteln zu leiden hatten. Die Jäger unternahmen zwar häufige und weite Ausflüge, hatten aber immer nur geringe Erfolge. Es gab in der Umgegend sowohl Hirsche wie Bären und eine ganze Menge von Elchwild; bei dem zerrissenen, unebenen Gelände und den fast undurchdringlichen Wäldern war es indessen fast unmöglich, das Wild aufzujagen. Außerdem machte es den Jägern bei den unaufhörlichen Regenfällen dieser Jahreszeit große Mühe, ihre Gewehre

in Ordnung zu halten. Die Jagdbeute war daher in der Regel sehr gering, und man sah sich oft genötigt, die Leute auf kleine Rationen zu setzen. Doch mit dem herannahenden Frühling kam auch die Fischsaison — die Jahreszeit des Überflusses am Columbia. Schon in den ersten Februartagen trat in seinem Mündungsgebiete eine kleine Fischart auf, die an unsern Stint erinnert und von den Eingeborenen „uthlecan" genannt wird. Dieses Fischchen soll vorzüglich schmecken und so fett sein, daß es wie eine Kerze brennt und auch von den Indianern als solche benutzt wird. Es kommt in ungeheuren Massen in den Fluß herein und wird von den Eingeborenen mit kleinen, an Stangen befestigten Netzen aufgefischt. Auf diese Weise füllen sie im Nu ganze Kanoes oder häufen Berge von Fischen am Ufer auf. Diese Fische bilden den Hauptbestandteil ihrer Nahrung; die Frauen trocknen sie und reihen sie an Schnüren auf. Da der „uthlecan" nur in der Flußmündung auftritt, führte sein Eintreffen die Eingeborenen an die Küste zurück, und diese eröffneten sofort wieder einen schwunghaften Handel mit dem Fort und brachten Unmengen von Fischen herbei.

Der Stör steigt kurz nach dem „uthlecan" den Fluß empor und wird von den Indianern auf verschiedene Arten gefangen, zuweilen erlegen sie ihn mit Speeren, in der Regel aber benutzen sie Angel oder Netze.

Der vornehmste Fisch des Columbia ist indessen der Lachs, der ebenso wichtig für die indianischen Flußanwohner ist, wie der Büffel für die Stämme der Prärien. Er tritt erst Ende Mai im Flusse auf und dann bis Mitte August in solchem Überfluß, daß man ihn meistens in seichtem Wasser in ungeheuren Mengen mit Speeren und Angeln zur Strecke bringt. Die Bewohner von Astoria waren in hohem Maße von dem Ertrag dieses Massenlachsfanges abhängig.

Nachdem sie ein Jahr lang an der Columbiamündung zugebracht und mehrfache Expeditionen ins Innere unternommen hatten, konnten die Astorianer sich allmählich einen Begriff von dem Lande machen. Die Küste war ungemein bergig und zerklüftet und reich bewaldet mit Fichten, Zedern, Pappeln, Eichen, Eschen, Weiden und vereinzelten Walnußbäumen; das dichte Unterholz bestand aus Schierling, aromatischen Sträuchern, Stachelbeeren, Himbeeren, Preißelbeeren, Heidelbeeren, Erdbeeren, Brombeeren, Mehlbeeren, Johannisbeeren, Schlehen und wilden Kirschen, zwischen denen ein Überfluß von Schlingpflanzen aller Arten noch dazu beitrug, das Dickicht fast undurchdringlich zu machen.

Unter den Vierfüßlern, die man auf den Expeditionen zu Gesicht bekommen hatte, waren die hauptsächlichsten: amerikanischer Hirsch, Damhirsch, schwarzer Bär und Grislybär, Antilope, Dickhornschaf, Biber, Fluß- und Seeotter, Bisamratte, Fuchs, Wolf und sehr vereinzelt Panther. Die einzigen Haustiere der Eingeborenen waren Pferde und Hunde.

Ungemein reichhaltig und mannigfaltig war die Vogelwelt: es gab Schwäne, Wildgänse, Ringelgänse, Enten aller Arten, Pelikane, Reiher, Möven, Schnepfen, Brachvögel, Adler, Geier, Raben, Krähen, Elstern, Spechte, Tauben, Rebhühner, Fasanen, rote Feldhühner und zahllose Singvögel.

Reptilien waren selten; die einzigen gefährlichen waren die Klapperschlange und eine andre etwa vier Fuß lange, schwarz-weiß-gelb gestreifte Art.

Ganz auffallend und charakteristisch für die Gegend westlich vom Felsengebirge ist das milde und gleichmäßige Klima. In den Tälern und Ebenen fällt im Winter nur selten Schnee, der überdies meistens gleich wieder zerschmilzt, nur oben auf den Bergen bleibt er längere Zeit liegen. Man könnte den Winter eigentlich Regenzeit nennen, denn vom Oktober bis zum März regnet es bei häufigen Gewittern fast unausgesetzt. Während der übrigen sieben Monate ist das Wetter fast immer schön und angenehm. Den mangelnden Regen ersetzen starker Tau und gelegentlicher Morgennebel, die aber keineswegs gesundheitsschädlich sind, da sowohl Weiße wie Indianer im Freien zu schlafen pflegen, ohne jemals irgendwelche böse Folgen zu spüren. Während diese milde und gleichbleibende Temperatur im Unterlande vorherrscht, sind die umliegenden Gebirge mit ewigem Schnee bedeckt, so daß sie weithin sichtbar sind und mit ihren bald leuchtenden, bald blaßschimmernden Gipfeln einen frappanten Gegensatz zu der übrigen Landschaft bilden.

Als nach den stillen Wintermonaten der Frühling kam, geriet die kleine Ansiedlung in Bewegung und bereitete sich auf die Entsendung verschiedener Expeditionen vor.

Die Aufgabe, die Station am Oakinagan mit neuen Vorräten zu versorgen, wurde von Robert Stuart übernommen. Zur Aufsuchung der „Caches" wurden zwei Männer namens Russel Farnham und Donald M'Gilles ausersehen, denen ein Führer und acht Mann beigegeben wurden.

Endlich mußten Briefe an Mr. Astor entsandt werden, und diese

wurden John Reed anvertraut. Er sollte auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, über das Gebirge zurückkehren, und zwar in Begleitung von Ben Jones aus Kentucky und zwei kanadischen Voyageurs.

Sobald er von der Reedschen Expedition erfuhr, erklärte M'Lellan, daß er sich ihr anschließen werde. Er war schon lange über seinen geringen Anteil an der Teilhaberschaft mißvergnügt gewesen und hatte eine größere Anzahl von Aktien beansprucht; da man diesem Verlangen nicht nachgekommen war, beschloß er, aus der Kompanie auszutreten. M'Lellan war ein außerordentlich eigenwilliger, resoluter Mensch, der keinerlei Überredungskünsten zugänglich war. Man ließ ihm daher seinen Willen, ohne auch nur zu versuchen, ihn davon abzubringen.

Reed bereitete sich indessen mit dem ganzen Feuereifer eines Irländers auf sein gefährliches Unternehmen vor: er ließ eine zinnerne Büchse anfertigen, in welche die für Mr. Astor bestimmten Briefe und Papiere sorgsam eingelötet wurden. Diese Büchse wollte er mit einem Riemen an der Schulter befestigen, sie immer beim Schlafen und Wachen und unter allen Umständen zu Wasser und zu Lande bei sich tragen und sie nur zugleich mit seinem Leben fahren lassen!

Da diese drei verschiedenen Expeditionen einstweilen flußaufwärts denselben Weg hatten und dieser zwischen den piratenhaften Indianerstämmen des Columbia hindurchführte, hielten sie es für geraten, gleichzeitig aufzubrechen und fürs erste zusammen zu reisen. Dementsprechend schifften sie sich am 22. März zu siebzehn Personen in zwei Kanoes ein, um die Reise anzutreten.

Die kleine vereinigte Schar fuhr unter dem Oberbefehl Stuarts den Columbia hinauf und erreichte im April den berüchtigten Plünderungsort der indianischen Freibeuter, die „lange Rinne". Hier war man genötigt, die Boote auszuladen und sie und ihre Ladung über Land bis an das obere Ende der Stromenge zu tragen. Dazu waren die Weißen nicht zahlreich genug, und man mußte daher die Hilfe von Indianern in Anspruch nehmen, die sich bereit erklärten, die Waren mit ihren Pferden hinzubefördern. Man machte sich also auf den Weg mit der ersten Ladung — die Indianer mit schwerbepackten Pferden unter der Eskorte von Reed und fünf wohlbewaffneten Leuten; der tapfre Irländer stolzierte an der Spitze des Zuges einher, die glitzernde Zinnbüchse auf dem Rücken. Als man sich jedoch in einer vielfach gewundenen Felsenschlucht befand, lenkten einige von den

freibeuterischen Rothäuten ihre Pferde einen steilen Pfad hinauf und galoppierten mit mehreren Warenballen und einer Menge von kleineren Gegenständen von dannen. Eine Verfolgung wäre völlig nutzlos gewesen; die Eskorte hatte Mühe genug, die übrigen Pferde glücklich ans Ziel zu bringen, denn den Wachmannschaften wurden Messer und Schnupftücher gestohlen, und Reeds Zinnbüchse befand sich in größter Gefahr.

Als Stuart von diesen Diebstählen hörte, eilte er zur Unterstützung der Eskorte herbei, erreichte sie jedoch erst abends bei dem Dorfe Wish-ram. Hier überfiel sie die Nacht inmitten eines diebischen Indianerstammes. Da man nicht wissen konnte, ob die Wilden sich nicht zum gewaltsamen Raub aufschwingen würden, verharrte man bis zum Morgen ohne zu schlafen mit dem Gewehr im Arm, und bei Tagesgrauen wurde alles hastig in die Boote geschafft, worauf man sich einschiffte, ohne auch nur den Versuch zu machen, die entwendeten Waren zurückzuerlangen. Man war froh, „diesem Räubernest entronnen zu sein".

Doch die wackren Einwohner von Wish-ram waren keineswegs geneigt, ihre weißen Gäste so leichten Kaufes ziehen zu lassen. Die von ihnen errungene Beute hatte ihre Habgier nur vermehrt, und ihr Selbstvertrauen wuchs, als sie sahen, daß ihre Unredlichkeit unbestraft blieb. Sie beschlossen daher, noch weiteren Zoll von den Reisenden zu erzwingen und sich womöglich der Zinnbüchse zu bemächtigen, die so verlockend glitzerte und so ängstlich von Reed gehütet wurde, daß sie nach Ansicht der Wilden „eine große Medizin" bergen mußte.

Infolgedessen waren Stuart und seine Gefährten noch nicht weit gekommen, als sie den ganzen Pöbel von Wish-ram unter Geheul und Geschnatter am Ufer auftauchen sahen, und als sie unterhalb der Stromschnellen an Land gingen, wurden sie im Nu von drei- bis vierhundert mit Keulen und Bogen bewaffneten Indianern umringt. Diese drängten sich dazu, die Kanoes und Waren stromauf zu tragen. Stuart lehnte es ab, mit dem Transport zu beginnen, indem er die späte Stunde vorschützte; um sie aber bei guter Laune zu erhalten, versprach er, sich am nächsten Morgen ihres Beistandes zu bedienen, falls sie sich bis dahin gut aufführten. Inzwischen schlug er ihnen vor, die Kanoes schon jetzt weiterzuschaffen, worauf sie sich unter Bewachung von acht wohlbewaffneten Weißen mit zwei Kanoes aufmachten.

Als sie am oberen Ende der Fälle ankamen, regte sich die boshafte Ader der Wilden, und sie waren drauf und dran, die beiden Kanoes zu zerstören — wohl in der Voraussetzung, daß die Weißen sich dann gezwungen sehen würden, ihre Waren zum Verkauf auszubieten, wobei sich dann schon Gelegenheit zum Stehlen finden würde. Sie hätten ihre Absicht sicherlich ausgeführt, wenn sich nicht ein alter, augenscheinlich sehr angesehener Indianer ins Mittel gelegt hätte; dieser hielt eine längere Rede und bewog die ganze Horde, mit Ausnahme von etwa fünfzig, sich zum nördlichen Ufer hinüber zu begeben, wo sie ohne Zweifel auf weitere Gelegenheiten für Unfug lauerten.

Inzwischen hatte der bei den Waren zurückgebliebene Stuart, der den angeblich so hilfsbereiten Indianern nicht über den Weg traute, den Beschluß gefaßt, ihnen ein Schnippchen zu schlagen und ihre Anschläge zu vereiteln. Er weckte seine Leute mitten in der Nacht und schlug ihnen vor, die Ladungen bei dem hellen Mondschein selbst stromauf zu tragen, bevor die schlafenden Indianer es gewahr würden. Alle willigten freudig ein und begaben sich mit brennendem Eifer ans Werk, um womöglich vor Tagesanbruch fertig zu werden. Stuart ging mit den ersten Lasten ans obere Ende der Fälle voraus, während Reed und M'Lellan an ihrem Fuße zurückblieben, um den Fortgang der Arbeit bis zuletzt zu leiten.

Doch der Morgen graute, bevor der Transport beendet war. Einige von den fünfzig am südlichen Ufer befindlichen Wilden merkten, was vorging, und benachrichtigten ihre Stammesgenossen auf der Nordseite, von denen sich sofort etwa hundert in zwei großen Kanoes einschifften. Zwei Lasten waren noch zu transportieren. Stuart schickte eine Anzahl von Leuten aus, um eine davon herbeizubringen, und ließ Reed sagen, er möge zum Schutz der letzten Ladung einige Mannschaften dabehalten, um einen etwaigen Angriff der Indianer abzuwehren. Reed weigerte sich indessen, welche zurückzubehalten, und erwiderte, er und M'Lellan könnten den kleinen Warenrest allein verteidigen. Die Leute zogen also mit ihren Lasten ab, während Reed und M'Lellan den Rest bewachten. Mittlerweile kamen zahlreiche Kanoes über den Fluß herüber. Als sie sich dem Ufer näherten, stach ihnen John Reeds unselige, weithin leuchtende Zinnbüchse in die Augen. Kaum berührten die Boote das Land, als die Indianer auch schon mit wildem Kriegsgeheul herausſprangen und sich auf die glitzernde Beute stürzten. M'Lellan schritt vor, um die Waren

zu schützen; im selben Moment versuchte einer der Wilden, ihm mit einer Hand sein Büffelfell über den Kopf zu werfen und ihn mit der andern zu erstechen. M'Lellan wich zurück, um dem Stoß auszuweichen, riß die Büchse an die Wange und schoß den Schurken nieder.

Währenddessen hantierte Reed an seiner Flinte herum, um sie schußfertig zu machen, was er bisher leichtfertigerweise versäumt hatte, bekam jedoch plötzlich einen Keulenschlag über den Kopf, der ihn besinnungslos zu Boden streckte. Im Nu wurde er seiner Flinte und Pistolen beraubt, und die Ursache des ganzen Angriffs, die Zinnbüchse, wurde im Triumph von dem Räuber davongeschleppt.

In diesem kritischen Moment erschien Stuart, der das Kriegsgeheul vernommen hatte, mit Ben Jones und sieben andern auf dem Kampfplatz. Als er ihn erreichte, sah er John Reed in seinem Blut schwimmen, während ein Indianer sich anschickte, ihm mit seinem Tomahawk den Garaus zu machen. Stuart gab Ben Jones einen Wink, worauf dieser die Büchse anlegte und den Mordgesellen niederschoß. Dann riefen alle Weißen Hurra und stürzten sich auf die Wilden, die unverzüglich die Flucht ergriffen. Reed wurde nun aufgehoben und blutend und bewußtlos an den Fällen entlang getragen. Man wollte sich dann in aller Eile einschiffen, als es sich herausstellte, daß die Kanoes stark leck waren und nicht ins Wasser gelassen werden konnten, und daß man die Ruder am unteren Ende der Fälle vergessen hatte. Jetzt entwickelte sich eine Szene wilder Verwirrung. Die Indianer heulten und kreischten und rannten umher wie eine Dämonenhorde. Die Mannschaften, die sich so plötzlich aufgehalten sahen, wurden von einer Panik befallen; einige von den Kanadiern vergingen fast vor Angst, und zwei junge Leute fielen buchstäblich in Ohnmacht. Sobald sie wieder zur Besinnung gekommen waren, ließ Stuart ihnen die Waffen abnehmen, die unteren Kleidungsstücke ausziehen und ihnen ein Stück Zeug um die Hüften binden, das ihnen das Aussehen einer Squaw verlieh: es ist dies eine indianische Strafe für Feigheit. Nachdem man sie so herausgeputzt hatte, wurden sie mit den Waren in den Kanoes verstaut. Dieser lächerliche Zwischenfall erregte trotz aller Gefahren die Heiterkeit der mutigeren Seelen und reizte den Stolz der zaghafteren Geister. Da die Indianer inzwischen zum andern Ufer zurückgekehrt waren, wurde die Ordnung bald wieder hergestellt. Einige Leute eilten zurück, um die Ruder zu holen, andre begannen die Boote

zu kalfatern und in den Fluß zu lassen, und nach kurzer Zeit hatten sich alle eingeschifft und setzten die Reise flußaufwärts fort.

Kaum waren sie fort, als die Indianer wieder auf dem Kampfplatz erschienen, ihre beiden erschossenen Stammesbrüder aufluden und mit ihnen ins Dorf zurückkehrten. Hier töteten sie zwei Pferde und tranken ihr warmes Blut, um ihren Mut zu beleben. Darauf bemalten und putzten sie sich aufs scheußlichste, vollführten einen wilden Totentanz um die Leichen der Erschlagenen und stimmten den Kriegsgesang der Rache an. Endlich stiegen etwa hundertfünfzig Mann zu Pferde und ritten waffenschwenkend am Norduser entlang von dannen, um den Kanoes den Weg abzuschneiden, sich in den Hinterhalt zu legen und furchtbare Rache an den Weißen zu nehmen.

Es gelang ihnen, den Booten einen Vorsprung abzugewinnen, ohne entdeckt zu werden, und sie setzten eben über den Fluß, um das südliche Ufer zu gewinnen, an welchem die Kanoes entlangfuhren, als man sie zum Glück erspähte. Stuart und seine Leute waren im Nu kampfbereit. Als sie herankamen, sahen sie, daß die Wilden dicht am Ufer unter überhängenden Felsen Aufstellung genommen hatten. Da die Feinde dadurch im Vorteil waren, hielten die Weißen die Kanoes an, sobald sie sich ihnen bis auf fünfhundert Meter genähert hatten, und schossen ihre Geschütze ab, die sie dann rasch wieder luden. Dann gingen sie an Land, machten Feuer an und verbanden Reed, der aus fünf Kopfwunden blutete. Nachdem das geschehen war, banden sie die Kanoes zusammen, befestigten sie an einem dicht am Ufer aufragenden Felsen und warteten den drohenden Angriff ab.

Nach kurzer Zeit sahen sie ein Kanoe herankommen, in welchem der Kriegshäuptling des Stammes mit drei seiner tapfersten Krieger saß. Als er sich bis auf Hörweite genähert hatte, hielt er eine längere Ansprache, in der er den Weißen erklärte, sie hätten zwei seiner Stammesgenossen getötet, die Angehörigen der Gefallenen schrien nach Rache und hätten ihn gezwungen, sie in den Kampf zu führen. Dennoch sei ihm nicht daran gelegen, unnützes Blut zu vergießen, und er schlage daher vor, man möge ihm den doch schon halbtoten Reed ausliefern, den er dann den Manen der gefallenen Krieger zum Opfer bringen wolle. Das werde die Wut seiner Freunde besänftigen, so daß man das Kriegsbeil begraben und Frieden schließen könne. Die Antwort bestand natürlich in einer in herausforderndem Ton erteilten Ablehnung, und der Häuptling hatte

währenddessen Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß man wohlgerüstet war und sich auf energischen Widerstand vorbereitet hatte. Er kehrte daher zu seinen Kriegern zurück und hielt eine längere Beratung ab. „Blut um Blut" ist ein Grundsatz indianischer Gerechtigkeit und Ehre; da die Männer von Wish-ram jedoch nicht allein Krieger, sondern auch Handelsleute waren, fanden sie, daß die Ehre ausnahmsweise auch einmal gegen den Profit zurückstehen könne. Man trat daher mit den Weißen in Unterhandlung und einigte sich schließlich dahin, die Sache für eine Wolldecke zum Einhüllen der Toten und etwas Tabak für die Pfeifen der Lebendigen gütlich beizulegen. Nachdem dies zugewilligt worden war, kehrten sie ins Dorf zurück, um die Pferde zu verspeisen, deren Blut sie so prahlerisch getrunken hatten, und die Reisenden setzten ihre Fahrt unbehelligt fort.

Die Zinnbüchse mit den wichtigen Briefen an Astor war und blieb jedoch unwiederbringlich verloren. Das Übermaß von Vorsicht, mit welchem der wackre Irländer die ihm anvertrauten Papiere zu sichern suchte, hatte sie ganz gegen seine Absicht recht augenfällig gemacht und den Raub herausgefordert. Da der Zweck seiner Reise nun also durchkreuzt war, gab er seine Expedition auf. Er begleitete die Freunde noch bis zu der Station am Okinagan und kehrte nach einem dreitägigen Aufenthalt mit David Stuart nach Astoria zurück. Dieser hatte eine Menge von Biberfellen zusammengebracht, hielt es aber für geratener, sie in der von ihm gegründeten Niederlassung zurückzulassen, weil er die Erhebung von „Räubersold" an den Columbiafällen fürchtete.

Als sie sich auf der Rückfahrt befanden, wurden sie eines Tages zu ihrer größten Überraschung vom Ufer aus auf englisch angerufen und gewahrten, als sie umherspähten, zwei völlig nackte Weiße. Sie ruderten sofort ans Land und entdeckten in diesen beiden Jammergestalten Crooks und seinen Getreuen, den Kentuckier John Day. Die beiden hatten sich durchgeschlagen, so gut es ging, und waren schließlich auch unter furchtbaren Mühen und Entbehrungen über das Gebirge herübergekommen. Nachdem sie sich bei dem freundlichen, gastfreien Stamm der Walla-Wallas erholt und gestärkt hatten, drangen sie glücklich bis zum Columbia vor, um dort in die Hände indianischer „Raubritter" zu fallen, die ihnen ihre Waffen entrissen, sie ihrer sämtlichen Kleider beraubten und sie dann ihrem Schicksal überließen.

In diesem jammervollen Zustande setzten sie ihre Wandrung fort

und hatten soeben in ihrer Not beschlossen, zu den menschenfreundlichen Walla-Wallas zurückzukehren, als Stuarts Kanoes in Sicht kamen.

Die Unglücklichen waren außer sich vor Freude, als sie sich endlich wieder unter Landsleuten und Freunden sahen, und diese begrüßten sie mit Jubel, versahen sie mit allem was sie nötig hatten und konnten sich in der Pflege der verloren Geglaubten nicht genug tun. Die ganze Schar fuhr nun weiter flußabwärts, passierte ungehindert alle gefährlichen Punkte und traf am 11. Mai glücklich in Astoria ein.

Inzwischen war der in New York zurückgebliebene Veranstalter dieses ganzen Unternehmens, Jakob Astor, eifrig beschäftigt gewesen, das von ihm ins Leben Gerufene zu fördern und immer mehr auszubauen. Da er sich mit der Absicht trug, die russischen Pelzstationen am Großen Ozean mit regelmäßiger Zufuhr zu versehen, trat er mit dem russischen Botschafter in Washington und der Russisch-Amerikanischen Pelzkompanie in Verhandlung und sandte schließlich einen Vertreter nach St. Petersburg, um sich die Genehmigung der dortigen Regierung zu verschaffen.

Sein nächster Schritt war die Abfertigung des Schiffes, das seinen allgemeinen Plänen gemäß alljährlich nach dem Columbia abgehen sollte. Er hatte bisher nicht das geringste von den beiden Expeditionen gehört und mußte daher von der Voraussetzung ausgehen, daß alles nach seinen Bestimmungen ausgeführt worden sei. Dementsprechend rüstete er ein stattliches Schiff von 490 Tonnen, namens „Biber", aus und befrachtete es mit einer wertvollen Ladung, die für die Faktorei an der Columbiamündung, den Küstenhandel und die Lieferungen für die russischen Niederlassungen bestimmt war. In diesem Schiff fuhren auch noch ein Teilhaber, Clarke, fünf Angestellte, fünfzehn amerikanische Arbeiter und sechs kanadische Voyageurs mit hinaus. Bei der Wahl seiner Agenten für die erste Expedition war Astor noch genötigt gewesen, auf die im Pelzhandel erfahrenen britischen Untertanen zurückzugreifen; von jetzt ab wollte er dazu nach Möglichkeit Amerikaner wählen, um dem amerikanischen Einfluß in der Leitung der Kompanie das Übergewicht zu sichern und dieser eine ausgesprochen nationale Richtung zu geben.

Wegen seiner Ungewißheit über die Anfangsschritte der Unternehmung konnte Astor dem Kommandanten des „Biber", Kapitän Sowle, nur sehr bedingte Weisungen erteilen.

Er sollte nach den Sandwich-Inseln fahren und sich dort nach dem Schicksal der „Tonkin“ und einer etwaigen, neu gegründeten Ansiedlung am Columbia erkundigen; falls die Nachrichten günstig ausfielen, sollte er so viele Kanaken mitnehmen, wie das Schiff beherbergen konnte, und nach der Columbiamündung fahren. Dort angekommen, sollte er mit größter Vorsicht zu Werke gehen, denn selbst wenn eine Ansiedlung gegründet worden war, konnte sie in feindliche Hände gefallen sein. Deshalb sollte er sich den Anschein geben, als ob er aus Zufall oder Not eine Landung vornähme, und nichts davon sagen, daß sein Schiff Astor gehöre, bis er sich vergewissert habe, daß alles in Ordnung sei. War das der Fall, so sollte er den für die Niederlassung bestimmten Teil der Ladung löschen und nach Neu-Archangel weiterfahren, wo man ihn für die von ihm überbrachten Vorräte mit Pelzwerk bezahlen würde. Mit diesem sollte er nach Astoria zurückkehren, dort die inzwischen zusammengebrachten Felle einnehmen, seine Ladung dann noch durch Küstenhandel vervollständigen und endlich nach Canton fahren. In bezug auf den Verkehr mit Eingeborenen erhielt der Kommandant des „Biber“ ebenso eingehende und vorsichtige Mahnungen, wie seinerzeit Kapitän Thorn.

Der „Biber“ segelte am 10. Oktober 1811 von New York ab und legte die Fahrt bis zu den Sandwich-Inseln ohne Zwischenfälle zurück. Hier hörte man nur unbestimmte Gerüchte über das furchtbare Schicksal der „Tonkin“ und nichts Genaues über die Entstehung einer neuen Niederlassung an der Columbiamündung. Nach reiflicher Überlegung nahm der Kapitän für alle Fälle zwölf Insulaner an Bord und setzte dann erst seine Reise fort.

Am 6. Mai traf er vor der Mündung des Columbia ein, fuhr so nahe wie möglich heran und feuerte zwei Signalschüsse ab. Es erfolgte keine Antwort, noch war ein Signal irgendwelcher Art zu entdecken. Als die Nacht hereinbrach, steuerte der „Biber“ wieder in die offne See hinaus, und die Stimmung an Bord wurde recht gedrückt, als man das Land aus den Augen verlor. Am nächsten Tage wiederholten sich dieselben Manöver und blieben abermals ganz erfolglos. Jetzt gab sich Kapitän Sowle den trübsten Befürchtungen hin. Er war überzeugt, daß die erste Expedition von den Eingeborenen niedergemetzelt worden sei, bevor sie ihren Bestimmungsort erreicht habe, oder daß die etwa gegründete Station später durch die Indianer überfallen und zerstört worden sei.

Als der Morgen des 8. Mai anbrach, steuerte Kapitän Sowle zum drittenmal auf die Flußmündung zu und gab, ohne sich viel Hoffnung zu machen, nochmals drei Signalschüsse ab. Zum größten Jubel der Schiffsmannschaft ertönten gleich darauf drei deutliche Kanonenschüsse. Nun waren alle beruhigt, nicht aber der Kapitän. Dieser bedächtige Mann erinnerte sich der Anweisungen Astors und beschloß, mit äußerster Vorsicht vorzugehen. Konnten diese Signale nicht eine List verräterischer Indianer sein? Selbst als auf Kap Disappointment eine weiße Flagge gehißt wurde, deren Platz während der Nacht von einem Leuchtfeuer eingenommen wurde, hegte er immer noch dunkle Befürchtungen.

Am nächsten Morgen kam ein Indianerkanoe in Sicht, dem in kurzer Entfernung ein größeres Boot folgte. Da beide auf das Schiff zusteuerten, erhielt die Mannschaft Befehl, sich bewaffnet bereitzuhalten. Die Stimmung an Bord schwankte fieberhaft zwischen Furcht und Hoffnung auf und nieder, denn nun mußte es sich endlich herausstellen, was aus ihren Vorgängern und dem ganzen Unternehmen geworden war. Das Kanoe mit Comcomly und sechs Indianern legte zuerst längsseits an, aber auch schon im nächsten Augenblick kam das Boot mit M'Lellan, M'Dougal und acht Kanadiern heran, und nun hatten die angstvollen Zweifel des Kapitäns ein Ende. Der „Biber" fuhr von den Booten geführt in die Bucht hinein und ging dort vor Anker.

Die Ankunft des „Bibers" mit Verstärkung und Vorräten wirkte belebend und ermutigend auf die Astorianer. Nun konnten die Unternehmungen weiter ausgedehnt und Handelsstationen im Innern gegründet werden. Man entsandte sofort zwei kleine Expeditionen unter Führung von M'Kenzie und Clarke, die auf verschiedenen Wegen zu Fuß bis zu den oberen Flußarmen des Columbia vordringen und dort, wo man den Widerstand und Wettbewerb der Nordwest-Kompanie am meisten zu fürchten hatte, Ansiedlungen gründen sollten.

Eine dritte Gesellschaft unter David Stuart sollte mit Vorräten nach der neuen Station am Oakinagan abgehen, und als vierte mußte eine Botschaft mit Briefen an Astor ausgesandt werden. Die sichre Beförderung dieser Briefschaften war von höchster Wichtigkeit, da Astor durch sie über die Lage der Dinge in der neuen Faktorei Auskunft erhalten würde und dann über die Abfertigung von Zufuhr und Verstärkungen urteilen konnte. Die Aufgabe war gefahrvoll

und beschwerlich und erforderte einen Mann von Mut und Entschlossenheit. Man vertraute sie Robert Stuart an, der den Weg übers Gebirge zwar noch nicht gemacht, aber trotz seiner Jugend schon Beweise großer Tüchtigkeit geliefert hatte. Als Führer und Jäger wurden ihm drei erprobte und erfahrene Leute von Hunts Expedition beigegeben, nämlich der Kentuckier Ben Jones und Andri Vallar und François Le Clerc aus Kanada. M'Lellan erklärte, daß er entschlossen sei, diese Gelegenheit zur Heimkehr in die Vereinigten Staaten zu benutzen. Auch der nach furchtbaren Nöten und Entbehrungen glücklich mit John Day in Astoria eingetroffene Mr. Crooks schloß sich ihnen an, denn trotz alledem, was er im vergangenen Winter durchgemacht hatte, wollte er doch lieber denselben Weg zurückmachen und all seinen Gefahren und Strapazen die Stirn bieten, als in Astoria bleiben.

Alle diese Abteilungen begaben sich am 29. Juni unter Salutschüssen der Kanonen von Astoria gemeinsam auf den Weg. Sie sollten zusammenhalten, solange irgendwelche Gefahren von den Flußpiraten der Columbiafälle drohten, und sich erst am Oberlauf des Stromes trennen.

Am 6. Juli traf die kleine Flottille am Fuß der untersten Fälle ein und schlug dort ihr Lager auf. Es wurden starke Wachen aufgestellt, und man begann mit dem Transport der Waren und Boote, der unter den Augen der Wilden rasch und glatt vonstatten ging. Nur ein Kanoe kenterte, die Ladung versank und trieb teilweise stromab. Nun zeigte sich die Gewandtheit und Beutegier dieser Indianer: im Nu hatten sie sich der schwimmenden Ballen bemächtigt, sie aufgeschnitten und zur Hälfte unter sich verteilt, während andre den Rest wegschleppten und in einem abgelegenen Hohlweg versteckten. Doch Stuart setzte ihnen nach, spürte die Räuber auf und entriß ihnen ihre Beute.

Auch an den oberen Fällen verlief alles ohne weitere Zwischenfälle, als einen nächtlichen Alarm, bei welchem alle sofort zu den Waffen stürzten, ohne daß es jedoch mit der auf dem Kriegspfade befindlichen Indianerhorde zum Kampfe kam.

Mit diesen anstrengenden und zeitraubenden „Portages" vergingen vierzehn Tage; doch endlich waren sie überwunden und vom 19. Juli ab ging die Bootfahrt nun schneller und glatter vonstatten.

Am 28. Juli erreichten die Reisenden die Mündung des Walla-Walla, und hier mußten sich die verschiedenen Gruppen trennen, um

jede für sich ihrem Ziel zuzustreben. Doch vorher nahmen noch alle an dem Fest teil, das ihnen von dem gastlichen Walla-Walla-Stamm bereitet wurde. Dann wurde ein Pferdehandel eröffnet. Stuart erstand zwanzig Pferde für seine Leute, einige zum Reiten und andre als Packtiere. Er hatte das Glück, für sich selbst ein sehr edles Pferd zu erhalten, das von den Indianern wegen seiner Ausdauer und Schnelligkeit sehr gepriesen wurde. Der Besitzer konnte sich gar nicht von dem Tier trennen und schien es schmerzlich zu bedauern, daß er sich von ihm losgerissen hatte.

Stuart verbrachte noch mehrere Tage mit sorgfältigen und gründlichen Vorbereitungen und trat dann am 31. Juli mit seiner kleinen, aber zuversichtlichen und unerschrockenen Schar von Sechsen den Marsch nach dem Felsengebirge an.

Nachdem sie am ersten Tage durch ein dürres, sonnenverbranntes und wasserarmes Hügelgelände gekommen waren, wo sie sehr von Durst geplagt wurden, stießen Stuart und seine Gefährten auf den kleinen, kristallklaren Umatallafluß und wanderten an ihm entlang, bis er sie an ein Gebirge heranführte. Es waren die Blauen Berge, die einen immer bedrohlicheren Charakter annahmen, je näher man an sie herankam. Die Reisenden mußten denn auch manche zerklüftete Schlucht und manchen undurchdringlich bewaldeten oder jäh abstürzenden Felsen überwinden, ehe sie die schönen, von lieblichen grünen Tälern durchzogenen Vorberge erreichten und von dort aus in eine fruchtbare, gut bewässerte Ebene hinabstiegen. Die Ufer der zahlreichen kleinen Flüsse waren von Bibern und Fischottern bevölkert, und auch Elche waren im Überfluß vorhanden, wie man aus den überall umherliegenden abgeworfenen Geweihen ersah. Als man dem Snake River näherrückte, zeigte sich sogar einmal ein Rudel von Antilopen, an das die Jäger aber leider nicht heranzukommen vermochten.

Am 12. August erreichte man den Strom, der Hunt und seinen Gefährten so viel Not gemacht hatte. Stuart zog nun an seinem südlichen Ufer entlang, da er beschlossen hatte, die weiter oben hergestellten „Caches" zu besuchen. Im Laufe des nächsten Morgens kam ein Schlangenindianer hinter ihnen hergesprengt. Stuart wartete, um ihn herankommen zu lassen; doch kaum hatte der Wilde ihn erreicht, als er aus dem Sattel sprang, Stuarts Pferd mit beiden Armen umhalste und das Tier, das darüber keineswegs erstaunt zu sein schien, mit Küssen und Liebkosungen überschüttete. Als Stuart

ungeduldig fragte, was das zu bedeuten habe, erklärte der Indianer, das Pferd gehöre ihm und wäre ihm kürzlich von den Walla-Wallas gestohlen worden. Stuart war darüber sehr ungehalten und durchaus nicht geneigt, die Ansprüche des angeblichen Eigentümers anzuerkennen. Das Pferd war ein außerordentlich edles Tier von schönem Wuchs und hervorragender Geschwindigkeit und Leistungsfähigkeit, und Stuart hatte sich vorgenommen, es womöglich mit nach New York zu nehmen und es Astor zu schenken.

Mittlerweile holten ihn mehrere seiner Leute ein, die in dem Schlangenindianer sofort einen alten Freund erkannten. Tatsächlich war er einer von den zwei Wilden, die es im vergangenen Herbst übernommen hatten, die bei Fort Henry zurückgelassenen Pferde zu versorgen.

Der Indianer wurde umringt und mit Fragen bestürmt, gab aber dunkle und nur halb verständliche Antworten. Er erzählte von Räubern, die ihnen die Pferde entwendet und fortgetrieben hätten. Auch behauptete er, die „Caches" wären entdeckt und ausgeplündert worden. Was Miller und die verschiedenen Trappergruppen betraf, so wollte er auch von ihnen allerlei unheilvolle Gerüchte vernommen haben.

Im Laufe des Gesprächs erklärte der Indianer, Hunt habe damals einen sehr ungünstigen Weg übers Gebirge eingeschlagen, und er kenne einen bedeutend besseren. Daraufhin überredete ihn Stuart, sich ihm als Führer anzuschließen, wofür er ihm als Lohn eine Pistole mit Munition, ein Messer, eine Ahle, einige Schnüre blauer Glasperlen, eine wollene Decke und einen Spiegel versprach. Eine solche Liste von Kostbarkeiten war unwiderstehlich verlockend; überdies sehnte sich der Schlangenindianer nach den Prärien: er hatte das Lachsessen satt und seufzte nach dem Büffelfleisch und besonders auch nach den großartigen Büffeljagden jenseits der Berge. So schloß er sich denn den Weißen an, und von Stuarts geliebtem Pferde war nicht weiter die Rede, obwohl der Indianer es nicht aus den Augen ließ.

Als man jedoch am nächsten Morgen vorm Aufbruch Musterung über die kleine Schar von Reisegenossen abhielt, fehlte ihr Führer. Man machte sich keine Gedanken darüber, da man vermutete, daß er irgendwo in der Nähe sein müsse, und begann die Pferde einzufangen. Stuarts vielgerühmtes Leibroß war nicht zu finden. In seiner Seele stieg ein Argwohn auf. „Sucht nach dem Pferd des Schlangenindianers!" Es war ebenfalls verschwunden. Man fand

die Spuren von zwei Pferden, die über den Fluß hinüberführten. Dem Anschein nach war eins unterm Reiter gegangen und das andre an der Hand geführt worden. Der Indianer war offenbar nach der Sitte seines Stammes verfahren und hatte sich wieder in den Besitz seines Pferdes gesetzt, indem er sich in aller Stille mit ihm auf und davon machte.

Man schwor sich zu, nie wieder einem Schlangenindianer oder irgend einer andern Rothaut zu trauen. Überdies beschlossen die Reisenden, mit größter Sorgfalt über ihre Pferde zu wachen und sich bei Nacht in drei Wachmannschaften zu teilen, die einander ablösen sollten.

Am 20. August zog man weiter durch die Prärien des Snake River, Es war ein schwüler Tag, und einige von den Leuten kletterten ans Flußufer hinab, um ihren Durst zu löschen. Das Ufer war mit überhängenden Weiden bestanden, unter denen sie zu ihrer größten Überraschung einen angelnden Mann gewahrten. Er begrüßte ihr Erscheinen mit einem Freudenschrei, und nun sahen sie, daß es John Hoback war, einer ihrer verlorenen Kameraden. Gleich darauf tauchten auch Miller, Rezner und Robinson hinter den Weiden hervor auf, und alle bewillkommten die Freunde mit wahrem Jubel.

Die armen Trapper sahen jammervoll aus. Sie hatten im vergangenen Herbst eine Menge von Biberfellen zusammengebracht und waren schon mit ihrer Beute unterwegs gewesen, als sie von räuberischen Indianern überfallen wurden, die ihnen ihr Pelzwerk, ihre Pferde und sogar einen Teil ihrer Kleider entrissen. Sie hatten sich dann mühsam durch den Winter geschlagen und wanderten nun am Snake River abwärts, als sie mit Stuarts Leuten zusammentrafen. Sie waren begreiflicherweise überglücklich, und ihre alten Kameraden hießen sie herzlich willkommen und setzten den halb verhungerten Männern schleunigst eine möglichst reichliche Mahlzeit vor.

Natürlich schlossen sich Miller und die Trapper Stuart an, der nun am Fluß entlang weiter zog, bis er an eine Stelle kam, wo in jedem Sommer ungeheure Mengen von Lachsen gefangen werden. Hier hatten einige hundert Schoschonen ein Lager aufgeschlagen und waren eifrig beschäftigt, Fische zu töten und zu trocknen. Die Lachse beginnen gleich nach Sonnenuntergang zu springen. Um diese Stunde schwimmen die Indianer in die Mitte des hier steil abfallenden Flußlaufs hinaus, wo einige auf Felsen Posto fassen, während andre bis über die Hüften im Wasser stehen; alle sind mit Speeren

bewaffnet, mit denen sie sich über die Lachse hermachen, wenn diese zu springen versuchen oder erschöpft ins Wasser zurückfallen. Der Andrang der Fische war so ungeheuer, daß das Gemetzel kein Ende nahm.

Nachdem sie einen gehörigen Vorrat von Lachsfleisch eingekauft hatten, setzten die Reisenden ihren Marsch fort und kamen am 29. bei den von Hunt hergestellten Aufbewahrungsorten oder „Caches" an. Zu ihrer größten Verwunderung fanden sie sechs von ihnen geöffnet und nahezu vollkommen ausgeplündert. Es hatte den Anschein, als ob sie im Laufe des Sommers geleert worden wären, und da sich zahlreiche Fährten von Wölfen vorfanden, nahm Stuart an, daß diese, durch den Geruch der Felle angelockt, in der Erde gewühlt und durch ihre Fährten die Indianer aufmerksam gemacht hätten.

Die drei unberührten Verstecke enthielten allerlei Kurzwaren, Munition und eine Anzahl von Biberfallen. Aus diesen entnahm Stuart was ihm nötig schien, packte dafür all sein überflüssiges Gepäck hinein und ließ sie dann wieder schließen und sorgsam alle Spuren verwischen. Bei dieser Gelegenheit trat wieder einmal der unbezähmbare Unternehmungsgeist der Trapper des Westens zutage. Kaum sahen Hoback, Rezner und Robinson, daß sie sich mit neuer Ausrüstung für den Biberfang versehen konnten, als sie auch schon alle durchgemachten Leiden vergaßen und beschlossen, noch einmal ihr Glück zu versuchen. Lieber als abgerissen und ohne einen Heller heimzukehren, vertrauten sie sich noch einmal der Wildnis an, um diesmal womöglich bessere Geschäfte zu machen. Miller dagegen hatte von seinen Trappererfahrungen vollauf genug und hielt an seinem Vorsatz fest, mit Stuart nach New York zurückzukehren.

Die drei Jäger wurden nun so gut und reichlich ausgestattet, wie es die vorhandenen Mittel gestatteten; da ihnen jedoch noch allerlei zu einer vollständigen „zweijährigen Jagdausrüstung" fehlte, beschlossen sie, auf Reed zu warten, der drei Wochen nach Stuart vom Walla-Walla aufbrechen wollte, um den Inhalt der „Caches" zu holen.

Robinson wurde mit einem Brief an Reed betraut, in welchem Stuart über den bisherigen befriedigenden Verlauf seiner Reise Meldung erstattete und ihn über den von ihm vorgefundenen Zustand der „Caches" unterrichtete. Eine Abschrift dieses Briefes befestigte er an einer Stange, die dann in der Nähe der Verstecke aufgerichtet wurde.

Nach Erledigung all dieser Dinge nahmen Stuart und seine sechs Reisegefährten von den drei beherzten Trappern Abschied, indem sie

ihnen viel Glück und Erfolg für ihren gefahrvollen Aufenthalt in der Wildnis wünschten.

Am 1. September brachen Stuart und seine Leute wieder auf und zogen in östlicher Richtung am Snake River entlang. Allmählich traten die Berge zu beiden Seiten immer mehr zurück, und sie sahen eine weite, sandige Ebene vor sich. Wenn sich auch am Flußlauf hier und da Wiesen hinzogen, und die Ufer vielfach mit Weiden und Pappeln bewachsen waren, so bot die sonnenverbrannte unfruchtbare Fläche doch im ganzen einen öden Anblick, weil so gut wie gar keine Vegetation vorhanden war. Auch Wild fehlte gänzlich, bis auf ein paar scheue Antilopen, die in weiter Ferne vorüberhuschten.

Bald wurde man dieser trostlosen Einöde müde und entschloß sich, den Snake River zu verlassen. Doch kurz darauf wurde es den Reisenden klar, daß sie sich in gefährlicher Nachbarschaft befanden. Am Abend des 12. September zogen einige von ihnen aus, um zum Abendbrot Fische zu angeln, und als sie zurückkehrten, sahen sie eine ganze Anzahl von Indianern ums Lager herumschleichen, in denen sie zu ihrem Schrecken Upsarokas oder Krähenindianer erkannten. Der Häuptling kam ihnen mit zuversichtlicher Miene entgegen. Er war ein wahrer Riese, aus dessen Zügen sowohl Roheit wie Verschlagenheit sprachen. Doch benahm er sich ganz friedfertig und sandte sogar einige von seinen Kriegern in sein irgendwo in der Nähe gelegenes Lager zurück, die mit einem ansehnlichen Vorrat von Büffelfleisch zurückkamen. Trotz dieses Freundschaftsdienstes und seiner Versicherungen, daß er nur ausgezogen sei, um von den Schlangenindianern Tabak einzuhandeln — es wurde bei Fort Henry von den Eingeborenen eine besonders gute Sorte gebaut —, hatte dieser Häuptling etwas Finstres, Unheimliches an sich, das lebhaftes Mißtrauen erweckte. Auch erschienen im Laufe des Abends immer mehr von seinen Leuten, bis ihre Anzahl gegen Mitternacht auf einundzwanzig angewachsen war, die überdies anfingen, zudringlich und unverschämt zu werden. Sehr besorgt war man besonders wegen der Pferde und Waren, die während der ganzen Nacht aufs sorgsamste bewacht werden mußten.

Indessen wurde es Morgen, ohne daß sich irgendwelcher unangenehme Zwischenfall ereignet hatte, und nachdem Stuart den Upsarokas so viel Büffelfleisch abgekauft hatte, wie sie herzugeben bereit waren, schickte er sich zur Fortsetzung der Reise an. Die Wilden waren dagegen geneigt, noch weiter mit ihm Handel zu treiben. Vor allem

wünschten sie, einen Vorrat von Schießpulver zu erstehen, den sie mit Pferden bezahlen wollten. Stuart weigerte sich jedoch, sie mit diesem gefährlichen Artikel zu versehen. Sie wurden nun immer dringlicher, bis ihr Verlangen kurz und bündig abgelehnt wurde.

Jetzt trat der riesenhafte Häuptling vor, nahm eine hochmütige Haltung an, schlug sich mit der Hand auf die Brust und gab Stuart zu verstehen, daß er ein mächtiger und angesehener Häuptling sei. Er fügte hinzu, es sei nun einmal üblich, daß große Häuptlinge einander Geschenke machten, und forderte Stuart auf, sofort abzusteigen und ihm sein Reitpferd zu überlassen. Dies war ein sehr edles Tier aus einer der wilden Prärierassen, das Stuart sehr hoch schätzte; er schüttelte daher verneinend den Kopf, worauf der Häuptling an ihn herantrat und ihn im Sattel hin und her zu schütteln begann, als ob er ihm beweisen wollte, daß er in seinen Händen das reine Kind sei. Stuart blieb ganz gelassen und fuhr fort, den Kopf zu schütteln. Nun faßte der Häuptling den Zügel und riß so heftig daran, daß das Pferd erschrak und seinen Reiter fast zu Fall gebracht hätte. Da zog Stuart unverzüglich eine Pistole hervor und zielte auf den Kopf des indianischen Raufboldes. Sofort war es mit dessen prahlerischer Haltung zu Ende. Er verkroch sich hinter seinem Pferd, um dem erwarteten Schuß zu entgehen. Da seine Untertanen den Auftritt aus einiger Entfernung beobachteten, gab Stuart seinen Leuten Befehl, ihre Gewehre auf sie anzulegen, ohne jedoch zu schießen. Die ganze Schar stürzte jählings von dannen und verschwand zwischen dem Gestrüpp, wo sie sich zu Boden warfen und nicht mehr zu sehen waren.

Als der Häuptling sich so von den Seinen verlassen sah, war er einen Augenblick starr vor Staunen, faßte sich dann aber mit echter Indianerlist, brach in schallendes Gelächter aus und suchte das Ganze als einen harmlosen Scherz darzustellen. Stuart fand durchaus kein Vergnügen an so zweideutigen Späßen, doch wünschte er keinen Streit anzufangen; deshalb stimmte er so gut er es vermochte in die Heiterkeit des Indianers ein und schenkte ihm zum Trost für die Versagung des Pferdes zwanzig Ladungen Pulver. Dann schieden die beiden dem Anschein nach als gute Freunde, doch war es ganz offenbar, daß nur die Geringfügigkeit der eignen Streitmacht und die augenscheinliche Kriegsbereitschaft der Weißen den Häuptling von offner Gewalttätigkeit abgehalten hatten. Ohnehin hatten die wackern Krieger es fertig gebracht, einen Sack mit dem gesamten Küchengeschirr der Expedition zu entwenden.

Indem die Reisenden in östlicher Richtung über die Berge weiter marschierten, sahen sie, daß ringsum auf verschiedenen hohen Gipfeln Rauchsäulen gen Himmel stiegen. Sie schlossen daraus, daß Läufer des Krähenhäuptlings beschäftigt wären, die ganze Nachbarschaft durch Signalfeuer zu alarmieren und um den gemeinsamen Anführer zu versammeln.

Das war ein sehr unbehaglicher Gedanke, und Stuart sah sich dadurch veranlaßt, die Marschrichtung zu ändern und an einem kleinen Fluß entlang nach Norden zu ins Gebirge zu gehen.

So zogen sie eine ganze Reihe von Tagen weiter, bis sie, ohne inzwischen eine Spur von den räuberischen Krähenindianern gesehen zu haben, am 18. September den Mad River erreichten und dort zu ungewöhnlich früher Stunde ihr Lager aufschlugen. Sie meinten der Gefahr nun entronnen zu sein, ließen daher in ihrer Wachsamkeit nach und machten kleinere Tagemärsche, weil die Pferde der Ruhe bedurften.

Nach einer erquickenden Nachtruhe war man am 19. September in aller Frühe mit Zubereitung des Frühstücks und Verschnüren des Gepäcks beschäftigt. Die zusammengekoppelten Pferde hatten während der Nacht auf einer nahegelegenen Weide gegrast. Stuart ging in kurzer Entfernung vom Lager am Flusse spazieren, als der Alarmruf „Indianer! Indianer! Zu den Waffen! Zu den Waffen!“ an sein Ohr schlug.

Im selben Augenblick galoppierte ein Krähenindianer mit einer roten Fahne in der Hand am Lager vorüber, hielt sein Pferd gleich darauf oben auf einer nahen Anhöhe an und schwenkte sein leuchtendes Banner. Nun ertönte jenseits des Lagers ein dämonisches Geheul, und eine kleine Schar von Wilden sprengte mit entsetzlichem Geschrei und Getöse über die Weide hinüber. Die Pferde der Weißen erschraken und jagten quer durchs Lager auf den Fahnenträger zu. Im Nu gab dieser seinem Tier die Sporen und stürmte in rasendem Lauf, hinter sich die durch Schreck und Lärm von Sinnen gekommenen Pferde, von dannen.

Beim ersten Alarmruf hatten Stuart und seine Gefährten ihre Büchsen ergriffen und versucht, den Indianern, die ihre Pferde vor sich hertrieben, den Weg abzuschneiden. Ihre Aufmerksamkeit wurde aber sofort durch wildes Geschrei und Geheul aus der entgegengesetzten Richtung abgelenkt. Sie meinten nicht anders, als daß ein Nachtrab der Indianer dabei sei, ihr Gepäck abzuschleppen, und eilten

hin, um es zu verteidigen. Der Nachtrab galoppierte jedoch johlend und hohnlachend vorüber. Der letzte von ihnen war ihr Anführer, der hünenhafte Spaßmacher, dessen Bekanntschaft Stuart vor acht Tagen gemacht hatte. Er gehörte entschieden nicht zu jenen poetischen grimmigen Indianerhelden, wie sie in den Büchern stehen, sondern schien einen unerfreulichen Hang zu gemeiner, alltäglicher Scherzhaftigkeit zu haben. Als er an Stuart und seinen Begleitern vorüberkam, hielt er sein Pferd einen Augenblick an, machte eine beleidigende Gebärde und rief ihnen ein paar rohe, höhnende Worte zu, die sie glücklicherweise nicht verstanden. Im Nu riß Ben Jones seine Büchse an die Wange und war im Begriff, dem Spötter mit einer wohlgezielten Kugel zu antworten, als Stuart ihm zurief: „Nicht um die Welt, wenn Ihnen unser aller Leben lieb ist! Wenn Sie das tun, sind wir alle verloren!“ Es war nicht leicht, den ehrlichen Ben vom Losdrücken abzuhalten; er hatte den frechen Spötter so gut aufs Korn genommen und war sich seiner Sache so sicher. „O Stuart, lassen Sie mich dem infamen Kerl eins auf den Pelz brennen,“ flehte er. „Sie können dafür meinen ganzen fälligen Lohn einbehalten!“ — „Bei Gott, ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf, wenn Sie schießen!“ rief Stuart.

Inzwischen befand sich der Indianer schon weit außer Schußweite. Er hatte seine Krieger eingeholt, und die ganze verwegene Bande mitsamt den geraubten Pferden und der lustig im Winde flatternden roten Fahne verschwand in gestrecktem Galopp in einer dunkeln Schlucht, die von ihrem Geheul und teuflischem Gelächter widerhallte.

Die Reisenden blickten den frechen Räubern in wortloser Verzweiflung nach; sie waren verzagt und gedemütigt, mußten aber doch zugeben, daß die Wilden ihre Sache vortrefflich gemacht hatten und unglaublich klug und keck zu Werke gegangen waren. Die Zahl der ganzen Bande belief sich auf kaum zwanzig. Auf diese Weise kann eine kleine Horde versteckter Leute die ganze Kavallerie einer größeren Kriegsschar mit sich fortreißen, denn wenn die Pferde von Panik befallen werden, verlieren sie vollkommen die Besinnung und sind nicht mehr zu halten.

Am ärgerlichsten von allen war aber doch Ben Jones. Er versicherte immer wieder, daß er lieber auf einen ganzen Jahreslohn, als auf seinen Schuß verzichtet haben würde. Doch Stuart setzte ihm auseinander, welche Folgen eine solche Tat gehabt haben würde. „Leben um Leben“ ist ein Hauptgrundsatz aller Indianer. Der ganze

Stamm würde gemeinschaftliche Sache gemacht haben, um für den Tod eines Kriegers Rache zu nehmen. Sie selbst waren nur sieben unberittene Männer, die noch weite, von Indianern bewohnte, unwirtliche Gebirgsgegenden vor sich hatten. Ein paar Signalfeuer würden genügen, um Scharen von Wilden herbeizulocken, und daß man beharrlich auf ihrer Spur war, bewies der eben erfolgte Überfall zur Genüge. Indianer sind hartnäckig, mag es sich nun um Beute oder Rache handeln. Diese Upsarokas waren ihnen acht Tage lang unermüdlich nachgeschlichen, hatten sich bei Tage versteckt gehalten, bei Nacht in der Nähe gelauert und geduldig auf einen günstigen Moment gewartet, in welchem sie einmal nicht auf der Hut waren. Der Umstand, daß der Häuptling und seine Krieger sich bei der ersten Begegnung durch die entschlossene Haltung der Weißen hatten einschüchtern lassen, hatte wahrscheinlich auch einen leisen Groll erweckt, der aufstachelnd auf den angeborenen Hang zum Pferdestehlen einwirkte, und in dieser Stimmung würden sie der Expedition eher durchs ganze Felsengebirge nachgesetzt, als ihr Vorhaben aufgegeben haben.

Arapahoeindianer.

Biberbau.

VIII.

Die getäuschten Spione — Die alte Biberfalle — Beschwerlicher Weg durchs Gebirge — Hungersnot — Der alte Büffel als Retter — Begegnung mit Schlangenindianern — Schneegestöber — Die Salzebene — Das gemütliche Winterlager — Unwillkommene Gäste — Die schlemmenden Arapahoes — Abschied vom Wigwam und neues Winterquartier — Neujahr — Weitermarsch im Frühjahr — Ankunft in St. Louis — Astors Sorge und gestärkte Hoffnung.

In dieser wechselvollen Welt gibt es für einen Reisenden wohl kein größeres Unglück, als mitten in der Wildnis sein Reitpferd einzubüßen. Stuart und seine Gefährten waren anfangs ganz verzagt. Sie befanden sich wirklich in einer schlimmen Lage, denn sie hatten eine lange Wandrung über rauhe Gebirge und endlose Ebenen vor sich, wo sie jeden Schritt zu Fuß zurücklegen und alle Lebensbedürfnisse auf ihren eignen Schultern tragen mußten.

Indessen dauerte diese gedrückte Stimmung nicht lange. Man begab sich bald ans Werk, um sich mit der raschen Entschlossenheit, die man in der Wildnis lernt, der veränderten Lage anzupassen.

Vor allem wurde aus dem Gepäck alles herausgesucht, was für den Marsch unentbehrlich war; dies verteilte man dann in geeignete Packen und brachte alles übrige in „Caches“ unter. Damit wurde

der ganze Tag hingebracht. Als es Abend wurde, bereiteten die Reisenden sich aus ihrem Rest an Lebensmitteln eine kärgliche Mahlzeit zu und legten sich darauf schweren Herzens zum Schlafen nieder. Am Morgen standen sie zu sehr früher Stunde auf und packten ihre Ränzel für den Marsch, während Ben Jones sich zu einer alten Biberfalle begab, die er am Tage zuvor am Flußufer aufgestellt hatte. Zu seiner Freude fand er darin einen mittelgroßen Biber, der für das Frühstück der hungrigen Kameraden ausreichte. Als er auf dem Rückweg aufblickte, gewahrte er zwei Köpfe, die über eine mehrere hundert Fuß hohe Felsklippe herüberguckten, und die er für Wölfe hielt. Als er jedoch nach einer Weile wieder hinsah, waren die Köpfe noch da, und jetzt schoß es ihm durch den Kopf, daß es vielleicht indianische Späher seien. Leider war die Klippe so hoch, daß er sie nicht mit einem Schuß aus seiner Büchse begrüßen konnte, was er für sein Leben gern getan hätte.

Ins Lager zurückgekehrt, machte er die Kameraden auf die beiden Beobachter aufmerksam. Anfangs meinten diese auch, daß es Wölfe wären; ihre regungslose Wachsamkeit überzeugte sie jedoch bald, daß man es mit Indianern zu tun habe. Es ließ sich nicht annehmen, daß die „Caches" den scharfen Augen dieser Wilden entgehen würden, und da es ein unerträglicher Gedanke war, ihnen noch mehr Beute in die Hände zu spielen, so zogen die Reisenden vor, die Verstecke wieder auszuräumen, alles was sie nicht mitnehmen konnten, zusammenzutragen und das Brennbare ins Feuer zu werfen, während alles übrige ins Wasser flog. Es war immerhin ein leiser Trost, den Krähenindianern durch die Zerstörung dieser Sachen einen Possen zu spielen.

Der Weg, den die Reisenden nun einschlugen, führte am Mad River abwärts. Dieser Fluß arbeitet sich durch das zerklüftete Gebirge hindurch, um sich unterhalb des Fort Henry in den Snake River zu ergießen. Stuart trug sich mit der Hoffnung, dort unten mit Schlangenindianern zusammenzutreffen und von ihnen einige Packpferde erstehen zu können. Gelang dies, so wollte er seinen Marsch über das Felsengebirge fortsetzen und versuchen, noch vor Eintreten des Winters den Cheyennefluß zu erreichen. Andernfalls würde er sich wahrscheinlich in Ermanglung von Pferden genötigt sehen, an der Westseite des Gebirges zu überwintern.

So sorgsam man auch darauf bedacht gewesen war, nichts als das unbedingt Erforderliche mitzuschleppen, waren die armen Fußgänger

doch schwer beladen, und diese Bürden vermehrten die Beschwerden der mühseligen Wandrung noch um ein Bedeutendes. Sie hatten auch viel unter Hunger zu leiden. Die Forellen, die sie fingen, waren zu klein, um viel Nährwert zu haben, und sie waren daher in der Hauptsache von der alten Biberfalle abhängig, die sie glücklicherweise mitgenommen hatten. Sobald sich ein Biber fing, wurde er unverzüglich zerlegt und verteilt, so daß jeder seine eigne Ration zu tragen bekam.

Nach zwei Tagen mühsamen Wanderns machten sie am 21. halt, um zwei Flöße zu bauen, auf denen sie über den Fluß setzen wollten. Als sie sich am nächsten Morgen mutig einschifften, stellte es sich heraus, daß die Flöße widerstandsfähig und sicher genug waren, um es mit der starken und reißenden Strömung aufzunehmen. Daraufhin beschloß Stuart, nicht nur über den Fluß hinüber, sondern kühn stromabwärts zu fahren, und da der Mad River hier ganz frei von Stromschnellen und Fällen ist, so ging die Fahrt einige Tage ganz glatt vonstatten. Unterwegs nährte man sich von den im Überfluß vorhandenen Bibern, und es gelang den Jägern sogar, gelegentlich einmal einen Damhirsch und einen Elch zu erlegen.

Als die Wasserreise sechs Tage gewährt hatte und die Berge zur Rechten allmählich sanfter und niedriger wurden, ging man ans Land, um den Marsch nun wieder zu Fuß anzutreten. Doch erst wurde ein Tag damit verbracht, Mokassins (lederne Schnürstiefel, wie die Indianer sie tragen) anzufertigen und das inzwischen getrocknete Elchfleisch in Stücke zu je zwanzig Pfund für jeden einzelnen Mann zu verteilen.

Am nächsten Tage kam man nur langsam vorwärts, stieß aber bald auf eine breite, etwa drei Wochen alte Pferdefährte, der man nun folgte, bis man am Tage darauf an eine Stelle kam, wo sie sich nach allen Richtungen hin verteilte und bald ganz verlor. Es war daraus ersichtlich, daß die Indianer sich von hier aus nach verschiedenen Richtungen auf die Jagd begeben hatten, und da sie daher vermutlich noch in der Nähe waren, galt es überaus wachsam zu sein. Stuart hielt es für ratsam, quer durch das Gebirge weiterzuziehen, um vor den vielleicht am Fuße der Berge jagenden Schwarzfüßen sicher zu sein. Dieser Rat wurde jedoch von M'Lellan als kleinmütig verworfen. Sein ohnehin hitziger Charakter war infolge der anstrengenden Reise noch erregbarer geworden, und da er nun überdies noch wunde Füße hatte, die ihm heftige Schmerzen be-

reiteten, konnte er den Gedanken an einen Marsch durchs Gebirge nicht ertragen und schwor, daß er es lieber mit allen Schwarzfüßen der Welt aufnehmen wollte. Er wurde jedoch überstimmt, und alle begannen den Berg zu ersteigen und einander nach Art junger Leute im Klettern zu übertreffen. Der bedeutend ältere M'Lellan geriet bald außer Atem und blieb immer mehr zurück. Bei der Verteilung der Lasten hatte man ihm die alte Biberfalle zugewiesen. Nun machte er in seinem Ärger plötzlich halt, schwor, er werde sie keinen Schritt mehr weitertragen und schleuderte sie so heftig von sich, daß sie den halben Abhang hinabrollte. Man bot ihm statt ihrer einen Packen gedörrten Fleisches an, den er aber ebenfalls ungeduldig auf die Erde warf, indem er erklärte, wer das Fleisch essen wolle, möge es auch tragen; was ihn betreffe, so werde er sich mit seiner Büchse seine tägliche Nahrung verschaffen. Mit diesen Worten wandte er den Gefährten wütend den Rücken und wanderte am Fuß der Berge entlang, nachdem er den andern noch zugerufen hatte, wer vor Indianern Angst habe, könne ja auf die Berge klettern, soviel es ihm beliebe. Umsonst stellte Stuart ihm vor, wie waghalsig sein Vorhaben sei und welchen Gefahren er sich aussetze: er erklärte alle solche Bedenken für feige. Auch als man ihn darauf aufmerksam machte, daß er nicht nur sich, sondern auch seine bisherigen Gefährten in Gefahr bringen werde, da man ihn auf diesen kahlen Ebenen aus weiter Entfernung sehen könne und die Indianer aus seinem Erscheinen auf das Vorhandensein von noch mehr Weißen schließen würden, blieb M'Lellan gegen alle Vorstellungen taub und setzte seinen Weg eigensinnig fort. Es blieb also nichts übrig, als ihm seinen Willen zu lassen.

Der Weg durchs Gebirge war recht beschwerlich, da schon jetzt am 1. Oktober Schnee gefallen war, der an einigen Stellen recht hoch lag. Nachmittags erreichte man den Kamm der Bergkette und hatte nun eine weite Ebene vor sich, an deren jenseitigem Rande die wohlbekannten Gipfel der Tetons emporragten, die Hunt im vorigen Jahre Wochen hindurch als Wegweiser gedient hatten.

Als sie bergab wanderten, sahen sie M'Lellan, der in einiger Entfernung über die Ebene ging. Mochte er sie nun bemerken oder nicht, jedenfalls schien er keine Lust zu haben, sich ihnen anzuschließen, sondern wanderte mürrisch und einsam seines Weges weiter.

Nachdem sie noch eine kurze Strecke durch die Ebene zurückgelegt hatten, kamen die Reisenden an ein kleines mit Weiden bestandenes

Flüßchen und schlugen hier ihr Lager auf. Leider erkrankte Crooks in der Nacht so schwer, daß an ein Weitergehen am nächsten Tage für ihn nicht zu denken war. Einige von den Leuten erklärten, man müsse ihn zurücklassen, denn eine Unterbrechung des Marsches bei eintretendem Winter in dieser öden und von feindlichen Indianern bewohnten Gegend bringe furchtbare Gefahren für alle mit sich. Stuart gab ihnen vollkommen recht und war selbst in schwerer Sorge über die Zukunft. Dennoch konnte er sich natürlich nicht entschließen, den Kranken im Stich zu lassen, und es gelang ihm denn auch, die übrigen zum Ausharren und zur Geduld zu überreden.

Da die Reisenden sich jetzt in gefährlicher Nachbarschaft befanden, in der ein Büchsenschuß die Wilden anlocken konnte, mußte die alte Biberfalle wieder für ihren Lebensunterhalt sorgen. Schließlich wurde es aber doch dringend notwendig, einmal auf Jagd zu gehen, um so mehr da Crooks Zustand es wahrscheinlich machte, daß man noch mehrere Tage hierbleiben müßte. Ben Jones erhielt daher die Erlaubnis, mit seiner Büchse umherzustreifen; doch sollte er es möglichst vermeiden, in der Nähe des Lagers zu schießen.

Schon nach wenigen Stunden kehrte er voller Freude zurück und meldete, daß er in einiger Entfernung ein Rudel Elchwild getroffen und fünf von den Tieren erlegt habe. Das war eine hocherfreuliche Nachricht, und man machte sich sofort auf, um sich zu der Stelle hinzubegeben, wo die Hirsche lagen. Crooks mußte die ganze Strecke über von zwei Leuten gestützt werden, da er nicht imstande war, allein zu gehen. An diesem Ort blieben die Reisenden fünf Tage lang, taten sich an dem schönen Elchfleisch gütlich und dörrten soviel davon, wie sie auf dem Marsch mitschleppen konnten.

Am 5. Oktober hatten einige einfache Mittel und eine indianische „Schwitzkur" Crooks so weit hergestellt, daß er wieder herumgehen konnte. So teilten sich denn die andern in seine Last und Ausrüstung, und die Reise wurde, wenn auch einstweilen recht langsam, fortgesetzt. Unterwegs wurde ein ungemein fetter Grislybär erlegt, dessen Fleisch einen sehr angenehmen Zuwachs zu den Vorräten bildete.

Crooks war am nächsten Tage schon imstande, Büchse und Pistolen zu tragen, und das war recht gut, denn von nun an wurde der Marsch von Tag zu Tag beschwerlicher. Manchmal führte der Weg stundenlang an senkrechten Abgründen hin, wo ein Fehltritt den sichern Tod bedeutete; auch die vielfach gekrümmten und gewundenen Flußläufe, die immer wieder durchwatet werden mußten, waren bei

der eisigen Kälte des Wassers und der reißenden Strömung keine angenehme Zugabe.

Auch der Hunger machte sich auf höchst empfindliche Weise bemerklich. Der kleine Vorrat von Elch- und Bärenfleisch schwand bald dahin, und da ihnen vor allem am raschen Vorwärtskommen gelegen war, hatten sie keine Zeit, auf Jagd zu gehen. Drei Tage lang lebten sie nur von winzigen Enten und einigen magern Forellen.

Endlich erreichten die ausgehungerten Wandrer zu ihrer Freude ein größeres, von einem flachen Strom bewässertes Tal und dachten schon mit Wonne an die gebratenen Rippen, saftigen Höcker und schmackhaften Markknochen von Büffeln, die es hier ihrer Ansicht nach bestimmt geben mußte. Aber ach! Es fanden sich nur einige alte Fährten, die bewiesen, daß hier vor einiger Zeit eine Büffelherde durchgekommen war. Doch jetzt war nirgends ein Horn oder Höcker zu sehen, und es blieb nichts andres übrig, als am Fluß entlang weiterzuziehen und nach „Biber-Anzeichen" zu suchen. Als sich endlich welche fanden, lagerte man sich in sehr gedrückter Stimmung für die Nacht. Kaum war das geschehen, als einer von den Leuten in südwestlicher Richtung eine Rauchsäule aufsteigen sah. Der Anblick wurde mit Jubel begrüßt, da man hoffte, daß sie von einem Indianerlager herrühre, wo man sich etwas zu essen verschaffen könne. Die Angst vorm Hungertode hatte sich doch als stärker erwiesen, als die Furcht vor den Schwarzfüßen. Stuart schickte sofort den Kanadier Le Clerc als Kundschafter aus, und die kleine Schar blieb bis tief in die Nacht hinein wach und wartete auf seine Rückkehr. Als Le Clerc aber nicht erschien, legte man sich endlich hungrig nieder und tröstete sich mit dem Gedanken, daß die alte Biberfalle wohl am Morgen ein Frühstück liefern werde.

Bei Tagesanbruch eilte man hin, um sie zu untersuchen. Sie enthielt nichts als den — Vorderfuß eines Bibers. So mußte man denn schweren Herzens weiterziehen und war noch nicht weit gekommen, als Le Clerc in der Ferne auftauchte. Die Kameraden eilten ihm entgegen, aber er brachte auch keine tröstlichen Nachrichten; als er der Rauchsäule nachgegangen war, hatte er bald gefunden, daß sie von M'Lellans Lagerplatz herrührte, der in Flammen aufgegangen war, während der einsame Wandrer sich in geringer Entfernung mit Angeln beschäftigte. Der Arme befand sich in jammervoller Verfassung. Seit zwölf Tagen war er allein durch das öde Gebirge

gewandert, wo er so gut wie nichts zu essen gefunden hatte. Obwohl er unwohl, erschöpft und verzagt war, hatte er sich doch immer weiter geschleppt; aber nun war es mit seiner Kraft und seinem Eigensinn zu Ende. Als er hörte, daß Stuart mit seinen Gefährten in der Nähe sei, gab er seiner Freude Ausdruck und erklärte, er werde in seinem Lager auf sie warten, da sie ihm hoffentlich etwas zu essen geben würden.

Stuart fand den armen Menschen, zum Gerippe abgemagert, auf einem Bündel trocknen Präriegrases liegen. Er war so schwach, daß er kaum zu sprechen oder den Kopf zu heben vermochte. Der Anblick der alten Kameraden schien ihn zwar ein wenig zu beleben, aber sie konnten ihm nichts zu essen geben, weil sie selbst nichts hatten. Sie redeten ihm freundlich zu, mit ihnen zu kommen, doch schüttelte er nur den Kopf und meinte, es hätte gar keinen Sinn, da er ja doch sterben werde und ebensogut hier liegen bleiben könne. Schließlich, nach langem Hin und Her, brachten sie ihn aber doch auf die Beine, beluden sich mit seiner Büchse und sonstigen Habe und schleppten ihn unter freundlich ermutigenden Worten mit sich weiter.

Es vergingen noch zwei Tage, ohne daß sich irgendwelche Nahrungsmittel fanden, und noch immer marschierte die halbverhungerte, wegmüde kleine Gesellschaft langsam und mühselig durch eine öde, sandige Ebene. Endlich zeigte sich ein alter, matter Büffel, der wohl hinter der Herde zurückgeblieben war, und es gelang, das einsame Tier zu erlegen. Im Nu war es abgezogen und zerschnitten, und einige von den Leuten wurden von einem solchen Heißhunger erfaßt, daß sie von dem rohen Fleisch aßen. Das andre wurde sofort zu Feuer gebracht und gekocht.

Stuart fürchtete, seine Leute würden in ihrer Gier zu hastig essen und sich Schaden tun. Er ließ daher eine Suppe kochen und bestand darauf, daß jeder eine gehörige Portion davon zu sich nahm, bevor er zu essen begann. Das war gewiß sehr zuträglich, denn obwohl fast alle einen großen Teil der Nacht aufblieben, um unaufhörlich zu kochen und zu schlingen, erkrankte doch keiner von ihnen.

Am nächsten Morgen wurde nochmals gehörig geschmaust, und gegen Mittag hatten sich die Reisenden so weit gestärkt und erholt, daß sie den Marsch fortsetzen konnten, wobei sie sich nach einem hohen Berggipfel richteten, der im Osten aufragte, und in dessen Nähe sie die Missouriquellen zu finden hofften.

Nachdem sie zwei Tage gewandert waren, begegneten sie etwa

hundertunddreißig Schlangenindianern, die sie sehr freundlich bewillkommten und sie zu ihrem in der Nähe befindlichem Lager führten. Es bestand aus einigen vierzig aus Tannenzweigen hergestellten Wigwams. Diese Indianer waren, wie die meisten ihres Stammes, sehr arm; auch waren sie kürzlich von räuberischen Upsarokas überfallen worden, die sie bis auf die Haut ausgeraubt und nicht nur ihre Pferde, sondern sogar mehrere von ihren Squaws mitgenommen hatten. Trotz ihrer Armut waren diese bedauernswerten Wilden außerordentlich gastfrei und hießen die Weißen in ihren Hütten willkommen. Einige Schmucksachen reichten hin, um einen Vorrat von Büffelfleisch und etwas Leder für Mokassins zu erstehen, deren die Reisenden dringend bedurften. Aber das Kostbarste, was Stuart an sich brachte, war ein Pferd: allerdings nur ein elendes Tier, aber das einzige, das den armen Schlangenindianern übrig geblieben war. Nach langem Handeln entschlossen sie sich, es für eine Pistole, eine Axt, ein Messer und einige andre Kleinigkeiten an ihre Gäste zu verkaufen.

Von den Krähenindianern wußten sie viel Schlimmes zu erzählen. Diese hatten an einem nahegelegenen Fluß ihr Lager aufgeschlagen und waren so zahlreich, daß die „Schlangen" sich nicht getrauten, Rache zu nehmen oder zu versuchen, die geraubten Squaws und Pferde zurückzuerlangen. Stuart versicherte ihnen, der Tag sei nicht mehr fern, an welchem die Weißen ihre Herrschaft auch über dieses Land ausbreiten und alle Räubereien exemplarisch bestrafen würden. Das erregte wahren Jubel bei den „Schlangen". Sie erboten sich eifrig, der gerechten Sache ihre Dienste zu weihen, und freuten sich augenscheinlich darauf, mit so mächtigen Verbündeten ins Feld zu rücken und bei der Gelegenheit ihrerseits Pferde zu stehlen und Squaws zu entführen.

Schon früh am nächsten Morgen hatten die Weißen ihr altes Pferd mit zwei Tagesrationen Büffelfleisch beladen, verabschiedeten sich von ihren armen, aber gastlichen Freunden und begaben sich in etwas zuversichtlicherer Stimmung auf den Weg, obwohl die zunehmende Kälte und der Anblick der vor ihnen liegenden schneebedeckten Berge nicht gerade geeignet war, ihren Mut zu heben. Nach einigen Stunden stießen sie auf eine Fährte von Krähenindianern, die so breit und ausgetreten war, daß sie einer Landstraße glich. Da sie überdies nach Südosten führte, beschloß Stuart, ihr bis auf weiteres zu folgen. Der Tagesmarsch verlief bei eisigem Nordostwind und häu-

figem Schneegestöber ohne Zwischenfälle. Abends wurde das Lager an einem geschützten Flußufer aufgeschlagen, wo zwei Kanadier so glücklich waren, einen fetten jungen Büffel zu erlegen, der eine köstliche Mahlzeit lieferte.

Da die Fährte sich am nächsten Tage nach Nordosten wendete und ohnehin die Gefahr vorlag, bald mit den gefürchteten „Krähen" zusammenzutreffen, wenn man sie weiter verfolgte, ließ man sie bald links liegen und hielt durch schöne hüglige Gegend die Richtung nach Süden inne.

So marschierte man mehrere Tage weiter, kam durch eine Ebene, die fußhoch mit einer schlohweißen Salzkruste bedeckt war, kletterte dann wieder über hohe Berge und litt dabei sehr unter der strengen Kälte, zumal da oft ein solcher Baummangel herrschte, daß man nachts kein Feuer anzünden konnte. Stuart kam immer mehr zu der Überzeugung, daß es unmöglich sein werde, noch in diesem Jahr über das Felsengebirge hinüberzugelangen, und begann sich nach einem geeigneten Platz für ein Winterquartier umzusehen.

Er hatte seine Absicht schon mehrfach mit den Gefährten besprochen, und diese gaben ihm vollkommen recht. Deshalb erregte es allgemeine Freude, als man am 2. November eine außerordentlich passende Stelle dafür fand. Es war dies eine von einer Flußwindung eingerahmte Landzunge, die dicht mit Pappeln bewachsen war, während sich am Ufer entlang ein Weidendickicht hinzog. Es war also sowohl für Schutz und Feuerung, wie auch für Bauholz gesorgt. Im Südosten erhob sich eine nach Südwesten verlaufende Bergkette, deren Klippen und Schluchten mit zahllosen Rudeln von Dickhornschafen bevölkert waren, während die bewaldeten Höhen viele Hirsche und Bären beherbergten. Diese, samt den Büffelherden auf den Abhängen und Wiesen, berechtigten Stuart zu der Hoffnung, daß es ihnen in diesem Winterquartier niemals an Lebensunterhalt fehlen werde.

So schlug man hier denn ein Lager auf und war dann vor allem darauf bedacht, sich einen Vorrat von Lebensmitteln zu beschaffen. Ben Jones wurde mit einigen andern auf Jagd ausgeschickt und erlegte im Laufe von zwei Tagen zweiunddreißig Büffel, deren Fleisch er am Rande eines nicht sehr entfernten Baches niederlegte. Glücklicherweise setzte gerade ein scharfer Frost ein, so daß man es bequem nach dem Lagerplatz befördern konnte. Am folgenden Tage kam eine Büffelherde an dem bewaldeten Flußufer entlang getrampelt, und dabei wurden wieder fünfzehn Tiere erlegt.

Es stellte sich jedoch bald heraus, daß es in dieser Gegend nicht nur so ungefährliches Wild gab. Eines Tages hatte Crooks einen kleinen Spaziergang unternommen und dabei einen kleinen Hügel erstiegen. Er war unbewaffnet, was nur selten vorkam, denn in diesen Einöden, wo man jeden Augenblick auf ein wildes Tier oder einen wilden Indianer stoßen kann, ist es nicht üblich, ohne Büchse herumzugehen. Als er sich nun in aller Gemütsruhe die Aussicht ansah, bemerkte er zu seinen Füßen ein Etwas, das geradeswegs auf ihn zukam. Zu seinem Schrecken entdeckte er, daß es ein Grislybär mit zwei Jungen war. Was war zu tun? Ein Baum, den er hätte erklettern können, war nicht zur Hand; ergriff er aber die Flucht, so forderte er eine Verfolgung heraus und konnte darauf rechnen, bald eingeholt zu werden. Er warf sich daher auf die Erde und blieb dort regungslos liegen, indem er das Tier mit atemloser Besorgnis beobachtete. Der Bär trabte noch näher heran, machte dann aber plötzlich halbkehrt und schlug sich seitwärts in die Büsche. Crooks aber begab sich spornstreichs ins Lager zurück, freute sich, so gut davongekommen zu sein und nahm sich fest vor, sich nie wieder ohne Flinte vom Fleck zu rühren. Einige Tage darauf erlegte Miller in der Nachbarschaft einen Grislybären.

Da das Fleisch dieser Büffel hinreichte, um die ganze Gesellschaft den Winter über zu ernähren, auch wenn sie keine weiteren Jagderfolge haben sollte, so begab man sich jetzt mit Herz und Hand an die Arbeit, um ein behagliches Wigwam zu bauen. Bald erdröhnte die bewaldete Landzunge vom Klange der Axt. Einige starke Bäume wurden gefällt, und nach zwei Tagen war die Hütte fertig. Sie war acht Fuß tief und achtzehn Fuß breit. Die Wände waren sechs Fuß hoch, und das Ganze wurde mit Büffelfellen bedeckt. Der Herd befand sich in der Mitte, und der Rauch nahm durch ein Loch in der Decke seinen Abzug.

Nun machten sich die Jäger auf, um Wildleder für Kleider, Mokassins und andre Zwecke zu beschaffen. Sie erweckten mit ihren Büchsen das Echo der Berge und schossen im Laufe von zwei Tagen achtundzwanzig Dickhornschafe und Hirsche.

Man schwelgte jetzt im Überfluß. Nach allem, was man an Hunger, Kälte und Ermüdung ausgestanden hatte, nach allen Gefahren, die von verräterischen Indianern gedroht hatten, genoß man die behagliche Sicherheit der einsamen Hütte nun um so mehr, war man doch mit allem versehen, was man zum Leben brauchte und, wie man

glaubte, vor indianischen Spähеraugen sicher. So freute man sich auf die gemütlichen Wintermonate und malte sich aus, wie man an langen dunkeln Abenden plaudernd und erzählend am Feuer sitzen würde, bis der Frühling wiederkehrte. Dann wollte man sich Kanoes aus Büffelhäuten machen und gemächlich stromab fahren.

Aus diesen heitern Träumen wurden die Reisenden eines Morgens bei Tagesgrauen durch wildes Geheul aufgeschreckt. Sie fuhren in die Höhe und griffen nach ihren Büchsen. Nochmals erscholl aus mehreren Kehlen dasselbe grauenhafte Geschrei. Jetzt blickten sie vorsichtig hinaus und gewahrten zu ihrem Entsetzen mehrere Indianer in vollem Kriegsschmuck, die zwischen den Bäumen herankamen und offenbar feindselige Absichten hegten.

Miller erbleichte, als er sie sah. „Das ist schlimm!" sagte er. „Es sind welche von den schurkischen Arapahoes, die mich im vorigen Jahre ausgeraubt haben." Kein Wort kam über die Lippen der andern, aber sie hängten sich schweigend ihre Pulverhörner und Kugelbeutel um und bereiteten sich zum Kampfe vor. M'Lellan, der am Abend zuvor seine Büchse auseinandergenommen hatte, setzte sie hastig wieder zusammen. Er schlug vor, den Lehm zwischen den Holzblöcken herauszustoßen, um auf die Feinde schießen zu können.

„Noch nicht," erwiderte Stuart. „Wir dürfen einstweilen weder Furcht noch Mißtrauen zeigen, sondern müssen erst eine Besprechung abhalten. Einer von uns muß hinausgehen und freundschaftlich mit ihnen reden."

Aber wer sollte diese Aufgabe übernehmen? Sie war überaus gefahrvoll, denn es konnte sein, daß der Abgesandte schon auf der Schwelle erschossen wurde.

„Der Anführer der Expedition marschiert immer an der Spitze," sagte Miller.

„Gut!" versetzte Stuart. „Ich bin bereit." Er ging unverzüglich hinaus. Ein Kanadier folgte ihm; der Rest der Garnison blieb zurück, um die Wilden in Schach zu halten.

Stuart ging auf den Häuptling zu, indem er in der einen Hand die Büchse hielt und ihm die andre zum Gruß entgegenstreckte. Der Indianer trat vor und schlug ein, worauf alle andern seinem Beispiel folgten und Stuart zum Beweis ihrer freundschaftlichen Gesinnung die Hand schüttelten. Dann setzten sie den Zweck ihres Kommens auseinander. Sie waren Arapahoes und befanden sich auf dem Kriegspfade. Ihr Dorf lag mehrere Tagereisen von hier entfernt am Ufer

eines Flusses. Es war während ihrer Abwesenheit von einer Bande von Krähenindianern überfallen und ausgeplündert worden, und diese hatten mehrere von ihren Frauen und fast alle ihre Pferde mitgenommen. Sie waren jetzt unterwegs, um Rache zu nehmen. Seit sechzehn Tagen zogen sie bereits auf der Fährte der „Krähen" durchs Gebirge, ohne sie bisher eingeholt zu haben. Inzwischen waren sie beinahe verhungert, weil sie kein Wild gesehen hatten. Vor zwei Tagen hatten sie jedoch Schüsse vernommen, waren dem Klang nachgegangen und an eine Stelle gekommen, wo ein Hirsch erlegt worden war. Nun hatten sie sogleich die Fährte der Jäger verfolgt und waren so zu der Hütte gelangt.

Daraufhin lud Stuart den Häuptling und einen der Krieger ein, mit ihm in die Hütte zu kommen, gab aber durch Zeichen zu verstehen, daß die andern draußen bleiben müßten. Es waren inzwischen noch mehr Indianer zum Vorschein gekommen, bis ihre Zahl sich auf dreiundzwanzig belief, die vor dem Blockhaus stehen blieben. Sie waren mit Bogen und Pfeilen, Tomahawks und Skalpiermessern bewaffnet, und einige von ihnen trugen Büchsen. Alle waren bemalt und in vollem Kriegsschmuck. Sie boten einen barbarischen Anblick. Miller erkannte unter ihnen einige von den Räubern, denen er im vergangenen Jahre zum Opfer gefallen war, und warnte seine Kameraden vor ihnen. Diese standen alle bereit, um beim ersten Anzeichen von Feindseligkeit Widerstand zu leisten. Die Wilden benahmen sich indessen ganz friedfertig und waren durchaus nicht so anmaßend und prahlerisch, wie Indianer auf dem Kriegspfade es sonst zu sein pflegen.

Als der Häuptling und sein Begleiter die Hütte betraten, warfen sie sehnsüchtige Blicke auf das an der Decke hängende Wildbret und Büffelfleisch. Stuart machte aus der Not eine Tugend, indem er sie zum Zugreifen einlud. Es bedurfte aber keines langen Zuredens. Bald waren die Dachsparren ihrer Bürde entledigt; Wildbret und Büffelfleisch wanderten zur Tür hinaus, und nun entwickelte sich draußen eine Schmauserei, von der man sich keine Vorstellung machen kann, wenn man nicht erlebt hat, was Indianer nach einer Fastenzeit im Essen zu leisten vermögen. Das Prassen währte die ganze Nacht hindurch, denn gelegentliche kleine Pausen schienen nur dazu zu dienen, den Appetit von neuem anzureizen. Der Häuptling und sein Adlatus taten es in Eifer und Ausdauer allen andern zuvor, als ob sie sich ihrer Stellung wegen auch in dieser Art von Angriffen auszeichnen müßten. Stuart setzte ihnen immer wieder ausgesucht gute Bissen

vor, denn es war ihm daran gelegen, sie zu überfüttern und dadurch zu verhindern, die Hütte zu verlassen, wo sie gewissermaßen als Geiseln für das gute Betragen ihrer Genossen dienten. Nur einmal im Laufe des Tages ging der Häuptling hinaus. Stuart und einer seiner Leute begleiteten ihn mit den Büchsen im Arm, ohne jedoch ihren Argwohn zu zeigen. Er kehrte bald zurück und machte sich wieder über die Vorräte her. Mit einem Wort, er und seine wackern Untergebenen aßen buchstäblich bis zur Bewußtlosigkeit.

Gegen Abend trafen die Wilden nach Art aller Indianer auf dem Kriegspfade ihre Vorbereitungen für die Nacht. Sie stellten zwei Schanzen her, in die sie sich zu ziemlich früher Stunde zurückzogen, um dort wie überfütterte Hunde zu schlafen. Der Häuptling dagegen verbrachte die Nacht mit seinem Begleiter in der Hütte, stand aber im Laufe der Nachtstunden mehrmals auf, um zu essen. Die Weißen hielten bis zum Morgen Wache, indem sie einander ablösten.

Kaum war die Sonne aufgegangen, als die ganze Horde auch schon wieder zu essen begann und die Schlemmerei mit erstaunlicher Tatkraft fortsetzte, bis sie sich um zehn Uhr zum Abmarsch anschickte. Sie erzählten, sie hätten noch sechs Tagereisen vor sich, ehe sie das nach Norden zu gelegene Lager der Krähenindianer erreichen würden. Da ihr Weg durch sehr öde Gegenden führe und sie überdies keine Zeit zum Jagen haben würden, bäten sie um einen kleinen Fleischvorrat für die Reise. Stuart forderte sie wieder zum Zugreifen auf. Dieser Einladung folgten sie mit großer Bedachtsamkeit, indem sie sich die zartesten Stücke aussuchten und so gut wie gar nichts übrig ließen. Nun baten sie noch um ein wenig Munition, da sie zwar einige Gewehre, aber weder Pulver noch Kugeln besäßen. Sie versprachen, aus dem Ertrag ihrer Beute einen hohen Preis dafür zu zahlen. „Wir sind jetzt arm und müssen zu Fuß gehen," sagten sie, „aber wir werden zu Pferde und mit Beute beladen und Skalps am Zügel zurückkehren. Dann werden wir jedem von euch ein Pferd schenken, damit ihr auf eurer Reise nicht müde werdet."

„Nun gut," versetzte Stuart, „wenn ihr uns die Pferde bringt, sollt ihr die Munition haben. Aber vorher nicht!" Die Indianer merkten seinem bestimmten Ton an, daß weitere Bitten nichts nützen würden, und verabschiedeten sich mit gutmütigem Lachen. Sie waren sowohl innerlich wie äußerlich gut befrachtet und versprachen, in vierzehn Tagen zurück zu sein.

Sobald man sie aus den Augen verloren hatte, hielten die unglück-

lichen Reisenden wieder einmal eine Beratung ab. Auf Sicherheit war hier nicht mehr zu rechnen, und alle schönen Träume von einem stillen behaglichen Winter waren verflogen. Sie befanden sich zwischen zwei Feuern. Auf einer Seite waren ihre alten Feinde, die Krähenindianer, auf der andern die nicht minder gefährlichen Arapahoe-Freibeuter. Daß diese Kriegsschar so freundschaftlich gewesen war, durfte man sicherlich nur als Kriegslist betrachten; sie wollte die Weißen gewiß nur in Sicherheit wiegen, um sie bei günstigerer Gelegenheit zu überfallen. So wurde denn einstimmig beschlossen, ihre Rückkehr nicht abzuwarten, sondern dieser gefahrvollen Gegend so rasch wie möglich den Rücken zu kehren.

Am 13. Dezember verließen die Reisenden also schweren Herzens die gemütliche Hütte, in der sie fünf schöne Wochen in Ruhe, Überfluß und eingebildeter Sicherheit verbracht hatten. Ihr uraltes Packpferd führten sie noch mit sich. Die Arapahoes hatten entweder unterlassen, es zu stehlen, weil sie es — auf dem Rückwege stehlen wollten, oder weil es ihnen zu alt und wertlos war.

Nach der behaglichen Ruhezeit in ihrem Wigwam litten die Reisenden die ersten Tage besonders schwer unter den Anstrengungen des Marsches. Der Schnee lag hoch und war an der Oberfläche etwas übergefroren, doch nicht genügend, um ihr Gewicht zu tragen. So wurden ihnen die Füße vom fortwährenden Durchbrechen der Kruste wund, während die Glieder erlahmten, weil man nirgends festen Fuß zu fassen vermochte. Schließlich waren alle so ermattet und mutlos, daß sie zu überlegen begannen, ob es nicht besser sei, in der Hütte zu bleiben und sich der Gefahr auszusetzen, von Indianern ermordet zu werden, als sich weiter so abzuplacken und womöglich auf der Reise elendiglich umzukommen. Ihrem jammervollen Packpferd erging es nicht besser als ihnen, denn es hatte in den ersten Tagen kein andres Futter als die Spitzen von Weidenzweigen und die Rinde der kanadischen Pappeln.

Doch mit der Zeit kehrten Geduld und Mut wieder, und der Marsch wurde vierzehn Tage lang hartnäckig und ununterbrochen fortgesetzt. Das Wetter war verschieden: bald lag der Schnee fußhoch, bald kamen milde, sonnige Tage, die wieder von strengem Frost abgelöst wurden.

Während der letzten drei Tage dieser beiden Wochen begann der Charakter der Landschaft sich zu ändern. Der Baumwuchs wurde immer spärlicher, bis kaum noch genug Holz zum Kochen aufzutreiben war. Auch das Wild nahm allmählich ab, so daß schließlich nichts

mehr zu sehen war als ein paar elende, niedergebrochene alte Büffel, die keinen Schuß Pulver wert waren. Der Schnee lag mehr als fußhoch und erschwerte das Vorwärtskommen ganz ungeheuer. Endlich erreichte man eine große, vollkommen baumlose Ebene, kein einziges vierfüßiges Tier belebte die trostlose Landschaft. Dieser Anblick wirkte so entmutigend, daß die Reisenden nochmals eine Beratung abhielten. Was war zu tun? Den Marsch in dieser Jahreszeit fortzusetzen, und zwar durch eine Gegend, in der es sogar an Holz zum Feuermachen fehlte, wäre ein äußerst gefährliches, wenn nicht gar unmögliches Unternehmen gewesen. Überdies schien ein Wetterumschlag bevorzustehen, und ein Schneesturm auf diesen ungeheuren Ebenen konnte ebenso verhängnisvoll werden wie ein Sandsturm in der Wüste. Nach langem, trübseligem Hin- und Herreden kam man überein, sofort umzukehren und eine geschützte Stelle aufzusuchen, die den Reisenden vor drei Tagen wegen ihres üppigen Baumwuchses und ihres Wildreichtums aufgefallen war. Dort wollte man wieder ein Winterquartier aufschlagen und den Frühling abwarten, um dann womöglich zu Wasser weiterzureisen.

So wurde denn am 27. der Rückmarsch angetreten, und am 30. befand man sich wieder an der betreffenden Stelle. Dies war ein breiter Streifen von fruchtbarem angeschwemmtem Land, der sich an einem Fluß entlang zog und dicht mit kanadischen Pappeln bewachsen war. Auf der benachbarten Prärie tummelten sich Herden von Büffeln, von denen mehrere sofort ihr Leben lassen mußten.

Das Lager wurde am Flußufer aufgeschlagen, neben einer Gruppe von Bäumen, die groß genug waren, um zu Kanoes verarbeitet zu werden. Hier wurde einstweilen ein Schuppen errichtet, worauf man sofort begann, ein Haus zu bauen. Der Neujahrstag brach an, als erst eine Wand der Hütte aufrecht stand, dennoch ließen selbst diese ermatteten Wandrer diesen frohen Tag nicht ungefeiert vorübergehen. Alle Arbeit bis auf Kochen und Braten ruhte. Die auserlesensten Bissen von Büffelfleisch, wie Zungen, Höcker und Markknochen, wurden in geradezu erstaunlichen Mengen vertilgt, und da kein Tabak mehr vorhanden war, wurde als besondrer Genuß ein alter, noch stark duftender Tabaksbeutel zerschnitten und zur Feier des Tages aufgeraucht. Auf diese, wenn auch ein wenig barbarische Weise schlug man sich alle schlimmen Erinnerungen und alle Besorgnisse über die Zukunft aus dem Sinn und ergab sich dem Frohsinn so, daß der elende Schuppen von der allgemeinen Heiterkeit widerhallte.

Am 6. Januar war die Hütte fertig, worauf man wieder eine Menge von Büffeln erlegte und Winterproviant einheimste.

Diesmal hatten die Reisenden mehr Glück mit ihrem Winterquartier. Kein Indianer störte sie in ihrer behaglichen Zurückgezogenheit, und Wild war den ganzen Winter hindurch im Überfluß vorhanden. Sie fällten große Bäume und zimmerten sich Kanoes zurecht, und als der Frühling kam und mehrtägiges Tauwetter das Eis auf dem Flusse schmolz, trafen sie ihre Vorbereitungen für die Wasserfahrt. Am 8. März schifften sie sich endlich ein, aber diese Unternehmung endete mit einer herben Enttäuschung. Der Fluß war so flach und versandet, daß es unmöglich war, ihn zu befahren. Nach mehreren mißglückten Versuchen mußte Stuart den Gedanken an eine Fortsetzung der Reise zu Wasser aufgeben. Nun hieß es, den mühsamen Weg wieder mit Hilfe der getreuen alten Mähre zu Fuß fortsetzen. Am 20. März wurde der Marsch angetreten.

Bald befand man sich wieder auf jener weiten Ebene, deren trostloser Anblick die Reisenden im Dezember zur Umkehr bewogen hatte. Jetzt hatte sie sich in ein frisches grünes Gewand gehüllt, und überall wimmelte es von Wild und gelegentlich sogar auch von wilden Pferden. Von Menschen war aber in der grenzenlosen Einöde nichts zu sehen; nur verlassene Indianerlager traf man dann und wann.

Endlich stieß man Anfang April auf einige Indianer, die den überglücklichen Weißen verkündeten, daß sie nicht mehr allzu weit von dem lang herbeigesehnten Missouri entfernt wären. Leider hatten sie aber auch andre Nachrichten zu vermelden, die keineswegs erfreulich waren. Sie behaupteten nämlich, daß die Engländer und die Vereinigten Staaten miteinander Krieg führten, und daß dieser Krieg schon ein volles Jahr im Gange sei.

Der Indianer führte sie nach seinem nicht sehr entfernten, am Plattefluß gelegenen Dorf. Hier trafen sie zu ihrer Freude zwei weiße Männer, nämlich die kürzlich aus St. Louis eingetroffenen Händler Dornin und Roi. Sie bestürmten sie mit Fragen über alle in- und ausländischen Angelegenheiten des letzten Jahres und ganz besonders über den Krieg. Darauf schlossen sie einen Handel mit Dornin ab. Dieser verpflichtete sich, sie mit Kanoes und Vorräten zu versehen, wofür man ihm das ehrwürdige und erprobte alte Pferd der Schlangenindianer überließ.

In wenigen Tagen fertigten die von Dornin beschäftigten Indianer ein großes Kanoe von zwanzig Fuß Länge und vier Fuß Breite

Arapahoeindianer.

an. Das Gerippe bestand aus Stangen und Weidenzweigen und wurde mit fünf Elch- und Büffelfellen bezogen, die mit Sehnen zusammengenäht wurden. In diesem Fahrzeug schiffte sich die Expedition am Morgen des 16. April ein.

Nun ging es fröhlich stromabwärts. Bald war der Missouri erreicht und trug die Reisenden pfeilgeschwind auf seinen reißenden Gewässern dahin. Nach einiger Zeit begann das gebrechliche Kanoe bedenkliche Folgen der weiten Reise aufzuweisen. Glücklicherweise kam man an einem verlassenen Indianerlager vorüber, in dessen Nähe zwei alte hölzerne Boote lagen. Stuart bemächtigte sich des größeren, ließ sein Kanoe dafür liegen und setzte die Fahrt munter fort, bis wenige Tage später Fort Osage in Sicht kam.

Hier wurden die weit gewanderten Männer aufs gastlichste aufgenommen. Jeder bemühte sich, ihnen den Aufenthalt so angenehm und behaglich wie möglich zu machen. Der größte Genuß, den ihnen die Heimkehr zu den Wohnstätten zivilisierter Menschen gewährte, war aber das erste Stück Brot, denn Brot war seit nahezu zwölf Monaten nicht über ihre Lippen gekommen.

Der Aufenthalt in Fort Osage war nicht von langer Dauer. Man schiffte sich bald wieder ein, und der Rest der Reise ging rasch und ohne Zwischenfälle vonstatten. Am 30. April trafen Stuart und seine Gefährten fröhlich und wohlbehalten nach zehnmonatiger gefahrvoller Reise in St. Louis ein. Ihre Ankunft erregte großes Aufsehen, denn sie brachten die ersten Nachrichten über Hunt und seine Expedition, sowie über die neue Ansiedlung am Großen Ozean.

Astor wußte noch immer nichts über das Schicksal der beiden von ihm entsandten Expeditionen, ließ sich dadurch aber nicht abschrecken, seine Pläne weiter auszuführen. In St. Petersburg war mit Genehmigung der russischen Regierung ein vorläufiges Abkommen zwischen der Russisch-Amerikanischen Pelzkompanie und dem bevollmächtigten Vertreter Astors getroffen worden. Beide Gesellschaften verpflichteten sich, gegenseitig ihre Jagd- und Handelsgebiete zu respektieren, den Indianern weder Waffen noch Munition zu liefern und andern Kompanien und Händlern gegenüber fest zusammenzustehen. Außerdem erhielt die Amerikanische Gesellschaft das ausschließliche Recht, die russischen Pelzstationen mit Waren und Vorräten zu versehen, wofür diese mit Pelzwerk bezahlen sollten.

Astor versprach sich sehr viel von diesem Vertrag. Er hoffte, Astoria allmählich zum größten Stapelplatz des pazifischen Pelzhandels und

zum Kernpunkt eines mächtigen amerikanischen Staates zu machen. Bedauerlicherweise brach eben jetzt der Englisch-Amerikanische Krieg aus. Das war insofern eine Gefahr für sein Unternehmen, als der Hafen von New York jeden Augenblick blockiert werden konnte, wodurch das Auslaufen des alljährlich vorgesehenen Zufuhrschiffes im Herbst unmöglich gemacht werden mußte.

In dieser Notlage schrieb er an den Kommandanten des „Bibers", Kapitän Sowle, und ersuchte ihn in dem nach Canton adressierten Briefe, sofort mit den erforderlichen Vorräten nach der Faktorei an der Columbiamündung zu segeln und dort bis auf weiteres zu bleiben.

Der Krieg nahm seinen Fortgang. Von Astoria waren noch keinerlei Nachrichten eingegangen, da Stuarts Reise durch den Verlust seiner Pferde erschwert und verzögert worden war. Auch wegen Hunts und seiner Leute befand man sich in großer Sorge. Seit sie bei den Arickaras ihre Boote verlassen hatten, war nichts mehr von ihnen vernommen worden. Man wußte nur, daß Manuel Lisa den Untergang der Expedition prophezeit hatte.

Trotz all dieser entmutigenden Umstände beschloß Astor, hartnäckig an seinen Plänen festzuhalten und wieder ein Schiff nach der jungen Ansiedlung zu entsenden. Er wählte zu diesem Zweck ein Schiff, das als Schnellsegler bekannt war und den Namen „Lerche" führte. Die unruhigen Zeiten verursachten indessen so viele Verzögerungen, daß der Februar herankam, während das Schiff noch im Hafen lag.

Gerade jetzt erfuhr Astor, daß die Nordwest-Kompanie im Begriff sei, ein kriegsmäßig ausgerüstetes Schiff mit zwanzig Geschützen auszuschicken, um eine Niederlassung an der Columbiamündung zu gründen. Diese Nachricht beunruhigte ihn aufs höchste. Unter den von ihm angeworbenen Leuten waren ziemlich viele Schottländer und Kanadier, und mehrere von diesen hatten früher im Dienst der Nordwest-Kompanie gestanden. Sollte Hunt wirklich nicht nach Astoria gelangt sein, so stand die dortige Niederlassung unter dem Befehl von M'Douglas, über dessen Zuverlässigkeit Kapitän Thorn sehr absprechend geurteilt hatte. Außerdem war es nicht unmöglich, daß die englische Regierung den Bitten der Nordwest-Kompanie entsprechen und Truppen nach der Columbiamündung schicken würde.

Nachdem Astor die Regierung der Vereinigten Staaten um militärischen Schutz für seine Ansiedlung ersucht hatte, ohne irgendwelche Antwort zu erhalten, gab er im März Befehl, daß die „Lerche" ihre

Arapahoeindianer.

Fahrt antreten sollte. Das Schiff stand unter dem Befehl Northrops und stach Anfang März 1813 in See.

Astor benutzte diese Gelegenheit, um einen Brief an Hunt in seiner Eigenschaft als Haupt der Ansiedlung am Columbia zu richten, denn dem Gedanken, daß dieser dort nicht wohlbehalten eingetroffen sein sollte, wollte er unter keinen Umständen Raum geben. „Ich denke immer, daß es Ihnen gut geht, und daß ich Sie wiedersehen werde, was Gott geben möge!" schrieb er in diesem Brief. Er bat ihn ferner, stets gegen Unternehmungsversuche auf der Hut zu sein, und warnte ihn vor offnen oder verborgenen Feindseligkeiten der Nordwest-Kompanie. „Wenn ich dort wäre und die Sache in der Hand hätte, würde ich allen Feinden trotzen," fuhr er fort, „aber wie die Dinge liegen, hängt alles von Ihnen und Ihren Freunden ab. Unser Unternehmen ist großartig und verdient Erfolg, und ich hoffe zu Gott, daß der Erfolg nicht ausbleiben wird. Wenn es mir nur darauf ankäme, Geld zu verdienen, würde ich sagen: überlegen Sie es sich, ob wir besser tun würden, zu retten, was sich noch retten läßt, und den Platz zu räumen: aber der bloße Gedanke daran fährt mir ins Herz wie ein Dolchstich!"

Woche auf Woche, Monat auf Monat verrann, ohne daß die peinliche Ungewißheit über den Ausgang der Unternehmung ein Ende genommen hätte. Wenn Astor auch ein energischer Mann war, der nicht leicht den Mut verlor, so übten die vielen Gefahren, von denen sein Lieblingsplan bedroht war, schließlich doch einen gewissen Einfluß auf seine Stimmung aus. Eines Abends saß er bei trübem Wetter an seinem Fenster, vertiefte sich in Gedanken über den Untergang der „Tonkin" und seiner unglücklichen Bemannung und suchte sich der Befürchtung zu erwehren, daß die Landexpedition von einem ähnlichen Geschick betroffen worden sei, als man ihm die Abendzeitung brachte. Das erste, was seinem Auge begegnete, war die Meldung, daß Stuart mit seinen Begleitern in St. Louis eingetroffen sei und die Nachricht von Hunts glücklich durchgeführter Expedition übers Felsengebirge nach der Columbiamündung überbracht habe. Das war ein Sonnenstrahl, der einstweilen alles Gewölk zerstreute. Jetzt begann Astor wieder auf die Erfüllung aller seiner Wünsche und Pläne zu hoffen.

Eine Faktorei der Weißen in Nordamerika..

IX.

Kleinmut M'Dougals — Ungünstige Nachrichten M'Kenzies — M'Tavish von der Nordwest-Kompanie — Abenteuer in Wish-ram — Hochnotpeinliches Halsgericht — Zweideutiges Benehmen M'Dougals — Aufgabe Astorias — Manifest der Teilhaber — Brautwerbung M'Dougals um die Tschinukenprinzessin — Der schlaue Schwiegervater — Ankunft Hunts — Schiffbruch bei den Sandwich-Inseln — M'Tavish hißt vor Astoria die englische Flagge — M'Dougals Verrat — Die indianischen Bundesgenossen — Übergabe Astorias.

Inzwischen hatten die verschiedenen Expeditionen, die gemeinsam mit Stuart aus Astoria abgegangen waren und sich am Walla-Walla von ihm getrennt hatten, ihre Aufgaben mit mehr oder weniger Erfolg ausgeführt und mehrere neue Niederlassungen gegründet.

Während alle diese verschiedenen „Brigaden", wie die Pelzhändler sie zu nennen pflegen, dem empfangenen Befehle nachkamen, bereitete sich der „Biber" auf seine Küstenfahrt und den Besuch in Neu-Archangel vor. Es war im Rate der Teilhaber bestimmt worden, daß Hunt diese Reise mitmachen sollte, um sich mit dem Küstenhandel bekannt zu machen und Verabredungen mit dem Kommandanten des russischen Postens zu treffen. Im Oktober sollte der

„Biber" ihn dann wieder in Astoria absetzen, bevor er die Fahrt nach den Sandwich-Inseln und Canton fortsetzte.

Das Schiff stach im Monat August in See. Nachdem auch dieses fort war, blieb nur eine sehr kleine Garnison in Astoria zurück, was den Indianern nicht entging und sie veranlaßte, ein freches, fast feindseliges Benehmen herauszukehren, das die Weißen wiederum veranlaßte, ihre Wachsamkeit zu verdoppeln. Es war gerade Lachssaison, die entferntere Stämme zu den Columbiaufern hinzulocken pflegte. Diese Stämme kamen der Mehrzahl nach von der nördlichen Küste und waren hinterlistig und kriegerisch. Unter ihnen befanden sich zahlreiche Neewetees, Angehörige jenes grausamen Stammes, der die Schiffsmannschaft der „Tonkin" niedergemetzelt hatte.

Man traf daher allerlei Vorsichtsmaßregeln, um eine Überrumplung des Forts durch diese gefährlichen Gäste zu verhüten. Die Palisaden wurden erhöht und mit verdeckten Gängen versehen, und vor allem standen Tag und Nacht Schildwachen auf Posten. Glücklicherweise fuhren die Tschinuken und die andern in der Nähe angesessenen Stämme fort, eine sehr friedliche Gesinnung an den Tag zu legen. Der alte Comcomly, dem sie alle gehorchten, war ein kluger Rechenmeister. Er wußte sehr gut, welchen Vorteil es mit sich brachte, Weiße zu Freunden und Nachbarn zu haben, und daß es sein und seines Volkes Ansehen hob, wenn sie den Zwischenhandel zwischen ihnen und abgelegenen Stämmen in Händen hatten. Er war deshalb mittlerweile ein unerschütterlicher Bundesgenosse der Astorianer geworden und bildete gewissermaßen ein Bollwerk gegen feindselige Eindringlinge aus dem Norden.

Der Sommer von 1812 verging indessen ganz ruhig. Die Neweetees und andre mißliebige Gäste kehrten nach beendeter Fischerei in die Heimat zurück, und die Ansiedler hatten keine Angriffe mehr zu befürchten.

Im Oktober sollte der „Biber" zurückkehren, aber November, Dezember und Januar vergingen, und noch immer war nichts von ihm zu sehen noch zu hören. Man fing schon an, sich den traurigsten Vermutungen hinzugeben, was in Anbetracht des furchtbaren Schicksals der „Tonkin" nur zu begreiflich war.

Niemand vertiefte sich so in diese Befürchtungen wie M'Dougal, der nun den Befehl übernommen hatte. Von seiner Heiterkeit und geschäftigen Zuversichtlichkeit war keine Spur mehr vorhanden. Er verfiel in einen Zustand kläglicher Niedergeschlagenheit, bekrittelte

das ganze Unternehmen, malte jeden widrigen Zustand in den schwärzesten Farben und prophezeite nichts als Unglück aller Art.

In dieser trüben Stimmung überraschte ihn am 16. Januar M'Kenzie, der völlig unerwartet von seinem Posten am Shahaptan zurückkehrte, und dem man die schlimmen Nachrichten vom Gesicht ablesen konnte.

Er hatte denn auch nichts Gutes zu berichten. Mit den Touchepas, die er als „Stamm von auserlesenen Schuften" bezeichnete, waren keine guten Geschäfte zu machen gewesen, da sie fast gar kein Pelzwerk lieferten, und überdies für das Pferdefleisch, auf welches man dort wegen Wildmangels angewiesen war, unerhört hohe Preise verlangten. Aus diesem Grunde hatte er sich nach Clarkes Station begeben, um mit ihm zu überlegen, ob er seine Waren nicht lieber an ihn und David Stuart abgeben und mit seinen Leuten nach Astoria zurückkehren sollte, um von dort aus eine geeignetere Gegend ausfindig zu machen. Während die beiden Teilhaber in Clarkes Wigwam saßen und über den Fall berieten, trat plötzlich ein unerwarteter Gast ein.

Dieser Mann war John George M'Tavish, ein Teilhaber der Nordwest-Kompanie, dem die Niederlassungen der Gesellschaft in dieser Gegend unterstanden. M'Tavish entpuppte sich als freudiger Überbringer schlimmer Nachrichten. Er hatte einen Eilbrief aus Kanada erhalten, der ihm die Kriegserklärung und die Proklamation des Präsidenten Madison meldete. Diesen Brief überreichte er den beiden Herren mit aufdringlicher Dienstfertigkeit. Überdies teilte er ihnen mit, daß er von seiner Gesellschaft sehr große Warenvorräte erhalten habe und der Ansiedlung der Amerikanischen Kompanie energischen Widerstand leisten werde. Schließlich setzte er seinen gefälligen, aber kriegerischen Auslassungen die Krone auf, indem er hinzufügte, daß ein kriegsmäßig ausgerüstetes Schiff seiner Gesellschaft, der „Isaac Todd", Anfang März an der Columbiamündung eintreffen werde, um von dem Handel an diesem Flusse Besitz zu ergreifen, und daß er den Befehl erhalten habe, sich um die angegebene Zeit auf dem „Isaac Todd" einzufinden.

Diese Nachrichten machten M'Kenzies Zweifeln ein Ende. Er kehrte unverzüglich nach dem Shahaptan zurück, löste sein ganzes Etablissement auf, brachte alle Waren in „Caches" unter und machte sich eilends mit all seinen Leuten nach Astoria auf.

M'Dougal bedurfte nur noch einer solchen Hiobsbotschaft, um gänzlich zu verzagen und den Kopf zu verlieren. Er hielt einen

Kriegsrat mit M'Kenzie ab, zu welchem einige Angestellte zugezogen wurden, die indessen natürlich nicht stimmberechtigt waren. Man gab alle Hoffnung auf, den Posten Astoria halten zu können, nahm an, daß der „Biber" untergegangen sei, daß man aus New York wegen der Blockade weder auf Befehle noch Hilfe hoffen könne, und daß man von Englands Seite nichts als Feindseligkeiten zu erwarten habe. Deshalb faßte man den Entschluß, die Ansiedlung im Laufe des kommenden Frühlings zu verlassen und über das Felsengebirge zurückzukehren.

Infolge dieses Entschlusses stellten die Astorianer jeden Handel mit den Eingeborenen ein, den Ankauf von Lebensmitteln ausgenommen. Sie hatten ohnehin mehr Pelzwerk, als sie mitnehmen konnten, und bedurften aller noch vorhandenen Waren, um ihre Leute zu kleiden und zu ernähren. Übrigens wurde es den Leuten noch verheimlicht, daß man die Ansiedlung aufgeben wollte, weil man fürchtete, sie würden sonst nicht mehr arbeiten, sondern unruhig und aufsässig werden.

M'Kenzie machte sich nun mit dem Irländer Reed, Seton und siebzehn Leuten auf den Weg nach dem Shahaptan, um seine „Caches" auszuräumen und mit diesen Waren Pferde und Lebensmittel für die Reise zu erstehen.

Nachdem die Columbiafälle glücklich überwunden waren, schlugen sie an einem Nachmittag ihr Lager auf und hatten, da alle Arbeit getan war, einen langen Abend vor sich.

Am jenseitigen Ufer des Flusses lag das berüchtigte Freibeuterdorf Wish-ram, dessen Bewohner Reed beraubt und mißhandelt hatten, als er mit seiner Zinnbüchse unterwegs war. Es war bekannt, daß die Flinte, die man ihm abgenommen hatte, als Trophäe in Wish-ram aufgehoben wurde. M'Kenzie erbot sich nun, über den Fluß zu setzen und sie zurückzuverlangen, wenn jemand ihn begleiten wolle. Es war ein toller Einfall, denn diese Dorfbewohner waren bekanntermaßen ein ganz schurkisches Gesindel. Dennoch traten sofort zwei Freiwillige vor: Seton und der Koch Joe de la Pierre. Das Trio erreichte das jenseitige Ufer und lud und spannte vorm Landen die Büchsen. Ein kurzer gewundener Pfad führte zwischen Klippen und Felsblöcken hindurch zum Dorf. Niemand schien von ihrem Erscheinen Notiz zu nehmen. Weder Männer noch Frauen oder Kinder waren zu sehen. Sogar die sonst unausgesetzt kläffenden Indianerhunde verhielten sich still. Als sie das Dorf erreichten, tauchte ein

Knabe auf und deutete auf eine Hütte, die größer war als die andern. Sie mußten sich bücken, um einzutreten; aber kaum hatten sie die Schwelle überschritten, als hinter ihnen eine Menge von Indianern hineindrängte, die sich bisher versteckt gehalten hatten.

M'Kenzie und seine Gefährten befanden sich in einem rohgezimmerten Gemach von etwa fünfundzwanzig Fuß Länge und zwanzig Fuß Breite. An einem Ende loderte ein helles Feuer, an welchem ein etwa sechzigjähriger Häuptling saß. Ringsum kauerten, in Büffelfelle gehüllt, mehrere Reihen schweigender Indianer. Ein Blick genügte, um die grimmige und gefährliche Gesellschaft, in die sie hineingeraten waren, zu erkennen und um zu sehen, daß ihnen von der durch die Tür nachdrängenden Menge der Rückweg abgeschnitten war.

Der Häuptling deutete auf die dem Eingang gegenüberliegende leere Seite des Raumes und forderte sie durch Zeichen auf, sich niederzulassen. Die drei Weißen taten es. Nun trat eine tiefe Stille ein. Die wilden Krieger saßen unbeweglich wie Bildsäulen da: alle in Büffelfelle gehüllt und die flammenden Augen unverwandt auf die Eindringlinge geheftet. Diese fühlten, daß sie sich in einer verzweifelten Lage befanden.

„Laßt den Häuptling keinen Moment aus den Augen, während ich ihn anrede," sagte M'Kenzie zu seinen Begleitern. „Sollte er seiner Horde irgendein Zeichen geben, so schießt ihn nieder und sucht die Tür zu erreichen."

M'Kenzie trat nun auf den Häuptling zu und bot ihm die Friedenspfeife dar; aber sie wurde stumm zurückgewiesen. Darauf hielt er eine längere Ansprache, setzte den Zweck seines Besuchs auseinander und erbot sich, die Büchse gegen zwei Wolldecken, eine Axt, einige Glasperlen und Tabak einzutauschen.

Als er seine Rede beschlossen hatte, erhob sich der Häuptling, begann erst mit leiser Stimme zu sprechen, redete sich aber schließlich in wilde Wut hinein. Er schalt auf die Weißen, die durch ihr Gebiet hin und her zögen, ohne ihnen auch nur eine einzige Wolldecke oder irgendwelchen andern Gegenstand zu schenken, nur weil sie — die Indianer — keine Felle zu verkaufen hätten, und schließlich ging er dazu über, in drohendem Ton von den zwei Kriegern zu reden, die damals bei dem Scharmützel an den Fällen von den Weißen getötet worden waren.

Die Lage wurde immer kritischer. Es war augenscheinlich, daß die am Boden kauernden Wilden nur auf ein Zeichen ihres Häupt-

lings warteten, um sich auf ihre Beute zu stürzen. M'Kenzie und seine Gefährten hatten sich während dieser Rede langsam erhoben und ihre Büchsen in eine wagerechte Richtung gebracht, indem sie die Läufe auf die linke Hand legten; die Mündung von M'Kenzies Gewehr war kaum drei Fuß von dem Herzen des Redners entfernt. Jetzt spannten sie die Büchsen; beim Knacken der Schlösser ergoß sich eine dunkle Glut über das Gesicht der Indianer. Es trat eine Pause ein. Die Weißen schritten langsam und gelassen auf die Tür zu, die Wilden wichen zurück und ließen sie ungehindert vorübergehen. Als sie aus der gefährlichen Höhle hinaustraten, sank gerade die Sonne unter. Auf dem Rückweg zu ihrem Kanoe gingen sie vorsichtshalber oben auf den Felsen entlang, und ins Lager zurückgekehrt, beglückwünschten sie sich, daß sie so leichten Kaufs davongekommen waren, und fühlten keinerlei Drang, den grimmigen Kriegern von Wish-ram noch einen Besuch abzustatten.

M'Kenzie und seine Genossen setzten ihre Fahrt am nächsten Morgen in aller Frühe fort. Im Laufe des Tages begegneten ihnen zwei Kanoes mit weißen Männern, die unter fröhlichem Gesang von Voyageurs stromab glitten. Es waren Leute der Nordwest-Kompanie mit M'Tavish an ihrer Spitze, die singend und voll guten Muts zur Columbiamündung hinabfuhren, um dort das Eintreffen des „Isaac Todd" zu erwarten, während ihre niedergeschlagenen Nebenbuhler mühsam und mutlos gegen die Strömung ankämpften.

Bei seiner Ankunft am Shahaptan entdeckte M'Kenzie zu seinem lebhaften Verdruß, daß seine „Caches" geöffnet und völlig ausgeraubt waren. Er bemühte sich, die Räuber ausfindig zu machen, und entsandte inzwischen Reed, um die Briefe M'Dougals an Clarke und David Stuart zu überbringen.

Der Entschluß, Astoria aufzugeben, den ihnen M'Dougal mitteilte, wurde von diesen beiden Herren sehr mißfällig aufgenommen. Sie hatten auf ihren Stationen recht gute Erfolge zu verzeichnen und fanden es vorschnell und kleinmütig, ein so kostspieliges und vielversprechendes Unternehmen bei der ersten Schwierigkeit fallen zu lassen. Sie trafen daher keine Vorbereitungen zum Verlassen der Gegend, sondern handelten so, wie es ihnen im Hinblick auf die Behauptung ihrer neu gegründeten, aufblühenden Niederlassungen richtig schien.

Inzwischen war der Zeitpunkt herangekommen, zu welchem die Inhaber der verschiedenen Stationen im Innern sich mit dem von

ihnen angesammelten Pelzwerk am Walla-Walla zu treffen verabredet hatten, um von dort aus gemeinsam nach Astoria zu fahren.

Am 30. traf Clarke bei den Nez-percés ein, in deren Obhut er seine Kanoes zurückgelassen hatte. Zu seiner Verwundrung hatte der indianische Würdenträger seine Verpflichtung getreulich innegehalten, und die Kanoes befanden sich in ziemlich gutem Zustande. Während man sie indessen zur Fahrt zurechtmachte, kamen trotz aller Wachsamkeit der Weißen allerlei Diebstähle vor, die Clarke aufs höchste verdrossen. Als schließlich auch ein silberner Trinkbecher abhanden kam, auf den er ungeheuren Wert legte, ruhte er nicht eher, als bis er den Dieb ausfindig gemacht hatte, und verurteilte den armen Teufel kurzerhand zum Tode durch den Strang.

Die Indianer strömten in Scharen herbei und flehten Clarke an, das Leben ihres Stammesgenossen zu schonen. Auch seine Begleiter hielten die Strafe für zu hart und überdies für unpolitisch, und rieten ihm dringend, sie zu mildern. Aber Clarke war unerbittlich. Er war ein strenger, hartherziger Mann und außerdem ein Anhänger des Einschüchterungsprinzips.

Rasch wurde aus Rudern ein Galgen hergerichtet, der unglückliche gefesselte Missetäter herbeigeschleppt und auf ein gegebenes Zeichen unter entsetzlichem Geschrei und verzweifeltem Sträuben ins Jenseits befördert. Die Indianer standen schweigend da und sahen sich das Schauspiel mit ernsten, scheuen Augen an, machten jedoch keinen Versuch, sich der Hinrichtung zu widersetzen. Auch nachher merkte man ihnen keinerlei Gemütsbewegung an. Sie verschlossen ihre Gefühle in ihrer Brust, bis sich eine Gelegenheit bot, um blutige Rache zu nehmen.

Nun wurden M'Lellan und drei Leute mit den überflüssig gewordenen Packpferden zur Station zurückgeschickt. In Anbetracht des soeben erfolgten grausamen Gerechtigkeitsaktes hielten sie es für geraten, den Ritt durch das Gebiet der finster grollenden Nez-percés so rasch wie möglich zurückzulegen, und freuten sich, als sie glücklich am Ziel ankamen.

Clarke und seine Gefährten schifften sich mit ihrem Pelzwerk ein und trafen an der Mündung des Walla-Walla mit David Stuart und M'Kenzie zusammen. Dieser hatte es fertig gebracht, einen großen Teil des geraubten Inhalts seiner „Caches" zurückzuerlangen. Als Clarke ihnen aber von seiner exemplarischen Bestrafung des diebischen Nez-percé-Indianers erzählte und dabei augenscheinlich auf

lebhafte Bewundrung rechnete, erlebte er eine Enttäuschung, denn beide Herren sprachen sehr unumwunden ihre lebhafte Mißbilligung aus und nannten die Hinrichtung eine unmenschliche und durchaus unnötige Grausamkeit, die nichts weiter als blutige Feindschaft zur Folge haben werde.

Am 12. Juni trafen die drei Teilnehmer mit ihren Leuten und Waren an der Columbiamündung ein. Zehn Tage vorher war auch eine nach dem Wollamut entsandte „Brigade" reich beladen mit Biberfellen in die Faktorei zurückgekehrt. Diese von noch ganz unerfahrenen, landfremden Weißen zusammengebrachten Ergebnisse lieferten den Beweis, daß der erhoffte reiche Ertrag nicht ausbleiben konnte, wenn das Land erst genauer erforscht war und der Handel auf festen Füßen stand.

In Astoria war alles in Unruhe und Bewegung. Vor neun Tagen hatte M'Dougal seinen Entschluß verkündet, die Faktorei aufzugeben und die Heimreise am 1. Juli anzutreten. Stuart und Clarke waren sehr ungehalten über diesen übereilten Schritt, den M'Dougal ohne Vorwissen der andern Teilhaber getan hatte, während er doch wußte, daß sie mit zu entscheiden hatten und in den allernächsten Tagen eintreffen mußten.

Überhaupt war M'Dougals ganzes Verhalten geeignet, starke Zweifel an seiner treuen Hingebung zu erwecken. Seine alte Anhänglichkeit an die Nordwest-Kompanie schien wieder aufgelebt zu sein. Er hatte M'Tavish und seine Leute mit ganz ungerechtfertigter Gastfreiheit empfangen, als ob sie Freunde und Bundesgenossen wären, und nicht sozusagen eine Rekognoszierungspatrouille, die gekommen war, um die Lage der Dinge in Astoria auszukundschaften und die Ankunft eines feindlichen Schiffes abzuwarten. Wären sie sich selbst überlassen worden, so würden sie entweder verhungert oder von den Tschinuken vertrieben worden sein, denn diese warteten nur auf ein Zeichen von der Faktorei, um sie als Eindringlinge und Feinde zu behandeln. M'Dougal dagegen hatte sie mit Vorräten aus der Faktorei versehen und ihnen die Gunst der Tschinuken erworben, indem er sie wie gute Freunde behandelte.

Da er sich fest vorgenommen hatte, die Niederlassung in Astoria noch im laufenden Jahre aufzulösen, war M'Dougal unangenehm überrascht, als er hörte, daß Stuart und Clarke es unterlassen hatten, seinem Wunsche zu entsprechen und Pferde und Proviant für die Wandrung übers Felsengebirge zu beschaffen. Jetzt war es zu spät, um noch die nötigen Vorbereitungen für einen rechtzeitigen

Aufbruch zu treffen, der ein Übersteigen der Berge vor Eintritt des Winters ermöglichte. Das Vorhaben mußte daher aufgeschoben werden.

Mittlerweile begann das Ausbleiben des alljährlichen Zufuhrschiffes und die Sorge um das Schicksal Hunts und des „Bibers" herabstimmend auf die andern Teilhaber zu wirken. Sie hörten allmählich auf zu widersprechen, wenn M'Dougal und auch wohl M'Kenzie über die verzweifelte und trostlose Lage der Kolonie herzogen und es unverantwortlich nannten, daß man sie an dieser wilden und gefahrvollen Küste sich selbst überlasse und sich in keiner Weise um sie sorge und kümmere. Auf diese Weise wurden sie schließlich bewogen, ebenfalls in das Verlassen der Faktorei im nächsten Jahre zu willigen.

Um diese Zeit ersuchte M'Tavish die Teilhaber, ihm einen kleinen Warenvorrat zu überlassen, der ihn instand setzen würde, zum Oberlauf des Columbia zurückzukehren, da er umsonst auf die Ankunft des „Isaac Todd" gewartet habe. Seine Bitte führte eine Beratung der Teilnehmer herbei. M'Dougal drang auf ihre Erfüllung.

Schließlich verkaufte man ihm Waren im Werte von achthundertundfünfzig Dollars und verpflichtete ihn, die Summe im nächsten Frühjahr in Gestalt von Pferden oder auf andre, den Teilhabern genehme Weise zu bezahlen.

Nach Abschluß dieses Übereinkommens zogen die Teilhaber ihre Pläne für das laufende Jahr in Überlegung. Es kam darauf an, für den Lebensunterhalt zu sorgen, Pferde für die im Frühjahr bevorstehende Reise zu beschaffen und so viel Pelzwerk einzuhandeln, wie es ihre sehr verringerten Mittel gestatteten. Man beschloß nach einigem Hin- und Herreden, daß David Stuart nach dem Okinagan zurückkehren und Clarke bei den Flachköpfen Aufenthalt nehmen sollte. John Reed wurde mit Pierre Dorion und Pierre Delaunay, sowie vier kanadischen Voyageurs nach der Umgegend des Snake River entsandt.

Die Hauptsorge blieb indessen Astoria selbst, wovon alle andern Unternehmungen abhängig waren. Man legte den Oberbefehl wieder in M'Dougals Hände und überließ ihm als Besatzung vierzig Mann. Was den Unterhalt betraf, so war die Faktorei darin fast ganz von den Eingeborenen abhängig. Diese waren jetzt noch freundschaftlich gesinnt, erfuhren sie aber von der Notlage der Ansiedlung, so stand zu fürchten, daß sie zu Feindseligkeiten übergehen oder doch wenigstens ihre Proviantlieferungen einstellen würden. Um diese gefährliche

Abhängigkeit möglichst einzuschränken, sollten deshalb M'Kenzie, vier Jäger und acht Leute am Wollamut überwintern und von dort aus versuchen, Astoria mit regelmäßiger Zufuhr zu versehen.

Außerdem wurden drei Angestellte, nämlich M'Lellan, Roß und Cox ihrer Verpflichtungen entbunden und entlassen. Alle drei traten unverzüglich in den Dienst der Nordwest-Kompanie und waren ohne Zweifel froh, das, was sie für ein sinkendes Schiff hielten, gleich vorsichtigen Ratten rechtzeitig verlassen zu können.

Nachdem alle diese Einrichtungen getroffen waren, unterzeichneten die vier Teilhaber am 1. Juli eine Schrift, in der sie die beängstigende Lage der Ansiedlung in den schwärzesten Farben schilderten. Das Ausbleiben des Zufuhrschiffes, das Verschwinden und der deshalb befürchtete Untergang des „Bibers", der Mangel an Waren, ihre Verzweiflung über die Unsicherheit weiterer Zufuhr, ihre Unkenntnis der Küste und ihre Enttäuschung in bezug auf den Handel im Innern, den sie als gänzlich unzureichend im Verhältnis zu den Kosten und wehrlos gegen den starken Wettbewerb der Nordwest-Kompanie darstellten. Da Artikel 16 ihres Vertrages sie ermächtigte, die ganze Sache fallen zu lassen und aufzulösen, falls sie sich vor Ablauf von fünf Jahren als uneinträglich und unvorteilhaft erweisen sollte, machten sie von diesem Recht Gebrauch und kündeten hiermit an, daß sie es am 1. Juni des folgenden Jahres tun würden, es sei denn, daß sie inzwischen von Astor und den Aktionären die erforderliche Unterstützung und Zufuhr und den Befehl zum Ausharren erhalten sollten.

Das Schriftstück wurde samt verschiedenen Privatbriefen desselben Inhalts in die Hände von M'Tavish gelegt, der am 5. Juli aufbrach und sich verpflichtete, die Briefschaften durch den alljährlichen Winter-Eilboten an Astors Adresse nach New York befördern zu lassen.

David Stuart und Clarke hatten diese Erklärung nur sehr ungern unterzeichnet, da der Inhalt nicht ganz mit ihren Erfahrungen in Einklang stand. Doch ließen sie sich von M'Dougal und M'Kenzie überreden, die ihrerseits unerschütterlich an ihrem Entschluß festhielten und die Sachlage möglichst kraß darzustellen wünschten, um ihr Verhalten in den Augen Astors und der ganzen Welt zu rechtfertigen.

Es ist bis jetzt so viel von ernsten und teilweise sogar unheilvollen Dingen die Rede gewesen, daß es geradezu erfrischend wirkt, zu einem angenehmeren Thema überzugehen und über die erste und

einzige „Vermählung in hohen Kreisen" zu berichten, die in der jungen Ansiedlung Astoria stattfand.

M'Dougal, der nicht nur ein großer Plänemacher, sondern auch ein Mann von außerordentlichem, wenn auch ungeregeltem Ehrgeiz gewesen zu sein scheint, kam plötzlich auf den Gedanken, um die Hand einer der eingeborenen Prinzessinnen zu werben, einer Tochter des einäugigen Machthabers Comcomly, der den Fischerstamm der Tschinuken beherrschte und die Faktorei seit langer Zeit mit Stör und „uthlecans" versorgte.

Einige Berichte geben der Sache einen romantischen Anstrich, indem sie ihren Ursprung von jener Sturmnacht herleiten, in welcher M'Dougal in Comcomlys königlicher Behausung Zuflucht gesucht hatte. Sie behaupten, er sei schon damals von den Reizen der Fürstentochter hingerissen gewesen, die es sich angelegen sein ließ, den Gast aufs beste zu unterhalten.

Das „Journal von Astoria" dagegen, das unter M'Dougals eigner Aufsicht verfaßt wurde, stellt diesen Ehebund als eine wichtige Staatsallianz und einen bedeutenden politischen Schachzug dar. Die Faktorei war in hohem Maße von den Lieferungen der Tschinuken abhängig. Einstweilen war man mit ihnen gut Freund; es stand jedoch zu befürchten, daß die Indianer andre Saiten aufziehen würden, sobald sie von der Notlage der Station und von der Absicht, sie aufzugeben, erfahren würden. Diese Verbindung mußte Comcomlys Interessen daher fest und unlöslich mit denen der Astorianer verknüpfen, und zugleich den ganzen mächtigen Stamm der Tschinuken. Wie dem auch sein mag — es ist immer schwer, die Politik von Fürsten und Herrschern zu ergründen —, jedenfalls entsandte M'Dougal zwei Angestellte als außerordentliche Botschafter, um dem einäugigen Häuptling ihre Aufwartung zu machen und für ihn um die Hand seiner Tochter anzuhalten.

Wenn die Tschinuken auch kein feingebildetes Volk waren, so hatten sie doch Begriffe über Ehekontrakte, die dem eifrigsten Verfechter von Witwen- und Nadelgeld zur Ehre gereicht hätten.

Der Bewerber begab sich nicht in das Gemach der Geliebten, sondern in die Wohnung ihres Vaters, und warf ihm ein Geschenk vor die Füße. Darauf ließ er seine Wünsche durch irgend einen diskreten Freund zur Kenntnis bringen. Fanden der Bewerber und das Geschenk Gnade vor den Augen des Vaters, so nahm dieser mit seiner Tochter Rücksprache und erkundigte sich nach dem gegen-

wärtigen Stand ihrer Neigungen. Fiel ihre Antwort günstig aus, so wurde die Bewerbung angenommen, und dann mußte der Liebhaber dem Vater weitere Geschenke machen: Pferde, Kanoes und andre Wertgegenstände, je nach der Schönheit und den allgemeinen Vorzügen der Braut bemessen, in der festen Zuversicht, daß man ihn in gleicher Münze bezahlen werde, wenn es erst zur Begründung des Hausstandes gekommen sei.

Von Comcomlys außerordentlicher Schlauheit ist schon mehrfach die Rede gewesen; aber niemals wurde sie mit größerer Geschicklichkeit zur Anwendung gebracht, als bei dieser Gelegenheit. Die Verhandlungen wurden mit echt diplomatischer Kunst in die Länge gezogen. Immer wieder fanden neue Konferenzen mit den beiden Gesandten statt. Comcomly stellte die übertriebensten Forderungen; er schätzte die Reize seiner Tochter zum höchsten Preise ein. Man sagt allerdings, sie habe einen der flachsten und aristokratischsten Köpfe des ganzen Stammes besessen.

Endlich waren die vorläufigen Abmachungen erledigt. In den ersten Nachmittagsstunden des 20. Juli trug ein Geschwader von Kanoes die gesamte königliche Familie der Comcomlies und ihren ganzen Hof über den Fluß hinüber. Der würdige Häuptling landete mit großem Gepränge, angetan mit einer blitzblauen Wolldecke und roten Hosenlappen, reichgeschmückt mit Federn und bunter Bemalung, und begleitet von einem Hofgesinde von halbnackten Kriegern und Edlen. Ein Pferd stand bereit, um die Prinzessin zu befördern, die hinter einem Angestellten aufsaß und auf diese Weise sittsam, aber willfährig zum Fort hinaufritt. Hier wurde sie von dem erwartungsvollen Bräutigam mit inniger, wenn auch gemäßigter Freude begrüßt.

Ihr Brautstaat erregte freilich zuerst einige Bestürzung, denn sie hatte sich für die feierliche Gelegenheit nach Tschinukensitte bemalt und gesalbt; doch wurde sie mittels wiederholter Abwaschungen bald von jedem fremdartigen Anstrich und Wohlgeruch befreit und trat als eine der reinlichsten Prinzessinnen des etwas öligen Tschinukenstammes in den Stand der Ehe.

Von nun an fand Comcomly sich fast täglich in Astoria ein und wurde von seinem Schwiegersohn bei den intimsten Beratungen zugezogen. Er interessierte sich lebhaft für alles was vorging, fand sich aber besonders häufig in der Schmiede ein und nahm die Zeit dieses Eisenkünstlers so unausgesetzt für die verschiedensten indianischen

Waffen und Gebrauchsgegenstände in Anspruch, daß die nötigen Arbeiten für die Faktorei oft dagegen zurückstehen mußten.

Die Flitterwochen waren kaum verflossen, und M'Dougal thronte mit seiner jungen Gemahlin im Fort Astoria, als am 20. August ein Sohn Comcomlys namens Gassacop in größter Erregung zu ihnen hineinstürzte und verkündete, daß ein Schiff sich der Flußmündung nähere. Die Nachricht versetzte alles in Aufruhr. Brachte das Schiff Krieg oder Frieden? War es amerikanisch oder englisch? War es der „Biber" oder der „Isaac Todd"? M'Dougal eilte zur Bucht hinab, warf sich in ein Boot und ließ sich so rasch wie möglich nach dem Hafenausgang rudern. Die im Fort zurückgebliebenen Genossen beobachteten voller Sorge die Flußmündung und zerbrachen sich den Kopf, ob es ratsamer sei, sich auf die Begrüßung von Freunden oder auf die Verteidigung gegen Feinde vorzubereiten. Endlich sah man ein Schiff in den Columbia einlaufen und auf das Fort zukommen. Aller Augen hingen unverwandt an seinen Masten, bis man die amerikanische Standarte erkannte. Nun machte sich die Freude in allgemeinem Jubelgeschrei Luft, und gleich darauf donnerten die Geschütze des Forts ihren Salut.

Das Schiff ging am jenseitigen Flußufer vor Anker und erwiderte den Salut. M'Dougals Boot legte längsseits an und fuhr erst spät nachmittags wieder ab. Man spähte angestrengt hinüber, um zu erkennen, wer sich an Bord befände, aber die Sonne ging unter und es wurde dunkel, ehe das Boot nahe genug herankam. Endlich legte es an, und Hunt stieg ans Land. Er wurde wie ein vom Tode Erstandener begrüßt, und seine Ankunft war das Signal für eine Festfeier, die der Hochzeit M'Dougals kaum nachstand.

Als die erste Freude sich ein wenig gelegt hatte, mußte Hunt erzählen, denn jeder brannte darauf, zu erfahren, weshalb seine Rückkehr sich so unverhältnismäßig verzögert hatte.

Der „Biber" war im August v. J. nach Neu-Archangel gesegelt und sollte im Oktober in Astoria zurück sein. Leider hatte sich der Umsatz der Warenzufuhr gegen russisches Pelzwerk aber sehr lange hinausgezogen, und das Takelwerk des Schiffes hatte durch den langen Aufenthalt und verschiedene Fahrten an der sibirischen Küste so sehr gelitten, daß Hunt Bedenken trug, es den Winterstürmen des Großen Ozeans auszusetzen, wobei möglicherweise die ganze überaus kostbare Pelzladung verloren gehen konnte. Überdies war die Jahreszeit so weit vorgeschritten, daß man fürchten mußte, die gute Markt-

zeit in Canton zu versäumen und dort schlechte Geschäfte zu machen. Da Hunt indessen nicht gar zu lange von Astoria abwesend zu sein wünschte, fuhr er erst nach den Sandwich-Inseln, wo er den „Biber" verließ, um das Eintreffen des alljährlichen Astorschen Zufuhrschiffes zu erwarten und an Bord desselben nach der Columbiamündung zurückzukehren. So geschah es denn auch: der „Biber" legte im Dezember in Oahu an, setzte Hunt ans Land und segelte nach Ausführung einiger notwendiger Reparaturen am 1. Januar nach Canton weiter. Hier erging es Kapitän Sowle nicht gut; er war so darauf aus, einen hohen Preis für sein Pelzwerk zu erzielen, daß er den Abschluß des Handels immer weiter hinausschob, bis die Preise infolge des Krieges derartig sanken, daß er endlich beschloß, einstweilen überhaupt nicht zu verkaufen und bis zum Friedensabschluß in Canton liegen zu bleiben. Auch der Brief von Astor, worin dieser ihm befahl nach Astoria zu fahren, vermochte ihn nicht in diesem Entschluß zu erschüttern.

Inzwischen hatte Hunt bereits angefangen, es zu bereuen, daß er nicht seinen Instruktionen gemäß, sondern nach eignem Ermessen gehandelt hatte. Ein Monat nach dem andern verfloß, und noch immer ließ das sehnlich erwartete Schiff aus New York nichts von sich hören noch sehen. So wurde es Juni, bis das Schiff „Albatroß" auf der Rückfahrt von China Oahu anlief und die erste Nachricht von dem Englisch-Amerikanischen Krieg nach den Sandwich-Inseln brachte. Nun begriff Hunt das Ausbleiben des Zufuhrschiffes. Sein erster Gedanke galt der jungen Kolonie Astoria, der es ohne Zweifel an Proviant fehlen würde. Dem mußte vor allen Dingen abgeholfen werden. Deshalb charterte er kurzerhand den „Albatroß", nahm eine Ladung von Vorräten ein und erreichte die Columbiamündung nach zwölfmonatigen Meeresfahrten am 20. August 1813.

Hunt war maßlos überrascht, als er hörte, daß die Teilhaber beschlossen hatten, Astoria aufzugeben. Zu seinem Leidwesen mußte er sich aber bald davon überzeugen, daß die Sachen schon zu weit gediehen waren und seine Kollegen sich zu sehr in den Gedanken eingelebt hatten, als daß es möglich gewesen wäre, sie davon zurückzubringen. Auch schilderte man ihm den Handel im Innern und die gesamten Angelegenheiten und Aussichten in demselben ungünstigen Licht, wie in dem Schreiben an Astor. Dazu kam, daß Hunt selbst auch nicht besonders glücklich in seinen Erfahrungen gewesen war. Astors Interessen lagen ihm sehr warm am Herzen, und da er seine

großartigen Gesichtspunkte nicht ganz erfaßt hatte, war er von Anfang an oft wegen der ungeheuren Kosten der Unternehmung in Sorge gewesen. Die verschiedenen empfindlichen Verluste hatten dann noch das ihre getan, um ihn im Verein mit manchen Enttäuschungen sehr zu entmutigen. So kam es, daß er sich allmählich zu der Ansicht der andern Teilhaber bekehren ließ und nur noch eifrig darauf bedacht war, die Geschäfte mit möglichst geringem Verlust für Astor abzuwickeln.

Vor allen Dingen mußte man ein Schiff haben, um die großen Pelzvorräte der Faktorei auf irgendeinen Markt zu bringen und die Sandwich-Insulaner in ihre Heimat zurückzubefördern. Da der „Albatroß" nach den Marquesas und von da aus nach den Sandwich-Inseln ging, beschloß Hunt die Reise mitzumachen, um womöglich irgendwo ein Schiff zu chartern, Vorräte einzukaufen und im Januar in Astoria zurück zu sein. Falls ihm dies nicht gelang, wollte man M'Tavish vorschlagen, alle Leute, die dazu geneigt wären, in den Dienst der Nordwest-Kompanie zu übernehmen. Um etwaigen Geschäftsverzögerungen vorzubeugen, machte M'Dougal den Vorschlag, ihm alle Abmachungen mit M'Tavish allein zu überlassen, falls Hunt nicht rechtzeitig zurückkehren sollte. Dies wurde ihm, weil man nicht mit dem Fall rechnete, bereitwillig zugestanden.

Am 26. August fuhr Hunt von Astoria ab und langte glücklich auf den Marquesas an, wo er zu seinem Schrecken erfuhr, daß ein englisches Kriegsschiff unterwegs sei, um von der amerikanischen Ansiedlung an der Columbiamündung Besitz zu ergreifen. Da hier kein Schiff aufzutreiben war, setzte Hunt seine Reise auf dem „Albatroß" fort und traf am 28. November auf den Sandwich-Inseln ein. Hier wurde er wieder von einer Hiobsbotschaft empfangen: die im März von New York abgegangene „Lerche" war nämlich in der Nähe der Insel Oahu gescheitert. Der Kapitän und seine Mannschaft hatten sich zwar nach fast zweiwöchigem Herumtreiben auf sturmbewegter See ans Land gerettet, aber König Tamaahmaah machte sein Strandrecht geltend und erklärte das Wrack für sein Eigentum, wogegen er sich verpflichtete, die Besatzung bis auf weiteres zu ernähren.

Kapitän Northrop befand sich noch auf Oahu, als Hunt dorthin kam. Dieser erstand in aller Eile einen schnellsegelnden Zweimaster und stellte ihn unter den Befehl des Kapitäns. Sie gingen am 22. Januar unter Segel, um möglichst rasch nach Astoria zu fahren und alle dortigen Waren und Vorräte, die sie vor den Engländern

zu retten wünschten, nach den russischen Niederlassungen an der Nordwestküste zu überführen. So lauteten auch Astors Befehle, die Kapitän Northrop mitbrachte und an Hunt weitergab.

Inzwischen hatte sich M'Kenzie am 2. Oktober aufgemacht, um sich nach den Stationen im Innern zu begeben und Stuart und Clarke von den mit Hunt getroffenen Vereinbarungen in Kenntnis zu setzen. Er war aber noch nicht weit gekommen, als ihm eine Flottille von zehn Kanoes begegnete, die fröhlich unter englischer Flagge und dem Gesang der Voyageurs dahergefahren kam.

Es war wieder M'Tavish, diesmal in Begleitung von einem Teilhaber und mehreren Angestellten der Nordwest-Kompanie mit achtundsechzig Mann. Sie hatten gehört, daß eine englische Fregatte und der „Isaac Todd" nach Astoria unterwegs seien. In einem der Kanoes saß Clarke, der sich nach Empfang dieser Schreckensbotschaft sofort zur Rückkehr nach der Faktorei entschlossen hatte. M'Kenzie kehrte nun auch um, und die beiden Gesellschaften schlugen abends gemeinsam ihr Lager auf. Die Anführer wahrten natürlich die Form und verkehrten unbefangen miteinander; aber manche von den Leuten konnten sich nicht enthalten, ihren freudigen Gefühlen Ausdruck zu geben und sogar unverhohlen zu behaupten, sie würden die englische Standarte auf dem Fort Astoria aufpflanzen und alle Amerikaner zum Lande hinausjagen.

Als beide Parteien in Astoria ankamen, schlug M'Tavish angesichts der amerikanischen Geschütze ein Lager auf und hißte die englische Standarte. Die jungen Leute im Fort waren im Begriff, ihrerseits die amerikanische Fahne aufzuziehen, als es ihnen von M'Dougal verboten wurde. Sie waren darüber nicht wenig überrascht und ärgerten sich überdies grenzenlos über das anmaßende und prahlerische Gebaren der „Nordwestler", die sich als Herren der Situation betrachteten und mit verächtlichem Mitleid auf die vom Unglück verfolgten Astorianer herabsahen.

Am nächsten Morgen versammelte M'Dougal alle Angestellten und las ihnen einen Brief eines Hauptteilhabers der Amerikanischen Pelzkompanie vor, in welchem ihm mitgeteilt wurde, daß die englische Fregatte und der „Isaac Todd" binnen kurzem an der Columbiamündung eintreffen würden, „um alles, was an der Nordwestküste amerikanisch sei, zu erobern oder zu vernichten."

Die Angestellten, die zum größten Teil junge Amerikaner waren, ließen sich dadurch nicht einschüchtern. Sie waren empört, daß man

ihnen untersagte, das Sternenbanner zu hissen, während die britische Fahne direkt vor ihren Augen im Winde flatterte. In dieser Stimmung wären sie mit Wonne bereit gewesen, ihr Banner aufzupflanzen und dem englischen Kriegsschiff zu trotzen.

Aber es stellte sich bald heraus, daß die Verlesung des Briefes nur als Vorbereitung für einen vorgefaßten Plan gedacht war. Noch am selben Tage erbot sich M'Tavish, den gesamten Waren- und Pelzvorrat von Astoria zu übernehmen, und M'Dougal übernahm im Hinblick auf die ihm bedingungsweise erteilte Vollmacht die ganze Verantwortung und schloß den Handel kurzerhand unter sehr ungünstigen Bedingungen ab.

Das Benehmen M'Dougals erregte im Fort lebhafte und gerechtfertigte Entrüstung. Man hielt ihn nachgerade nicht nur für feige, sondern für geradezu verräterisch. Er begab sich z. B. fortwährend zu Verhandlungen ins Lager der Nordwestler, statt innerhalb seiner Befestigungen zu bleiben und die Anerbietungen der Gegner an sich herantreten zu lassen. Dabei war er durchaus in der Lage, seine Bedingungen zu stellen, denn bei M'Tavish herrschte nicht nur Mangel an Lebensmitteln, sondern auch an Munition und Handelsartikeln, während das Fort gut befestigt und verproviantiert war und über sechzig Mann Besatzung, Waffen, Munition, Boote und sämtliche Verteidigungs- und Rückzugsmittel verfügte.

Doch all diese Dinge fielen bei M'Dougal nicht ins Gewicht, weil er sich von ganz andern Beweggründen leiten ließ. Obwohl er für sein Entgegenkommen gegen die Nordwest-Kompanie alle möglichen Gründe anführte und nachher mehrfach versucht hat, sich reinzuwaschen, waren viele der damals in Astoria anwesenden Personen, und ganz besonders M'Kenzie, späterhin doch immer der Ansicht, daß sein Verhalten mehr als fragwürdig gewesen sei. Es ist ihm auch nicht gelungen, sich vor Astor zu rechtfertigen, denn dieser schrieb einige Zeit darauf an Hunt, Hab und Gut der Gesellschaft sei geradezu an die Nordwest-Kompanie verschenkt worden. „Es wäre mir lieber gewesen, wenn man uns unser Eigentum mit Gewalt weggenommen hätte," setzte er hinzu. „Dann würde ich mir wenigstens nicht vorkommen, als ob man mich entehrt hätte."

Es mag ja sein, daß all dieser Verdacht unberechtigt war; jedenfalls klingt es aber wie eine Bestätigung, daß M'Dougal kurz nach Abschluß des Vertrages Mitglied der Nordwest-Kompanie wurde und als solches in den Genuß eines sehr ansehnlichen Einkommens trat.

Das Ende ließ nun nicht mehr lange auf sich warten. Am 30. November wurde auf der Höhe von Cape Disappointment ein Schiff gesichtet, das bald darauf in Baker's Bay vor Anker ging und sich als englische Kriegskorvette enthüllte. M'Dougal ließ sich sofort hinausrudern und begab sich an Bord. Da er dort jedoch keine sonderlich liebenswürdige Aufnahme fand, kehrte er bald ins Fort zurück, um Vorbereitungen für die Aufnahme des englischen Korvettenkapitäns zu treffen. Er war noch damit beschäftigt, als ihm das Eintreffen seines einäugigen, indianischen Schwiegervaters an der Spitze einer Schar von bemalten und für den Kriegspfad herausgeputzten Krieger gemeldet wurde.

Der greise Comcomly hatte mit Bestürzung die Einfahrt des englischen Kriegsschiffes beobachtet. Dieser listige alte Barbar hatte sich nachgerade zu einem Politiker entwickelt. Er wußte von dem Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten, ahnte aber nichts von dem Übereinkommen zwischen M'Dougal und M'Tavish. Deshalb zitterte er für die Macht seines weißen Schwiegersohnes und die erhabene Stellung seiner Tochter und ließ eiligst seine Krieger zusammenberufen, die er folgendermaßen anredete: „König Georg hat ein großes Kanoe geschickt, um das Fort zu zerstören und uns alle zu Sklaven zu machen. Sollen wir uns das gefallen lassen? Die Amerikaner sind die ersten Weißen gewesen, die sich hierzulande niedergelassen haben. Sie sind wie Brüder mit uns umgegangen. Ihr großer Häuptling hat meine Tochter zur Squaw genommen. Wir sind daher mit ihnen nur noch ein Volk."

Seine Krieger erklärten sich denn auch alle bereit, den Amerikanern bis zum äußersten beizustehen. Zu diesem Zweck hatten sie sich in vollem Waffenschmuck eingefunden. Comcomly richtete eine feurige Ansprache an seinen Schwiegersohn. Er erbot sich, jeden von König Georgs Leuten zu töten, der zu landen versuchen sollte. Das sei eine Kleinigkeit. Das Schiff könne nur bis auf sechs englische Meilen ans Fort herankommen und die Mannschaft nur in Booten landen. Die Wälder reichten aber bis zum Wasserrande hinab; darin wolle er sich mit seinen Kriegern verbergen und die Feinde ebenso rasch niederschießen, wie sie den Fuß an Land setzen würden.

Diese echt väterliche Treue und Hingebung wird M'Dougal sicherlich gerührt haben; ja vielleicht hat ihn der tapfre, kriegerische Geist im Gegensatz zu der eignen Zaghaftigkeit auch ein wenig beschämt.

Er versicherte dem greisen Häuptling jedoch, daß er sich um seine und der Prinzessin Sicherheit keine Sorge zu machen brauche. Das Schiff gehöre zwar dem König Georg, werde den Amerikanern und ihren indianischen Verbündeten aber nichts zuleide tun. Er rate ihm und seinen Kriegern daher, Waffen und Kriegsschmuck abzulegen, Gesichter und Körper von Farbe zu reinigen und sich als saubre, gesittete Indianer zum höflichen Empfang der Fremden einzufinden.

Comcomly war über diesen Vorschlag aufs höchste verblüfft. Er stimmte so wenig mit den indianischen Begriffen über den Empfang feindlicher Völkerschaften überein, daß es längerer Überredung bedurfte, um ihn zu bewegen, eine minder kriegerische Haltung anzunehmen. Dann sprach er zu seinen Kriegern — ohne Zweifel, um ihnen die sonderbare Sachlage zu erklären und die merkwürdig friedfertige Natur seines Schwiegersohnes in Schutz zu nehmen. Sie zuckten alle nur die Achseln, stießen einen echt indianischen grunzenden Laut der Zustimmung aus und kehrten mürrisch in ihr Dorf zurück, um ihre Waffen einstweilen beiseite zu legen.

Am 12. September wurde das Schicksal Astorias durch eine feierliche Handlung besiegelt. Der englische Kapitän zog mit seinen Offizieren in das Fort ein, ließ die englische Standarte aufrichten, zerschmetterte eine Flasche Wein und verkündete mit lauter Stimme, daß er hiermit im Namen Seiner Majestät des Königs von England von der Niederlassung Besitz ergreife und ihr statt Astoria den Namen Fort George beilege.

Die Tschinukenkrieger waren bei der Feierlichkeit zugegen. Sie schüttelten die Köpfe und bedauerten, daß sie auf M'Dougals Wunsch von bewaffnetem Widerstand abgesehen hatten. Comcomly aber war nicht mehr stolz auf seinen Schwiegersohn, und wenn von ihm die Rede war, zuckte er verächtlich die Achseln und erwiderte, seine Tochter habe leider ein Versehen begangen und statt eines großen Kriegers eine Squaw geheiratet.

Einige Monate später, im Februar 1814, traf Hunt an der Columbiamündung ein, um die Pelzvorräte von Astoria abzuholen und in Sicherheit zu bringen. Als er von dem mit der Nordwest-Kompanie abgeschlossenen Handel erfuhr, geriet er in heftigen Zorn. Aber seine Entrüstung kannte keine Grenzen, als M'Dougal sich nun ganz unverfroren als Teilhaber dieser feindlichen Gesellschaft zu erkennen gab und Hunt den Vorschlag machte, er möge das Pelzwerk mit einem Aufschlag von fünfzig Prozent für Astor zurückerstehen.

Es war nun ganz klar, daß M'Dougal eine perfide und verräterische Rolle gespielt hatte, und Hunt sah ein, daß nichts mehr zu machen sei. Er war nur noch von dem Gedanken beseelt, Astors Interessen wenigstens insofern zu sichern, als er sich von der Nordwest-Kompanie die Wechsel oder Tratten für die an Astor zahlbare Kaufsumme verschaffte. Diese wurden ihm anstandslos ausgehändigt, worauf er sich wieder an Bord seines Schiffes begab und auf immer von Astoria Abschied nahm.

Die verschiedenen Teilhaber, Angestellten und Mannschaften der Gesellschaft kehrten teils zu Wasser, teils zu Lande nach New York zurück und überbrachten Astor die Kunde von dem unglücklichen Ausgang seiner Unternehmung.

Dieser war trotz alledem noch immer nicht geneigt, die Sache aufzugeben. Im Gegenteil, das hinterlistige und ungroßmütige Verhalten der Nordwest-Kompanie diente nur dazu, seinen Mut und Eifer noch mehr anzuspornen. „Sie sind derartig mit mir umgesprungen," schrieb er in einem Brief an Hunt, „daß ich gar nicht daran denke, es ruhig und träge hinzunehmen." Er faßte daher den Entschluß, seine Pläne wieder aufzunehmen, sobald die Verhältnisse es nur gestatteten. —

Nach Wiederherstellung des Friedens fiel Astoria mitsamt dem umliegenden Gebiet durch den Vertrag von Gent an die Vereinigten Staaten zurück, und im Jahre 1815 wurde ein Gesetz eingebracht, das sämtlichen englischen Kaufleuten untersagte, in den Ländern der Vereinigten Staaten Handel zu treiben.

Jetzt hielt Astor den günstigen Augenblick zur Wiederaufnahme seines Lieblingsplanes für gekommen. Es waren aber inzwischen neue Hindernisse erwachsen, die sich schließlich als unüberwindlich erwiesen. Die Nordwest-Kompanie befand sich jetzt nämlich im Besitz des ganzen Columbiastromes und seiner Nebenflüsse, behauptete alle ihre Stationen und Faktoreien und ging ihren sehr einträglichen Geschäften nach, ohne sich im mindesten um das neue Gesetz zu kümmern, das jenseits des Felsengebirges nichts weiter als toter Buchstabe war. Es hätte also der Waffengewalt bedurft, um sie zu verdrängen, und wie langwierig und blutig solche Fehden zu sein pflegten, hatten die Kämpfe zwischen den Nordwest- und Hudson Bay-Kompanien zur Genüge bewiesen. Deshalb wendete sich Astor an den Präsidenten der Vereinigten Staaten und erbot sich, sein Unternehmen zu erneuern und Astoria wiederherzustellen, wenn man

ihm den Schutz der amerikanischen Flagge zusage und Astoria zu einem militärischen Posten mache. Der Antrag wurde zwar von der Regierung sehr beifällig aufgenommen, doch wurden keinerlei Schritte getan, um ihn zur Ausführung zu bringen. So blieb Astor zu seinem lebhaftesten Bedauern nichts andres übrig, als den Gedanken ein für allemal aufzugeben, zumal da im Jahre 1818 ein Übereinkommen mit England getroffen wurde, demzufolge das von beiden Nationen beanspruchte Gebiet jenseits des Felsengebirges sowohl Engländern wie Amerikanern offenstehen sollte.

So zerschellte denn das ganze großartige Unternehmen. Es scheiterte aber nicht durch die mangelnde Energie, Sorgfalt und Beharrlichkeit Astors, sondern an allerlei widrigen Umständen, die sich seiner Macht entzogen, vor allem aber daran, daß seine Agenten und Vertreter nicht von demselben hochfliegenden und standhaften Geist beseelt waren wie er.

Die ungeheuren und so überaus ergiebigen Gebiete im Westen des Felsengebirges bildeten noch jahrelang einen Gegenstand endloser Streitigkeiten zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten, denn die englische Regierung war sich allmählich über ihre Bedeutung klar geworden und wünschte das von Astor erschlossene reiche Feld der Unternehmungen an sich zu bringen. Sie warf daher die Frage auf, ob diese Gegenden nicht von Rechts wegen zu England gehörten. Endlich wurde diese Streitfrage jedoch durch gegenseitige Zugeständnisse auf gütlichem Wege beigelegt. So erlebte der geniale Unternehmer an seinem Lebensabend doch noch eine Genugtuung: das Sternenbanner wehte wieder über „Astoria".

+2.50

XI. 11

F
880
I715
19--

Irving, Washington
Astoria

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 19 01 08 001 9